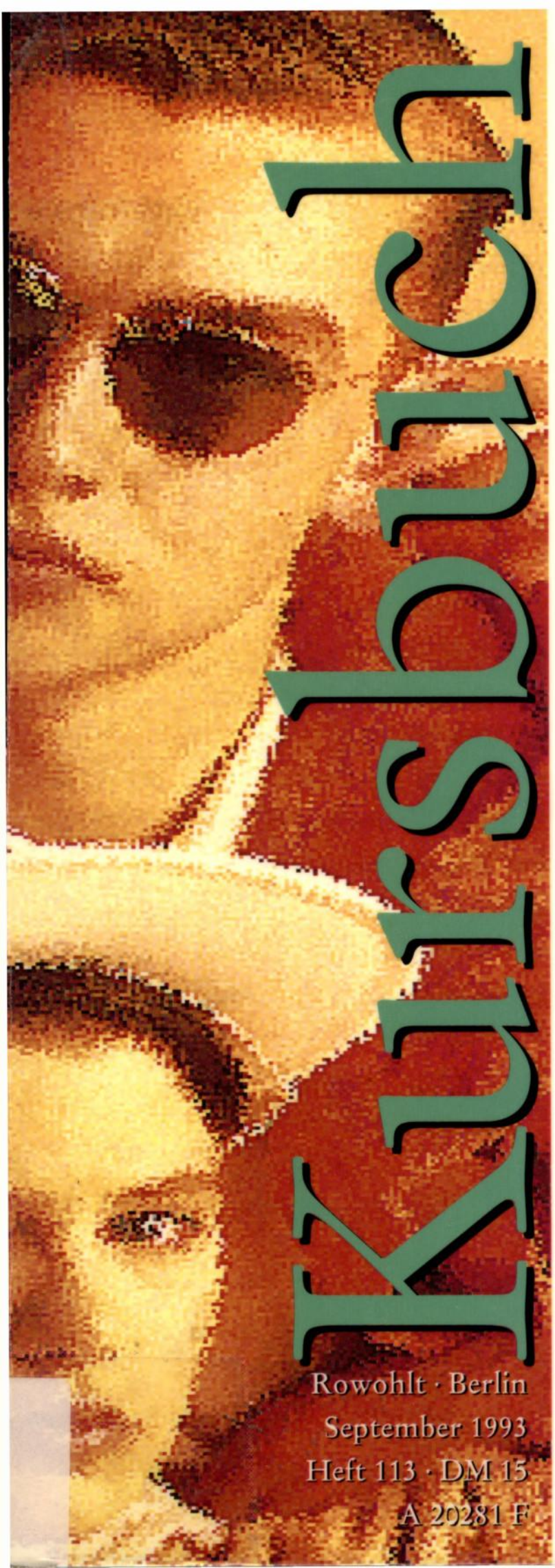


Deutsche Jugend

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Peter König,
Wir Vodookinder
Hülja, Melanie, Alexandra,
Ellen, Holger, Birgit, Frank,
Jasmina, Nora, Anne, Holger S.,
Selbstporträts
J. Bergmann / C. Leggewie,
Die Täter sind unter uns
Bodo Morshäuser,
Der Ernst der Neunziger
Horst Domdey,
Sehnsucht nach Schicksal
D. Sturzbecher / P. Dietrich,
In die Freiheit entlassen
Wolfgang Brück,
Die Skin-Masse läuft...
S. Sauer / D. Konnerth
Kinderland
Martin Schröder,
Bei der NVA
Wolfgang Engler,
Das halbierte Gewissen
Peter Schneider,
Erziehung nach Mölln
Klaus Hartung,
Der Untergang der Jugend
Ernst Uhrlau,
Gefahr von rechts
extra: *Ulrike Heider,*
Das schwarze Amerika

Kursbuch 113
Deutsche Jugend
September 1993

85
Kurs

Goethe Institut e.V. Bibliothek

Peter König, Wir Vodookinder 1
Jörg Bergmann / Claus Leggewie, Die Täter sind unter uns. Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands 7
Hülja, Melanie, Selbstporträts 38
Bodo Morshäuser, Neulich, als das Hakenkreuz keine Bedeutung hatte. Der Achtzigerjahrespaß und der Ernst der Neunziger 41
Alexandra, Ellen, Selbstporträts 54
Horst Domdey, Sehnsucht nach Schicksal. Die »Junge Freiheit« – eine »Deutsche Zeitung« 56
Holger, NN, Selbstporträts 64
Dietmar Sturzbecher / Peter Dietrich, In die Freiheit entlassen. Gespräche auf dem S-Bahnhof 67
Birgit, Frank, Selbstporträts 80
Wolfgang Brück, »Wenn die Skin-Masse läuft …« Rechtsradikale in der DDR 83
Sabine Sauer / Dètlev Konnerth, Kinderland 95
Martin Schröder, »Jetzt ist die Angst wieder da«. Bei der NVA, 1986-1988 104
Wolfgang Engler, Das halbierte Gewissen 117
Peter Schneider, Erziehung nach Mölln 131
Jasmina, Nora, Selbstporträts 142
Klaus Hartung, Der Untergang der Jugend. Ein Monolog über einen gealterten Begriff 144
Anne, Holger S., Selbstporträts 158
Ernst Uhrlau, Gefahr von rechts 160

extra:

Ulrike Heider, Weißer Rassismus und schwarzer Separatismus in den USA 173

Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
ausgeschieden am: .....

Begründet von
Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von
Karl Markus Michel und
Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

Das KURSBUCH erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 12.-, im Einzelverkauf DM 15.-

VERLAG:
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030-342 00 11.
Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.

VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT:
Karl Markus Michel und Ingrid Karsunke.

ANZEIGENVERWALTUNG:
Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030-250 08 41, Fax: 030-250 08 349.

COPYRIGHT: © 1993
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.

GESAMTHERSTELLUNG:
Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen

ISBN 3-87134-113-4
ISSN 0023-5652

BEILAGEN:
»Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage), Kühl Verlag/ Kommune (Teilbeilage), Links Verlag (Teilbeilage).

Peter König
Wir Vodookinder

»Die erste Generation schafft Vermögen, die zweite verwaltet Vermögen, die dritte studiert Kunstgeschichte und die vierte verkommt.« (Bismarck)

»And as the song and dance begins, the children play at home with needles and pins.« (Genesis)

»No No No No No No No No No No No there's no limit.« (Too Unlimited)

Versucht nicht, uns zu verstehen.

Ihr könnt uns untersuchen, befragen, interviewen, Statistiken über uns aufstellen, sie auswerten, interpretieren, verwerfen, Theorien entwickeln und diskutieren, Vermutungen anstellen, Schlüsse ziehen, Sachverhalte klären, Ergebnisse verkünden, sogar daran glauben. Unseretwegen. Aber ihr werdet uns nicht verstehen.

Wir sind anders als ihr.

Wir kopieren eure Moden und Utopien, wir haben von euch gelernt, wie man sich durchwindet, durchfrißt, wir sind alle kleine Schmarotzer in euren Häusern, behütet durch dicke Polster aus Wohlstand, die angelegt wurden, weil wir es einmal besser haben sollten. Wir nehmen eure Wohnungen und euren Besitz in Anspruch, warum sollten wir nicht noch mehr wollen, wenn wir schon alles haben; unsere Ansprüche sind groß und selbstverständlich und einer Konsumgesellschaft angemessen. Wir nutzen eure Welt, aber wir verweigern das Nacheifern, wir funktionieren anders, wir sind anders konstruiert, sozialisiert, domestiziert, angeschmiert. Früher war alles anders, und deshalb kann man uns nicht mit früher vergleichen. Unsere Jugend ist anders, als eure war.

Wir sind anders als wir.

Wir sind zu viele, zu verschieden, zu zersplittert, zu schillernd, zu gegensätzlich, zu unlogisch und zu abgeschottet und sektiererisch, als daß es ein großes, umfassendes *Wir* geben könnte. Wir benutzen es trotzdem.

Wir, das wechselt.

Ein *Wir* kann aus verschiedenen Gruppen bestehen, die sich normalerweise nur abschätzig mißachten würden. Ein Haufen von Autonomen[1] und Normalos[2] zum Beispiel wird zum *Wir* durch die Konfrontation mit einem andern *Wir*, das *uns* in einen Topf schmeißt, der die Aufschrift *Ihr*

trägt. Wir hier drinnen, ihr hier draußen, wir hier unten und ihr da oben. Beschimpfungen schlägt man sich um die Ohren, Worte wie Toleranz, Meinungsfreiheit, Faschismus und Chaotentum sind die leeren Patronenhülsen, die den Kampfplatz abstecken, abgeschossen ohne Absicht der Wirkung, lächerliches Geplänkel, demokratisches Feigenblatt, keine Schlägerei ohne Diskussion, aber so sind nun mal die Spielregeln. Wie auch die Provokation, *die Straße liegt nicht mehr draußen*, die abgeschaltete Vernunft, das Gerede unter der Voraussetzung, sich nicht überzeugen zu lassen. Später die Baseballschläger, Fäuste, abgebrochene Billardqueues, die Polizei, von beiden Seiten belagert, die als Kindergärtner auftritt, ohne daß es jemand merkt, zu sehr sind *WIR* im Recht. Später Artikel in der Zeitung, tendenziös natürlich, Gegendarstellung, Leserbriefe, Unterschriftenlisten, Demos, Aktionskomiteegründungen, Debatten, Diskussionen, endlose Sitzungen. Der Schrei nach Vernunft, die militante Front, der Krach innerhalb des Lagers, der es in neue *Wirs* spaltet. Wir spielen Politik, und der Feind steht immer außerhalb.

Das sind die sinnlichen Tage des Ausnahmezustandes, des Gefühls der Gefahr. Es passiert was, etwas bewegt sich. Wir sehen nicht tatenlos zu, wir vertreten unsere Meinung, eine Revolution liegt in der Luft. Das sind die Tage, an denen wir vom Jugendzentrum zur Szenekneipe pilgern, an denen es nur ein Thema gibt, alle über jede Neuigkeit sofort informiert sind, Augenzeugen immer und immer wieder erzählen müssen; die Tage der Pläne, der Hektik, der Organisation, ständig wird telephoniert, um auf dem laufenden zu sein, wir vernachlässigen dafür alles andere, es gibt Wichtigeres zu tun, die Geschichte fragt nicht nach unserem Terminkalender, und im Hintergrund laufen die alten Degenhardt-Platten unserer Eltern. Diese Tage sind herrlich. Sie geben uns Sinn, Ziel, Richtung und Sicherheit in unserer Meinung, so lange, bis der Konflikt verschleppt ist, irgendwie die Fronten demontiert, gespalten, versandet. Dann suchen wir weiter nach Konflikten, nach Provokationen der anderen, die stark genug sind, uns zu politisieren, zu radikalisieren, wir lechzen nach den Situationen des Kampfes, seit der Kampf ums tägliche Überleben und um die Freiheit hierzulande abgeschafft ist; des Kampfes um eine Sache. Die Sache, die uns in eine Position drängt, Wut und Zorn, Trauer und Adrenalin in uns freisetzt.

Wir brauchen eine Vision, eine Mission, das Leben wird wieder härter, direkter, dreckiger. Deutschland kommt runter, wird wilder, gefährlicher; und wir stellen uns darauf ein, durch die Aufrüstung unserer Mittel. Gebt uns eine Richtung, gebt uns eine Uniform, daß wir erkennen, wer wir sind, damit wir bestehen können im Kampf gegen die anderen. Denn wir dienen in einer Bundeswehr, die beim ersten Schuß aus der Gefahrenzone ausgeflogen werden muß, und auch die Fußball-

weltmeisterschaft als Ersatzkrieg hat ausgedient. Wir brauchen uns keine Hemmungen mehr aufzuerlegen, die anderen haben ja auch keine. Die Moral, die guten Sitten, die Ordnung sind die Sofakissen der Kleinbürger, der Duckmäuser, der Schwächlinge, die sich alles gefallen lassen und sich ständig beklagen, daß ihnen Unrecht geschieht, bloß weil sie sich nicht wehren. Ihr könnt uns nicht mehr stoppen, es ist zu spät, es geht ja schließlich um unsere Zukunft, vor der wir keine Angst haben müssen, wenn *WIR* sie bestimmen; wir kämpfen um das, was uns seit Generationen am Herzen liegt, uns zusteht, um unsere Errungenschaften, Ruhe, Wohlstand, Frieden, Toleranz, Ordnung, Vaterland, unsere Sozialhilfe, um all das, was uns dieser Staat verspricht, aber um was wir beschissen werden. Dieser Staat ist zu schwach, um sich selbst zu verteidigen, also übernehmen wir das jetzt für euch. Nicht, weil wir eure Demokratie unterstützen wollen, nicht, weil es unser Staat wäre, aber es geht um unser Land.

Unsere Demokratie läuft schief. Die Demokratie, die wir leben, wurde uns in der Schule vermittelt, wo sie immer nur als Argument gegen unsere Interessen herhalten mußte. Wir lernen in der Schule viel mehr, als im Lehrplan steht und die Statistik des ständig sinkenden Bildungsniveaus glauben machen will. Wir lernen die heute übliche Form des Zusammenlebens. Der Erziehungsauftrag an uns wird zwischen Eltern ohne Zeit und überforderten Lehrern hin- und hergeschoben, wir gewinnen Freiraum in diesem Chaos, und der gefällt uns. Wir verwildern in diesem Vakuum, dessen Ränder aus Watte sind und dessen Grenzen wir selbst setzen. Daß es auch noch andere Grenzen gibt, merken wir erst wieder, wenn vor uns ein brennendes Haus steht, das wir angezündet haben, und hinter uns drei Polizisten, die erstaunlich fest zupacken. Unsere Spielregeln sind unlogisch und schwer zu durchschauen, aber auch ein Schlag ins Gesicht ist ein Rausch, denn er hinterläßt ein Gefühl, das eindeutig ist. Demokratie ist das genaue Gegenteil davon, sie ist rauscharm, kompliziert und viel zu anstrengend. Sie macht keinen Spaß, sie ist zu unsinnlich, zu wenig genußbetont. Und der Genuß ist uns ein hoher Wert. Ständig werden wir aufgefordert, am *Rendezvous der Sinne* teilzunehmen, wir sollen den *Gipfel der Genüsse* erklimmen, Duschgels *provozieren* Frauen, und jede Tiefkühlpizza nennt sich *Gourmet*. Wen wundert da noch unser verkrampftes Hinterherrennen hinter der Lust, unsere Genußsucht, die Tendenz zur immer schnelleren Abstumpfung und immer höheren Stimulierung? Wir wollen alle Hedonisten sein, doch unsere Genüsse sind irgendwie schal, wie eingehüllt in kalten Zigarettenrauch. Aber komischerweise freuen wir uns auch über eine Umarmung, die gefundenen fünfzig Pfennige, eine Einladung zum Kaffeetrinken oder darüber, daß die Sonne scheint. Wo irren sich die Konsumtheoretiker?

Wir sind unfaßbar, das ist unser Geheimnis. Wir kommen mit dieser falschen Welt besser zurecht als eure Psychologengeneration, die die Welt der Werbung als das Reich des Bösen enttarnt hat. Und die endlos über Konzepte diskutiert, pädagogisch darauf einzugehen. Wir dagegen schalten einfach um. Oder gerade deswegen ein. Die Werbung ist Teil unserer Sozialisation. Wir sind sie gewöhnt und weitgehend immun gegen sie. »Werbewirkung endet im Geldbeutel.«[3]

Wir verhalten uns anders, als wir eigentlich müßten oder sollten. Aber wer will Berechenbarkeit, Logik und Konsequenz von uns erwarten, von den Kindern des Pluralismus?

Wir plündern eure alten Klamottenkisten, wir tragen eure alten Kordhosen mit Schlag, die Klumpstiefel mit Plateausohlen, die Pullunder aus Glitzerwolle, die braun-orangen Hemden mit den langen Kragenspitzen. Wir leben im Zeitalter des Recyclings, alles wird wieder- und wiederverwendet, so lange, bis es aufgelöst ist, geistiger Historismus, Eklektizismus, alles war schon mal da, aber das liegt nicht an uns, das war vor unserer Zeit, alles wird in uns hineingestopft, ausgelutscht, unverdaut wieder herausgewürgt, ausgekotzt, ausgeschissen. Der *Spiegel* schreibt, daß die Mode gerade dabei ist, die Neunziger wiederzuentdecken. Wir tragen alte Hüte und blankgewichste, fabrikneue Werftarbeiterschuhe, die in unserem Marokkourlaub das erste Mal auf einer Kaimauer standen. Wir lesen Bukowski und regen uns auf, wenn in der Kneipe auf dem Klo das Lokuspapier alle ist. Wir schwelgen in Kulten, die wir nicht leben müssen, Lebensgefühle aus Kultbüchern, Kultfilmen, Kultfestivals, okkulten Subkulturen, ein Punk hört keine Abba-Platten, oder gerade jetzt doch? Unsere Mythen, die RAF, die bessere DDR, Kalifornien, Adolf Hitler und die 68er, kennen wir nur vom Hörensagen, sie sind selbstgemacht und beliebig formbar, denn wir waren keine Augenzeugen. Unsere Tanzreligion versetzt uns in Ekstase, wir werden besessen vom deus ex machina, aus dem Synthesizer, aus dem Drumcomputer, das goldene Kalb, das wir umtanzen, sind wir selbst. Wer kann uns heutzutage noch eine moralische Autorität sein? Wo sollen wir eine Ethik lernen? Und von wem? Und warum? Warum sollen wir nicht machen, was möglich ist? Warum sollen wir uns nicht verhärten lassen in dieser harten Zeit? Wenn es doch nützt?

Wundert euch über uns, ihr Wunderkinder, denn wir sind die Vodookinder und haben das Wundern verlernt.

Wundern kann man sich nur über etwas, was nicht in ein Weltbild paßt. Unser Weltbild besteht aus einem riesigen Haufen von unglaublichen Anekdoten, deren Zahl zu groß ist, als daß man sie alle auf ihre Wahrhaftigkeit überprüfen könnte. Wir glauben alles, weil nichts mehr unwahrscheinlich erscheint, unmöglich ist – die moderne Form des blinden

Fortschrittsglaubens. Wir werden ständig mit Wissenshäppchen und wahren Geschichten beschossen, und was hängen bleibt, ist das Anekdotische, das schlecht Recherchierte, die Rubrik »unglaublich aber wahr«.

Wir können uns nicht mehr wundern, weil wir kein Empfinden für die Wirklichkeit mehr haben. Wir wollen über Solingen, Mölln und die anderen deutschen Städte betroffen sein, kriegen das aber irgendwie nicht auf die Reihe. Wir wissen, daß ein rassistischer Mord etwas Grauenhaftes ist. Aber wir spüren es nicht mehr. Ein Bezugssystem zum Leben entsteht aus authentischen Erlebnissen, aber die gibt es kaum noch. Wir wissen über alles Bescheid, aber aus dritter Hand. Unser Frühling erwacht nicht mehr in dumpfer Unwissenheit wie bei den Wedekindern, nein, wir Vodookinder leiden an schriller Überaufklärung. Wir werden alleingelassen im Wust der verschiedenen Ansätze zur Sexualerziehung, Sexualpädagogik, Sexualtherapie, Sexualosophie, Sexualpathologie. Und es fühlt sich dann doch ganz anders an. Soviel, wie wir gehört und gelesen haben, können wir gar nicht erleben, dafür ist das Leben zu kurz. Wir nehmen alles an und halten es für die Wahrheit, machen es zu unserer Wahrheit, denn eine objektive Wahrheit gibt es nicht mehr, inzwischen eine Binsenweisheit. Was die Philosophien soviel Nerven gekostet hat, belastet uns einfach nicht mehr. Wir sind uns dessen nicht bewußt, aber leben danach. Jeder hört nur, was er will (aber woher kommt dieser Wille?). Mit dem, was er nicht hören will, kann er sich nicht auch noch auseinandersetzen, woher denn die Zeit nehmen? Wir sind die Ritter der traurigen Gestalt, die gegen die langsamen und unendlich feinen Windmühlen des selbstgemachten Stresses kämpfen. Sind wir denn Atlas? Müssen wir wirklich alle Probleme des Daseins auf unseren Schultern herumtragen? Was kümmert uns die Wirklichkeit, wenn sie doch nicht mehr relevant ist? Wenn das tägliche Leben prima ohne sie auskommt? Es funktioniert doch auch irgendwie ohne Objektivität. Wozu noch diskutieren, wenn eh' keiner mehr die Wahrheit kennt?

Unsere Welt gleicht der der haitanischen Vodooisten[4]. Wir sind losgelöst, unseren Wurzeln entfremdet, entfernt wie die Karibik von Afrika. Was gestern noch ein *point*, ein erschaffener, gekaufter Geist war, der Welt der Magie entsprungen, gehört heute zur Familientradition, ist ein *loa*, ein alter, afrikanischer Gott, ist Religion. Wir haben die freie Arzt- und Gotteswahl; wenn wir wollen, werden wir selbst zum *loa*. Sie macht Spaß, unsere Welt, wir haben alle Freiheit, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist hier, ist Deutschland, wir wissen das nur nicht so recht. Die Beliebigkeit regiert, wir sind Spielbälle des Zufalls, der Zufall bestimmt, was wir denken und meinen wollen. Wir sind glücklich, trotz der Sinnleere, warum sich das Leben unnötig schwer machen? Wir sind un-

ausgeglichen, krank, haben einen an der Klatsche, Pickel, Übergewicht oder Bulimie. Und wir erschaffen neue *points*, neue *loas*. Unser Leben ist sehr reich und sehr armselig. Es ist wie die englische Sprache, simpel in der Grammatik und mit einem unglaublichen Wortschatz ausgestattet. Es gab Generationen, die wollten schnell erwachsen werden, und andere hofften zu sterben, bevor sie alt würden. Wir wollen ewig leben und bleiben, wie wir sind. Wir flirten mit allem und tun nichts so intensiv, daß es uns weiter brächte. Wozu auch? Warum etwas verändern, wenn es auch so geht? Wir fordern unsere Rechte als mündige Bürger und wundern uns, wenn uns jemand ernst nimmt. Wir sind das Produkt unserer Zeit. Wir sind eine Protestgeneration, wir verweigern nicht mehr den Konsum, wir verweigern eure Werte. Wir sind die passive Konterrevolution. Wir sind manisch und depressiv, wir glauben, daß uns die Welt gehört, und uns bedrückt der Gedanke, daß wir in einigen Jahren die Verantwortung für dieses ungeheuer komplexe System Menschheit übernehmen müssen. Wir müssen dann Güterwagen bauen können, Kriege führen, Schwimmbäder sanieren, Klos putzen, Weizen anbauen, Bier brauen, Gemälde restaurieren, Rollmöpse wickeln, Gallenblasen entfernen, besetzte Häuser räumen, Haschisch verschieben und die Verluste der Telekom berechnen. Irgend jemand von uns muß das mal machen, diese Aufgaben übernehmen, so wie das jetzt irgend jemand von euch macht. Wir haben es einfach wie kaum jemand und werden davon überfordert. Wir wollen behütet sein und frei. Wir sind hemmungslos verklemmt, unglaublich weltoffen, schön intelligent, unrealistisch und faul. Wir lieben uns wieder und schlafen zu unbedacht miteinander, zu gehemmt und egoistisch. Wir glauben an Gott und die geklauten Nieren im Krankenhaus. Wir sind reizend, häßlich, und wir sind jung. Wir sind die Vodookinder.

Anmerkungen

1 Die aktuelle Definition eines Autonomen sieht im Moment ungefähr so aus: Ein Autonomer ist eine zumeist männliche Person jugendlichen Alters, die einen Aufnäher *gegen Nazis* auf der schwarzen Jeansjacke und eine große Klappe hat. Zumeist entbehrt er einer gewissen Selbstkontrolle, ist aber im großen und ganzen harmlos, und nur die dümmsten unter ihnen werfen ab und zu Steine. Merke: Ein Autonomer ist heutzutage kein vermummter Wackersdorf-Rambo mehr, sondern der nette Punk von nebenan.

2 Alle Jugendlichen, die keiner bestimmten Gruppe angehören, also ein Schmelztiegel aus Nichtpunks, Nichtmüslis, Nichtskins, Nichtpsychobillys etc.

3 Uli Nusch.

4 Vgl. Corina Männle: *Voodoo in Haiti. Versuch einer Darstellung religiöser und politischer Aspekte*, Freiburg 1992.

Jörg Bergmann / Claus Leggewie
Die Täter sind unter uns

Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands*

»Gehn Sie weiter. Es gibt hier nichts zu sehen.« Der Mann im Jogginganzug mustert uns über seinen Gartenzaun. Wir deuten auf das Haus auf der anderen Straßenseite. »Gar nichts!« wiederholt er und schaut weg. Erst wenn man genauer hinschaut, sind an einer Fensterkante des gegenüberliegenden Hauses, auf etwa vier Meter Höhe, Brand- und Verpuffungsspuren zu erkennen. Eine rundliche Frau in bunter Kleidung tritt aus dem Haus und beachtet uns nicht.

An einem Herbstabend des Jahres 1991 ist das Nichts gewalttätig geworden. Am 7. Oktober, einem Montag, gegen 21.10 Uhr ruft ein türkisches Mädchen die Polizei an und meldet aufgeregt, im Haus Harmsheimer Straße 37 in Geringshausen sei Feuer gelegt worden. Drüben, vor der Telefonzelle, stünden zwei Männer verdächtig herum. Sofort werden Streifenwagen und Feuerwehr an den Tatort, ein Asylbewerberheim, beordert. Als sie eintreffen, haben sich die Bewohner im Schein der Straßenlaterne versammelt. Bei ihnen ist Pfarrer Matthes von der evangelischen Gemeinde des Ortes, der sich um die gut vierzig Asylbewerber kümmert (fast alle sind türkische Kurden). Es herrschen schon herbstliche Temperaturen, knapp über zehn Grad Celsius. Auf der Außenbank des Fensters findet die Spurensicherung braune Glassplitter einer Einwegflasche der hiesigen Pilsmarke. Das Etikett ist verkohlt. Auf dem Gehsteig liegt ein angebrannter Lappen Gardinenstoff – offensichtlich Reste eines »Mollis«. Also Brandstiftung. Und versuchter Mord? In dem Zimmer im Hochparterre, wo der Brandsatz am Fenstersims zerschellte, saß gerade ein Ehepaar auf dem Boden um einen Korb mit Obst. Hätte das Geschoß die dünne, bereits gesprungene Glasscheibe durchschlagen, wäre es mit hoher Wahrscheinlichkeit an den leicht entzündlichen Plastikgardinen vorbei auf das Doppelbett gefallen. Die beiden Männer vor der Telefonzelle, zwei Studenten der nahen Universität, waren es nicht. Sie haben aus sicherer Entfernung einen kurzen Feuerschein beobachtet und sind, als am Haus kein Schaden zu entdecken war, fortgegangen.

Einen Kilometer weiter, in Richtung Riedrich, nimmt die Polizei der-

weil einen schweren Unfall auf. Zwei junge Männer haben mit ihrem »Bauern-GTI« in einer langgezogenen Kurve ein entgegenkommendes Fahrzeug gerammt, dessen Fahrerin beim Zusammenstoß leicht verletzt wurde. Die Polizei stellt die Personalien der beiden fest, die wegen ihres Aussehens – Glatze und Springerstiefel – unschwer als Skinheads erkennbar sind: Der Wageninhaber ist Markus Frankenberg, 19 Jahre alt, wohnhaft in Riedrich, sein Beifahrer heißt Stefan Gennrath, wohnt in Harmsheim und ist 18 Jahre alt. Beim Unfallverursacher werden 1,2 Promille festgestellt, der andere hat auch über 0,8 intus. Bei der näheren Inspizierung des auf ein Feld gerutschten Wagens (vermutlich Totalschaden) findet das Unfallkommando, das von dem Anschlag auf die Unterkunft der Kurden informiert ist, in einer Sporttasche auf dem Rücksitz einen Kanister Nitroverdünner, leere Bierflaschen und Stofftücher. Stefan Gennrath gesteht sofort, sein Kamerad bei der späteren Vernehmung. Die beiden werden ins Polizeipräsidium der Kreisstadt gebracht und in U-Haft genommen. »Die schlimmste Nacht meines Lebens«, erinnert sich Gennrath später. Bei der Vernehmung sagt er, auf die möglichen Folgen einer Brandstiftung hingewiesen: »Verluste müssen in Kauf genommen werden.« Der Satz taucht nicht im Vernehmungsprotokoll auf.

Ziel des Brandanschlags war das seit dem Frühjahr 1988 in Geringshausen bestehende Heim für Asylbewerber. Ältere Dorfbewohner kennen das Gebäude als »unsere Fabrik«: Bei der Zigarrenfirma »Sinn & Compagnie« haben viele Frauen nach dem Krieg Arbeit gefunden. Doch die Zeit, als hier noch die Schornsteine rauchten, ist lange passé. Das unscheinbare, nicht allzu große Gebäude stand jahrzehntelang leer, bis der Landkreis einen Teil der Asylbewerber dort unterbrachte, zu deren Aufnahme, Beköstigung und Versorgung er gesetzlich verpflichtet ist. Mit diesem Vorgang war Geringshausen (ein Ortsteil der Gemeinde Riederwald, zu der noch die Ortsteile Harmsheim und Riedrich gehören) auf einen Schlag an die transnationalen Flüchtlingsströme angeschlossen, die den Leuten nur noch aus dem Fernsehen und einigen noch aus der Erinnerung an die (eigene) Vertreibung aus dem Osten bekannt waren.

Die Kurden waren hier nicht die ersten Fremden. Ausländische Gastarbeiterfamilien, »Mitbürger« genannt, leben seit den sechziger Jahren in Geringshausen, ein paar Dutzend Ausländer unter 1611 Einwohnern; durch sie weist das Telefonbuch so exotische Dorfnamen auf wie Fernandez, Özgür und Abdullah. Gegen diese Sorte von Fremden bestehen in der Regel keine großen Einwände, zumal sie sich höchst unauffällig verhalten und deutsche Lebensweisen praktizieren. Doch der Plan der Nutzung der Fabrik für die anderen Fremden stößt auf erhebliche Reserven, auch auf Widerstand. Weder die hessische Landesregierung noch die Gemeindeverwaltung haben große Anstrengungen gemacht, die Gerings-

häuser auf ihre neuen Nachbarn vorzubereiten. Zum damaligen Zeitpunkt näherte sich die Zahl der Asylanträge der magischen Grenze von 100 000. Der Bundestagswahlkampf 1987 hatte dem unliebsamen Thema scharfe demagogische Züge verliehen. Die »Asyldebatte« hob an, und immer häufiger war nun von »Flut« und »Schwemme« die Rede und von »Schmarotzern«, die den Artikel 16 mißbrauchen.

In Geringshausen zirkuliert im März 1987 die Unterschriftenliste einer anonymen *Bürgerinitiative gegen die Errichtung eines Asylbewerberwohnheims.* Rund 300 Bürger, etwa ein Viertel der erwachsenen Bevölkerung des Ortes, sprechen sich dagegen aus, daß in der Harmsheimer Straße eine Flüchtlingsunterkunft entsteht. Aber auch die *guten* Deutschen melden sich: mit Pfarrer Matthes starten sie, als die Flüchtlinge eingezogen sind, Aktionen der guten Nachbarschaft. Sportfeste sollen die Völker verbinden, und bei einem Brunnenwettbewerb kann das Modell der Asylbewerber Platz zwei erringen. Die Befürworter des Heimes, überwiegend mittelständische Leute, übernehmen Patenschaften, die aber bald abgebrochen werden oder versanden. Während die älteren Asylbewerber nicht viel Kontakt zu Deutschen suchen und die Tage, weil sie nicht arbeiten (dürfen), auf ihren Zimmern, in dem fast idyllischen Garten des Hauses oder in der Gemeinschaftsküche verbringen, gehen die Kinder ihrer Schulpflicht nach und schließen erste Freundschaften mit gleichaltrigen Kindern aus dem Dorf. Manche nehmen Hausaufgabenhilfe in Anspruch, einige machen in Sportvereinen des Dorfes mit.

1990 tauchen Schmierereien an der Hauswand auf und beginnen anonyme Drohanrufe im Heim. Einige Nachbarn der langen Straße, überwiegend Eigenheimbesitzer, beschweren sich über den Lärm der Kurden in ihrem Hof oder darüber, daß Obst aus ihren Gärten gestohlen worden sei. Ende Juni 1991 werden zweimal, vermutlich aus einem vorbeifahrenden Wagen, Steine gegen die Fassade des Hauses geworfen. Eine Scheibe, hinter der ein behinderter junger Mann sitzt, zerspringt. Der Hausverwalter erstattet Anzeige, aber der oder die Täter werden nicht ermittelt. Auch ein nächtlicher Überfall auf zwei Bewohner in der Nähe der Unterkunft durch zwei mit Knüppeln und Messern bewaffnete junge Männer wird nicht aufgeklärt. Der zuständige Polizeipräsident registriert rund ein Dutzend ähnlicher Vorfälle (Parolenschmierereien, Steinwürfe). Im Landkreis gibt es um die zwanzig »Zweitaufnahmeunterkünfte« des Geringshäuser Typs, in denen Asylbewerber auf das Ende ihrer Verfahren warten oder als anerkannte oder geduldete Personen untergebracht sind.

Aufgeschreckt durch die Attacken, über die in der lokalen Presse berichtet wird, stellt der Bürgermeister der Gemeinde heraus, daß das dreijährige Zusammenleben mit den Flüchtlingen durch »vielfältigen

Einsatz der Bürgerinnen und Bürger« bestens funktioniert habe. »Um so verwerflicher ist es, wenn einige wenige Wirrköpfe diesen Frieden zerstören.« Es sei ganz unverantwortlich, »unsere ausländischen Mitbewohner wieder in die Ängste zu versetzen, deretwegen sie ihre Heimat verlassen haben«. Der Bürgermeister fordert seine Gemeinde auf, wachsam zu sein, damit sich solche Ausschreitungen nicht wiederholten. »Durch ein klares Eintreten für die Einhaltung der Menschenrechte in unserer Gemeinde muß den Tätern und eventuellen Sympathisanten der geistige Nährboden entzogen werden«, wird er in einem Zweispalter der Lokalzeitung zitiert.

Markus Frankenberg, der im Nachbarort Riedrich lebt, hat diesen Artikel ausgeschnitten und aufbewahrt. Am Abend der Tat trägt er ihn bei sich: »Zwischenfälle in Geringshausen häufen sich. Unbekannte bedrohen nachts die Asylanten.« Unterstrichen ist darin nichts. Kennen er und sein Freund Gennrath die Bewohner des Hauses? An der schräg gegenüber dem Gebäude stehenden Telefonzelle, die von den Asylbewerbern rege frequentiert wird (im Haus gibt es für sie keine Möglichkeit, Ferngespräche zu führen), ist es mehrfach zu Rangeleien und Belästigungen gekommen. Daran war offenbar auch Stefan Gennrath beteiligt, ohne sich vor Gericht oder uns gegenüber dazu näher auszulassen. Er sagt, er habe sich zu dem Heim »irgendwie geradezu hingezogen gefühlt«, und erweckt den Eindruck, als habe er sich an den Kurden für die Schläge revanchieren wollen, die er von »unseren lieben ausländischen Freunden« (er nennt zwei türkische Namen) bezogen hat, angeblich »seit Jahren«. Diese Klage mündet in ein allgemeines Ressentiment gegen »unseren Scheiß-Beamtenstaat«, der den deutschen Jugendlichen die Dorfdisco schließt, den Asylanten aber alles erlaubt und serviert. Notwehr also. Jedenfalls kennen die beiden Täter einige, etwa gleichaltrige Kurden aus dem Heim von Angesicht. Sie haben eine hinreichend genaue und ausreichend voreingenommene Vorstellung davon, wie die Leute aussehen, die sie zu »erschrecken« gedenken.

Fälle wie diese gibt es mittlerweile Hunderte. Die Kommentatoren und Analytiker des kleinteiligen Massenterrors in der wiedervereinigten Republik sind anhaltend ratlos. Gesucht sind bündige Erklärungen; gefunden werden sie gewöhnlich im individuellen Charakter oder in der sozialen Lage der halbwüchsigen Delinquenten. Die gängigsten Hypothesen: die Täter seien irgendwie »gestört« oder »asoziale« Angehörige der Unterschicht, die von ihnen selbst erfahrene Gewalt in Familie und Gesellschaft an probaten Sündenböcken ausagierten. Nicht allein in unserem Fall zerbrechen derartige Binsenweisheiten schnell. Weder pathologische Einzelfälle noch eine fehlgegangene, nach rechts verrutschte Arbeitslosenrevolte lassen sich belegen. Vielmehr muß man die auffällige

Normalität der Lebensläufe und die Zugehörigkeit der Täter zum gesellschaftsweiten Mittelstand konstatieren. Die meisten Täter stammten »aus gutbürgerlichem Milieu« und seien nie zuvor »aufgefallen«, stellen Kriminologen und Staatsschützer erstaunt fest. Eine abgeklärte, auf schnelle Generalisierung erpichte und damit zur Verharmlosung dienende Soziologie scheitert an diesem Phänomen ebenso wie die aufgeregt staatstragende oder -kritische Perspektive der Extremismusbekämpfung. Wir wollen dagegen einen singulären, in seinem Verlauf quälend unspektakulären Tathergang streng kasuistisch rekonstruieren und in die schier unerklärlichen deutschen Vorgänge einordnen. Was in Geringshausen geschehen konnte, hat dort kaum jemand für möglich gehalten. Nicht einmal die Attentäter selbst.

Wie man in zwei Stunden ein Täter wird

Am frühen Morgen des 7. Oktober, gegen vier Uhr, ist der achtzehnjährige Stefan Gennrath, Bäckerlehrling im dritten Lehrjahr, wie üblich aus der elterlichen Wohnung in Harmsheim ins benachbarte Steinheim zur Arbeit gefahren. Am Arbeitsplatz gibt es keine besonderen Vorkommnisse. Im Lauf des Vormittags trinkt er, wie üblich, zwei Flaschen Bier. Nachmittags gibt es eine Abwechslung. Er fährt mit dem Meister zu einer Bäckereiausstellung nach Frankfurt, von wo er gegen 17.00 Uhr zurückkehrt. Zu Hause nimmt er weiteren Alkohol zu sich. Derweil besucht sein Freund Markus Frankenberg, der in einer Kunststoffirma arbeitet, nach Arbeitsschluß einen Bekannten im Krankenhaus. Auch er »zischt« zwei bis drei große Fläschchen und ein paar Kannen Bier plus zwei Apfelwein. Die beiden treffen sich gegen 19.00 Uhr kurz im *Bistro,* einer unter Jugendlichen beliebten Kneipe in Harmsheim, wo Gennrath nochmal drei halbe Weizenbier nimmt, und dann wieder gegen Viertel nach acht am *Kreuz*. So heißt ein beliebter Treffpunkt an einer von einem großen Baum überschatteten Straßenkreuzung vor der Kirche in Harmsheim. Das *Kreuz* ist eigentlich nur eine schmale, dreieckige Verkehrsinsel mit einer Bank, wo sich zur »blauen Stunde« mit Vorliebe rund ein Dutzend Jugendliche aufhalten. Sie hängen 'rum und quatschen, machen sich an und führen ihre Mopeds vor. Dabei trinken sie Bier. Mädchen sind selten dabei. In der Nähe liegt die *Glastanzdiele*. Auch am Abend des 7. Oktober steht hier ein gutes Dutzend junger Männer. Unter anderem reden sie über Kanacker im allgemeinen und die *»geile Action«* im besonderen, die ein paar Tage zuvor im sächsischen Hoyerswerda abging.

Was nun folgt, ist von den beiden Freunden weder strategisch geplant, noch ist es ihnen bloß im Suff unterlaufen. Etwas abseits vom Pulk ver-

ständigen sie sich, ganz ohne Worte – »Kameraden verstehen sich blind« –, *eine Aktion durchzuführen.* Gemeinsam fahren sie in Frankenbergs Wagen zu Gennrath, der im Haus seiner Eltern in Harmsheim wohnt, dem größten Ort der 5200 Einwohner zählenden Gemeinde Riederwald. Gennraths Bruder ist Maler und Lackierer, so daß im Keller des Hauses die (später im Unfallwagen gefundenen) Ingredienzen für zwei *Mollis* zu vermuten sind. Dazu benutzen sie einen Nitroverdünner, doch hätten sie auch Benzin genommen, wenn welches dagestanden wäre. Wie man einen solchen Cocktail braut, ist mittlerweile eine allgemeine Kulturtechnik, die fast jedes Kind beherrscht. Wie solche Brandsätze wirken, wissen die beiden auch, von *Übungswürfen* in einem nahegelegenen Steinbruch. Die präparierten Brandsätze packen sie in eine Sporttasche, dazu zwei improvisierte Gesichtsmasken, eine aus Gardinenstoff und eine aus Metall. Gennrath steckt noch seine *Browning* dazu, eine Schreckschußpistole mit 10 Schuß Munition im Magazin. Er hat sie vor einigen Monaten in einem Waffengeschäft in der nahen Kreisstadt erstanden – um sich verteidigen zu können, wie er sagt (aber gegen wen?). Während Gennrath die Brandsätze in den Händen hält, chauffiert Frankenberg zielstrebig in die Nähe des »Festplatzes« im Nachbardorf Geringshausen. Neben dem *Kreuz* und einem *Jugendtreff* der Gemeinde Harmsheim ist dieser *Festplatz,* ein asphaltiertes Viereck auf freiem Feld außerhalb des Ortes, an dem einmal jährlich die große örtliche Kirmes steigt, der wichtigste Treffpunkt der dörflichen Jugend, vor allem der *Kirmesburschen,* zu denen auch Frankenberg und Gennrath gehören. Am Festplatz stellen sie den Wagen ab und gehen rund 700 Meter zu Fuß, jeder mit seinem Molotowcocktail bewaffnet, zum Asylbewerberheim in der Harmsheimer Straße Nr. 37. Sie begegnen niemandem. Kurz vor ihrem Ziel setzen sie die Masken auf.

Dort angekommen, entzünden beide mit einem Feuerzeug gleichzeitig die Brandflaschen und schleudern sie gegen das Haus. Da sie in einem Abstand von etwa zwölf Meter auf der anderen Straßenseite stehen, müssen sie alle Kraft aufwenden, um zu treffen. Der von Frankenberg geschleuderte Molotowcocktail trifft die Oberkante des erleuchteten Zimmers im Hochparterre, hinter dem gerade das obstverzehrende Ehepaar auf dem Boden sitzt. Der Brandsatz zerschlägt die Scheibe nicht und erlischt beim Herunterfallen von selbst. Der von Gennrath steiler nach oben geworfene Brandsatz dringt durch ein schrägstehendes Fenster in den Büroraum des Dachgeschosses. Die Gardine gerät in Brand, erlischt jedoch nach kurzer Zeit von selbst. Pyrotechnisch sind die beiden, gottlob, Nieten. Sie flüchten in großer Eile zu ihrem Auto und brausen in Richtung Riedrich, bis zu der bewußten Kurve, wo sie fast frontal in das entgegenkommende Auto hineinrasen.

Das Szenario kommt einem bekannt vor. Wenige Tage zuvor, am 2. Oktober 1991, dem Vorabend des neuen (und erstmals begangenen) »Tags der deutschen Einheit«, hatten drei 18 und 19 Jahre alte junge Leute namens Volker, Jens und André nach einer feuchtfröhlichen »Vereinigungsfete« mit Mofa-Benzin gefüllte Bierflaschen gegen ein Asylbewerberheim in Hünxe geschleudert. Hünxe ist ein rund 13 000 Einwohner zählender Ort am Niederrhein nördlich von Duisburg, eine aufgeräumte Schlafstätte für Pendler, die mehrfach Preise im Wettbewerb »Unser Dorf soll schöner werden« errang. Eine Benzinbombe durchschlug das Fenster eines Zimmers, in dem vier Kinder der Familie Saado schliefen. Vor allem die achtjährige Zainab erlitt schwerste Verbrennungen am ganzen Körper und schwebte 14 Tage lang in Lebensgefahr. Noch heute ist sie schwer von Brandwunden entstellt und in dauernder ärztlicher Behandlung. Sie ist oft fotografiert und interviewt worden – eine charmante und traurige kleine Berühmtheit des deutschen Herbstes 1992. Auch ihre jüngere Schwester Mokadas erlitt leichtere Verbrennungen am rechten Arm, an der Hand und im Gesicht. Die Familie der aus dem Libanon stammenden Asylbewerber ist nach der Tat von Hünxe nach Duisburg gezogen.

Die drei Attentäter von Hünxe, die nach ihrem Aussehen oder ihren verballhornten Nachnamen »der Fette«, »Gehle« und »Zitze« gerufen werden, haben sich üblicherweise am Hünxer Marktplatz getroffen oder unter der Betonbrücke eines Industriekanals herumgehangen und gesoffen. Mit ihrem Anschlag wollten sie, wie sie später vor Gericht bekundeten, »Asylanten schocken«. Sie hatten ihn nicht vorbereitet, sondern nach der Fete, »als nichts mehr los war«, in einer Garage Molotow-Cocktails gebastelt und das nächste ihnen bekannte Asylbewerberheim angesteuert. Auch diese drei waren äußerlich mehr oder weniger als Skins zu identifizieren; ihr innerer Zusammenhang als Freundesgruppe war nicht sehr eng. »Der Fette«, ein Kfz-Lehrling, galt als der »Ideologe«; er hatte sich über die idealisierte Person des Großvaters, der im Zweiten Weltkrieg Panzerfahrer war (»Eisernes Kreuz Zweiter Klasse ohne Band an der Kette«), und aus Aversion gegen seine den Grünen nahestehende Geschichtslehrerin die stärksten rechtsradikalen Überzeugungen angeeignet und der nazistischen FAP angenähert. »Gehle«, ein angehender Fliesenleger, begeisterte sich vor allem für Oi-Musik, das *doitsche* Liedgut der durchs nördliche Ruhrgebiet tourenden Skinbands. »Zitze«, der von allen als klassischer Mitläufer geschildert wird und der mit seinem Molli nicht auf die Hauswand, sondern auf ein abseits geparktes Auto zielte, ist vor allem durch seinen Vater (Jahrgang 1938) berühmt geworden, der NS-Devotionalien sammelte und regelmäßig Hitlers Geburtstag

feierte. Der Prozeß der Jugendstrafkammer des Landgerichts Duisburg gegen die drei, denen versuchter Mord, schwere menschengefährdende Brandstiftung und Sachbeschädigung zur Last gelegt wurde, endete mit Haftstrafen von drei bzw. fünf Jahren ohne Bewährung. Das Schlußwort von Jens vor Gericht war, daß ihm die Tat »sehr, sehr leid tut«.

Den beiden Tätern von Geringshausen war dieser Anschlag, der im Fernsehen und in der Boulevardpresse breit abgehandelt wurde, bekannt. Aber nicht Hünxe war das Fanal. Die hessischen Täter nahmen auf einen anderen Präzedenzfall Bezug, auf den »Erfolg« einer anderen Heldentat: Am 22. September wurden im sächsischen Hoyerswerda, nach tagelangen Attacken von Hunderten von Rechtsradikalen gegen ein Ausländerwohnheim in der dortigen Neustadt, breit unterstützt von den Anwohnern, die Angegriffenen mit Bussen aus der Stadt gebracht, unter dem lauten Jubel der Menge. In Markus Frankenbergs Zimmer findet die Polizei auch einen Zeitungsartikel über diesen regelrechten Volksaufstand, der in der »Szene« weithin als Signal verstanden wird. Stefan Gennrath antwortet in der Vernehmung auf die Frage, ob er Aktionen gegen Ausländer gemacht habe, laut Protokoll: »Ich habe mich zwar an derartigen Aktionen nicht beteiligt. Ich verurteile jedoch auch nicht diese Aktionen. Aufgrund der regelrechten Ausländerschwemme habe ich jedoch einen regelrechten Haß gegen alle Ausländer. Konkrete Gründe hierzu kann ich hier nicht benennen, es ist halt so.« Frankenberg sagt zum selben Thema: »Aus meiner Sicht war es rein zufällig, daß wir zu dem Haus in Geringshausen gegangen sind.« Aber es war halt so.

Zwischen Vorsatz und Okkasion

Durch die merkwürdig »flachen« Tatmotivationen und die wie zufällig wirkenden Handlungsketten junger Gewalttäter gerät die Soziologie, die sich mit sinnhaftem kollektiven Handeln befaßt, in einen erheblichen Erklärungsnotstand. Weder haben die jungen Männer eine klare Zweck-Mittel-Wahl *(a rational choice)* getroffen, die von einem strategischen Plan und einem für Außenstehende nachvollziehbaren Um-zu-Motiv bestimmt war, noch haben sie, unter übermäßigem Alkoholeinfluß oder in jugendlichem Leichtsinn, völlig *ad hoc* und spontan gehandelt, noch auch kann man ihre Tat als eine Variante jener juvenilen Kampfrituale abtun, in denen »Jugendirre« eben immer schon sich gegenseitig die Köpfe eingeschlagen, öffentliche Einrichtungen demoliert und anderer Leut's Fähnlein angezündet haben. Weder Ritual noch Strategie noch Episode – was also dann?

Die Suche nach politischen Anstiftern (»Schreibtischtätern«) und Hin-

termännern (»der braune Sumpf«) beginnt, aber sie geht auch fehl – in diesem wie in den meisten Fällen gleichen Typs. Eine »organisierte Szene«, zum Beispiel eine mittelhessische Wehrsportgruppe, einer NS-Aufbauorganisation oder ältere Hitler-Verehrer, die als geheime Sponsoren auftreten – nichts davon war in diesem deutschen Hinterland aktiv. Eine strategisch planende Verschwörerclique, die die jungen Wilden wie Marionetten geführt hat, mit dem Ziel der Ausländervertreibung oder des nazistischen Coup d'État – was dem versuchten Pogrom wenigstens nachträglich faßbaren Sinn verliehen hätte –, konnten wir ebensowenig entdecken wie die Polizei, die ermittlungstaktisch von dezentral agierenden, sehr locker vernetzten »rudelhaften Gesellungsformen junger Männer« ausgeht.

Kontakte der beiden Täter zu einer größeren und straffer geordneten Skinhead-Gruppe im nahegelegenen Keldenbach, darunter ein »SS-Siggi«, bestanden ebenfalls keine. Aber die beiden gehörten offenbar zur weiteren »Szene«: Gefunden wurde bei Markus Frankenberg ein Aufnäher-Wappen der bei den Skins beliebten (und mittlerweile in Ungnade gefallenen) Kultband *Böhse Onkelz* und diverse Ausrisse aus Skinhead-Magazinen (z. B. *Schluß mit dem roten Straßenterror; Anarchos, leckt uns am Arsch . . .; Wir wünschen unseren ausländischen Mitbürgern einen guten Rückflug* und ähnlichen Schlagzeilen), Parteiabzeichen der FAP Rhein-Westfalen und der Nationalistischen Front (Bielefeld) sowie eine Visitenkarte von *White Storm Berlin* mit Telefonnummer und Postfach. Doch auch zu dieser militanten Subkultur wollen die Angeklagten selbst nicht gerechnet werden. Im Protokoll der Vernehmung von Gennrath heißt es: »Nein, ich bin kein Skinhead. Ich habe zwar die Haare sehr kurz, bin jedoch kein Skinhead.« Vor fünf Monaten, unter dem Einfluß seiner Freundin Stefanie, habe er frühere Kontakte zu Skins abgebrochen. Auch Frankenberg behauptet: »Eine besondere politische Überzeugung habe ich eigentlich nicht. Ich fühle mich eigentlich nicht als rechtsgerichtet. Ich werde zwar gelegentlich auf den ersten Blick als der Skin-Szene zugehörig eingeschätzt, dies trifft jedoch überhaupt nicht zu.« Als Quelle der bei ihm gefundenen Aufkleber und Ausrisse nennt er »einen Typen«, der sie ihm im Sommer bei einem Heimspiel der Eintracht Frankfurt in der Halbzeitpause vor dem Klo »in die Hand gedrückt« habe. »Ich habe sie schon gelesen, identifiziere mich aber nicht mit den dort genannten Äußerungen.« Die Jugendgerichtshelfer nehmen ihm das nicht ab: Frankenberg sympathisiere »stärker, als er selber zugibt«, mit rechten Zielen.

Die Täter sind weder total ausgerastete, irrationale und amoralische Zombies, die man nur unter pathologischen Aspekten begreifen (und behandeln) kann, noch Zweig einer vielarmigen »rechten RAF«, die den

Nationalsozialismus wieder herbeizündeln will. »Zu den eigentlichen Motiven für diese Tat kann ich keine konkreten Angaben machen. Es hat sich halt so ergeben«, bringt Gennrath auf Fragen immer wieder vor. Verstellt er sich, lenkt er damit nur geschickt von seinen »wahren Motiven« ab? Hat ihn sein Rechtsanwalt auf die Masche »dummer Jungen-Streich« gebrieft?

Wir müssen in diesen buchstäblich nichtssagenden Fällen wohl mit einer andersartigen Handlungsrationalität rechnen, die zwischen Okkasion und Vorsatz liegt. Sowenig der Gewaltakt vorbedacht und kühl präpariert war (wie es die Verschwörungstheorien suggerieren), so wenig war er bloß (wie Strafverteidiger gern argumentieren) Auswuchs einer unvorhersehbaren Gelegenheit und eines alkoholverstärkten Kontrollverlustes. Um die besondere Logik eines solchen Brandanschlags verstehen zu können, müssen wir beide Erklärungsstränge miteinander verbinden. Denn einerseits setzt sich die Tat in ihrem Gesamtablauf aus Teilhandlungen zusammen, die mit hoher instrumenteller Rationalität ausgeführt werden: Vor der Aktion selbst machen die beiden noch eine Kontrollfahrt vorbei am Zielobjekt, sie stellen die Utensilien für den Brandanschlag zielorientiert im Keller des Hauses von Gennrath zusammen, die mitgebrachten Masken und der Zeitpunkt der Tat (späte Dämmerung) sollen sie vor dem Erkanntwerden schützen. Sie parken das Auto in größerer Entfernung bereits in Fluchtrichtung, sie deponieren ihre Geldbörsen im Handschuhfach, um sie ja nicht bei einer möglichen schnellen Flucht zu verlieren, und sie verstehen es, sachgemäß mit ihren Brandsätzen zu hantieren – keine geringe Leistung, wenn man bedenkt, wie häufig beispielsweise beim Grillen etwas durch den falschen Gebrauch von Brennspiritus in die Luft fliegt. Und gleichwohl ist die Tat eben nicht im vorhinein abgesprochen, durch spezifische Maßnahmen vorbereitet, in ihren einzelnen Schritten geplant, im Hinblick auf mögliche Unwägbarkeiten durchdacht worden. Hätten sich die beiden nicht zufällig, aber wie immer am *Kreuz* getroffen, wäre – zumindest an diesem Abend – nichts geschehen.

Doch so zufällig die ganze Geschichte letztlich sein mag, so zwangsläufig mußte sie geschehen – hier oder an einem anderen Ort. Denn nicht die Attacke auf das Asylbewerberheim haben die beiden geplant, wohl aber haben sie sich selbst systematisch – durch den exzessiven Konsum der Volksdroge Alkohol, mit der sie sich täglich »zuschütten«, durch die gewollte Abschließung in vulgären Männerbünden und durch die allseits abschreckende Kostümierung mit Springerstiefeln, Bomberjacken und Glatzen – in einen Zustand versetzt, aus dem sich Idee und Ausführung der Tat wie von selbst ergaben und der sie zur extremen Tat befähigte. So hält man sich alles und alle vom Leib, die einen korrigieren und zur

Vernunft bringen könnten. In einem bewußt auf Verrohung, Enthemmung und Entladung angelegten Kontext setzen sich die rechten Kombattanten in den Stand für folgenreiche Taten, deren tatsächliche Ausführung sie selbst erstaunt, für die sie keine Erklärung haben und deren Konsequenzen ihnen entgleiten. Mehr als die ideologisch zielsichere Propaganda rechter Gruppen, deren Material zu Hause herumliegt, ist es dieses wabernde, in der bornierten Gemeinschaft der Gruppe sich immer erneuernde Klima der Enge, der Häme, der Bosheit und des Grolls, aus dem die Aktion eruptiv hervorbricht.

Es ist also nicht primär »Ausländerhaß«, der die Täter, wie sie selbst angeben, um- und antreibt. Das wäre bereits ein viel zu klar bestimmtes und in seiner Zielrichtung viel zu eindeutiges Handlungsmotiv. Der Grund, aus dem diese Taten entspringen, ist sehr viel dumpfer, diffuser, unfaßlicher – und deshalb keineswegs »harmloser«. Die vorherrschende Affektlage dieser Täter ist das *Ressentiment*, und was sie als »Haß auf Ausländer« deklarieren, ist bereits die Auflösung einer inneren Spannung, die Formierung und Ausdrucksgestalt eines unbestimmten, schwer an objektiver Benachteiligung festzumachenden Gefühls des Zukurzgekommenseins und der Ohnmacht. Es ist dieses Ressentiment, das bei den Treffen der jungen Männer gepflegt wird und sich in ihrer Brust zur Dauerempörung festsetzt. Und es entspricht dieser Seelenlage, daß der andere, der etwas bekommt (Aufmerksamkeit, eine Wohnung, staatliche Gelder), ohne dafür gearbeitet und es sich richtig verdient zu haben, als Ursache dafür gesehen wird, daß man selbst »nichts« bekommt. Max Scheler hat das die Kausaltäuschung des Ressentiments genannt. Weil das Ressentiment sich von seinem Ursprung gelöst hat und frei flottiert, ist es pures »seelisches Dynamit« (Scheler). Es genügt eine minimale Erschütterung, eine kurzzeitige Überhitzung der Affekte, eine zufällige Reibung, um eine Explosion auszulösen: um also das Ressentiment in einem verheerenden Haßimpuls sich kristallisieren zu lassen. Haben diese destruktiven Affekte erst einmal einen Adressaten gefunden, so muß man ihnen im nachhinein fast zwangsläufig das faschistische Label anheften, um ihnen auf diese Weise Sinn zu verleihen. Das ist gewissermaßen die politische »Kultivierung« von Affekten, die ziellos auf die eigene Ohnmacht reagieren und denen in einer Art »éducation ressentimentale« der Boden bereitet wurde. Und diese Gefühlserziehung fällt keineswegs aus dem Rahmen der »Normalbiographien« und des »durchschnittlichen Familienlebens« im Deutschland der siebziger und achtziger Jahre.

Éducation ressentimentale

Markus Frankenberg und Stefan Gennrath sind im September 1972 und Mai 1973 geboren worden. Ihre Eltern sind wohlsituierte, angesehene und, wie man in Hessen sagt, brave Leut': Bundesgrenzschutzbeamter und Bankangestellte, Werkzeugmacher und Apothekenhelferin, so lauten die Berufsangaben in den Gerichtsakten. (Kein Elternpaar ist zum Prozeß erschienen.) Frankenberg lebt seit 1976 in Riedrich, wo sich die Eltern, zum Beweis ihres gelungenen sozialen Aufstiegs, ein großzügiges Haus gebaut haben. Gennrath ist im alten Ortskern von Harmsheim geboren und aufgewachsen. Die Eltern haben die dortige Mühle komfortabel und geräumig ausgebaut. Beide Elternpaare sind berufstätig, so daß die Kinder überwiegend von den Großeltern betreut werden. Frankenberg hat einen jüngeren, Gennrath einen älteren Bruder. Die beiden gehen die üblichen Bildungswege: vom Kindergarten und der Grundschule in Harmsheim (wo sich beide kennenlernen) aufs Gymnasium in der Kreisstadt. Dorthin werden alle Kinder geschickt, die es irgendwie packen. Doch die beiden schaffen das angestrebte Abitur nicht. Sie müssen das Gymnasium abbrechen und, was keine kleine Schande ist, »zurück aufs Dorf« – wo sie aber auch eine Gesamtschule auffängt. Deren Realschulzweig schließt Frankenberg mit der mittleren Reife ab, Gennrath bekommt den erweiterten Hauptschulabschluß.

In dieser Phase – es sind die Jahre 1988/89 –, im »schwierigen Alter« um 16, registrieren die Lehrer bei den Jungen, die bisher als unproblematisch gegolten haben, »Auffälligkeiten«: Der eher zurückhaltende Frankenberg verwandelt sich zur »Glatze« und läßt seine Springerstiefel sehen, auch mit den weißen Schnürsenkeln, die aggressive »Einsatzbereitschaft« signalisieren. In der Klasse, in der er bisher normal mitgearbeitet hat, sitzt er unbeteiligt und unansprechbar in der letzten Reihe. Auf Lehrer und Mitschüler wirkt er, als brüte er etwas aus.

Gennrath, vom Naturell her vitaler und auch eher geneigt und in der Lage, mal »über die Stränge zu schlagen«, verstärkt seine Eskapaden. Er verstößt mehrfach gegen die Schulordnung und fehlt unentschuldigt. Vor allem verkracht er sich nachhaltig mit seinem Vater, wovon noch die Rede sein wird. Auch das Verhältnis zum Bruder verschlechtert sich, seit sich der Jüngere alle Insignien eines Skins zulegt und lautstark rechte Parolen drischt, obwohl er sich früher linksradikal und punkig gegeben hat. Sein Abschlußzeugnis wird eine Katastrophe.

Damit tritt er eine Lehrstelle als Koch an, aber er verkracht sich auch mit seinem Vorgesetzten. Statt Koch wird er nun Bäcker (noch ein kuchenbackender Skinhead!) – nicht gerade ein Traumberuf, sondern wegen des Arbeitsbeginns in aller Herrgottsfrühe »voll die Härte«. Vor allem in

der »actionlosen« Zeit (zwischen zwei und sechs Uhr am Nachmittag) schüttet er das Loch der Langeweile mit Bier und härteren Sachen zu. Auf seine Umgebung wirkt er bisweilen depressiv. Gleichzeitig macht er aber aktiv im selbstorganisierten Jugendtreff in Harmsheim mit und betätigt sich im *Jugendrat*.

Markus Frankenberg schreibt zunächst Dutzende von vergeblichen Bewerbungen. Als Grund für die Ablehnung werden ihm seine schlechten Deutschnoten vorgehalten. Er jobt in einem Brauhaus und findet dann doch, im August 1991, eine Lehrstelle als Kunststofformgeber. Zum Zeitpunkt der Tat ist er Azubi einer recht angesehenen Firma (Verdienst: 590 DM), wo rund ein Viertel der Belegschaft Ausländer sind.

Schuld und Sühne

Nach zwei Tagen in nicht-öffentlicher Sitzung befindet das Amtsgericht am 4. Februar 1992, vier Monate nach der Tat, beide Angeklagte der versuchten schweren Brandstiftung, in Tateinheit mit Sachbeschädigung, und eines Verstoßes gegen das Waffengesetz für schuldig. Gegen Stefan Gennrath wird eine Jugendstrafe von einem Jahr und drei Monaten verhängt und zur Bewährung ausgesetzt. Markus Frankenberg erhält wegen Trunkenheit im Straßenverkehr in Tateinheit mit fahrlässiger Körperverletzung und Unfallflucht drei Monate mehr und bekommt für ein Jahr den Führerschein entzogen. Zusätzlich macht die Richterin, die dieses Urteil als vergleichsweise hart ansieht, »empfindliche Bewährungsauflagen«: Die beiden Täter müssen 50 bzw. 80 Stunden gemeinnützige Arbeit leisten (Gennrath backt z. B. Kuchen für ein Altenheim), die Kosten des Verfahrens tragen, je 500 DM an *amnesty international* überweisen und einen sozialen Trainingskurs besuchen. Vor allem von diesem Kurs und einer dreijährigen Kontrolle durch einen Bewährungshelfer verspricht sich die Richterin, daß »der Denkprozeß, der bei beiden Angeklagten eingesetzt hat, auch fortgeführt wird«, wohl wissend, daß da in den Augen der Täter bloß »gelabert« wird und sie sich brav geben müssen. Frankenberg macht Monate nach der Tat auf die ihn betreuenden Jugendpfleger und Bewährungshelfer den Eindruck, er habe »noch immer nicht verstanden, was hätte passieren können«. Weit mehr als vernünftige Einsicht bewegt beide die Vorstellung, »nach Rockenberg« zu kommen, eine unter hessischen Jugendlichen berüchtigte Jugendstrafanstalt. Die Richterin verhängt dieses Urteil auch, um Nachahmungstäter abzuschrecken. Brandsätze sind seither in der Gegend keine mehr geflogen. Aber wenige Monate nach dem Urteil ist auf ein dreißig Kilometer entferntes Asylbewerberheim mit scharfer Munition geschossen worden.

Stärker als durch ihre Verurteilung werden die beiden Täter von anderen Reaktionen getroffen. Mit dem Hinweis auf den Brandanschlag verliert Frankenberg nach dem 7. Oktober postwendend seine Lehrstelle. Bei einem Ausländeranteil von über 25 Prozent sieht sich die Firma nicht in der Lage, einen ausgewiesenen Ausländerfeind zu halten. Diese unerwartete Entlassung schockt und empört Frankenberg von allen Folgen seiner Tat am meisten. Es will ihm nicht in den Kopf, daß sein Arbeitgeber ihm gekündigt hat, wo er doch überhaupt nichts gegen seine ausländischen Arbeitskollegen hat, sie im Gegenteil als arbeitsame und nette *Kumpel* schätzt. Völlig verständnislos reagieren Frankenberg und Gennrath auch darauf, daß die Kirmes-Burschenschaft, der beide angehören, sich ebenfalls kurzerhand zum Rausschmiß entschließen konnte. Sie halten das für eine opportunistische Reaktion, die nicht von der Mehrheit der Burschen gebilligt werde, und im übrigen für »satzungswidrig«. Deshalb hoffen sie auf baldige Rücknahme ihrer plötzlichen Ausstoßung.

Daß beide leicht zum Mörder hätten werden können, haben sie weggedrängt – oder nie realisiert. Unsere Frage, ob ihm jemand klar gemacht habe, welche Katastrophe er angerichtet hat, bezieht Gennrath einzig auf sich selbst und findet, daß er noch einigermaßen gut davongekommen sei. Wir insistieren: eine Katastrophe *für andere,* und halten ihm exemplarisch das Schicksal der kleinen Zainab aus Hünxe vor. Der Versuch, ihm die bleibende Angst der Flüchtlinge in der Harmsheimer Straße klarzumachen, daß es eines Abends wieder klirren und sie verbrennen könnten, scheitert. In eine solche Lage kann er sich nicht hineinversetzen. Ihm ist aber klar, daß die Bewohner des Heimes aus ihrer Heimat geflohen sind und es »schwer haben« – freilich habe er es ja auch nicht gerade leicht. Wir wollen schließlich wissen, ob ihm jemand, vor allem unmittelbar nach der Tat, unverblümt Vorhaltungen gemacht habe, etwa so: *Totale Scheiße hast du gebaut, das wird Konsequenzen für dich haben.* Er überlegt lange und ernsthaft. »Eigentlich nicht«, sagt er dann. Auch nicht die Mutter, als er aus der Haftzelle nach Hause kam? »Meine Mutter hat gesagt: Ich zahl dir den Rechtsanwalt.« Frankenbergs Mutter soll ähnlich reagiert haben. Sie erklärte sich als erstes bereit, die Reparatur des demolierten Wagens zu übernehmen.

Solche mütterlichen Schutzreaktionen und Verdrängungen sind psychologisch leicht nachvollziehbar. Oft ist in den Familien der Täter die Konstellation anzutreffen, daß sich die Väter aus den Angelegenheiten ihrer halbwüchsigen Söhne weitgehend heraushalten (oder physisch abwesend sind). Gennrath ist mit seinem Vater schwer aneinander geraten und hat sich nachhaltig mit ihm verkracht: Er hat einmal die Vereinskasse des Vaters mitgehen lassen und ist damit an die Adria durchgebrannt, um sich »ein paar schöne Tage zu machen«. Auf diesen Affront hat der Vater

nicht mit drakonischer Strenge oder nachsichtigem Verständnis reagiert, sondern durch Entzug der Anwesenheit. Mit psychosomatischen Störungen hat er der Mühle in Harmsheim den Rücken gekehrt und die Frau mit den beiden Söhnen zurückgelassen. (An der Klingel und im Telefonbuch taucht sein Name noch unverändert auf.) In einer Unterhaltung sagt Stefan Gennrath in scharfem Tonfall: »Ich habe keinen Vater!« Wie er das meine, fragen wir, in Kenntnis des Vorgangs – ob denn der Vater tot sei? »Für mich ist er gestorben«, antwortet er ebenso apodiktisch.

Wie in diesem Fall, müssen sich die Söhne dann ganz auf die überforderten, vor dem destruktiven Verhalten ihrer Kinder meist hilflosen Mütter verlassen und werden zwangsläufig enttäuscht. »In der Adoleszenz ..., in der die Auseinandersetzung mit dem realen Vater so wichtig ist, fehlt dieser bzw. wird er als schwach erlebt oder wird er nach extremen Streitereien mit wechselseitigen Abwertungen und Haß fallengelassen« (Annette Streeck-Fischer). Das Fehlen der grenzensetzenden Instanz, die Gennrath schlicht für »gestorben« erklärt, verweist aber jenseits des Einzelfalls darauf, daß die soziale Kontrolle, der die Täter seitens ihrer Umwelt unterliegen und durch die sie sozial eingebunden bleiben, sich an entscheidenden Punkten zurückgezogen und bis zur Unmerklichkeit abgeschwächt hat. So wie sie von niemandem explizit aufgefordert wurden, Asylbewerber zu vertreiben, hat sie auch niemand direkt mit der Schwere ihrer Tat, die einem Mordversuch gleichkommt, konfrontiert. Ob sie überhaupt jemals klar und unmißverständlich gesagt bekamen, wo im Leben die Grenzen verlaufen, deren Überschreitung von der sozialen Gemeinschaft nicht mehr toleriert werden kann, ist fraglich. Grenzen waren gewiß immer da: Beide wissen sehr wohl, daß sie nicht das Unmögliche fordern können. Aber sie wissen nicht annähernd, wo diese Grenze verläuft. Die äußere soziale Kontrolle hat sich voreilig und bequem zugunsten der individuellen Selbstkontrolle, die sich noch gar nicht entwickelte, verabschiedet.

In dieser eklatanten Mangelsituation, in der die Ausbildung verantwortlicher Individualität scheitert, haben Gewalthandlungen nicht primär mit dem Wunsch zur Erniedrigung und Vernichtung anderer zu tun, sondern mit dem narzißtischen Streben, die eigenen Fähigkeiten zu testen und Grenzen auszureizen. Bisweilen vergleichen jugendliche Gewalttäter ihr Vorgehen gegen Fremde und Schwache mit einem typischen Spaß der Erlebnisgesellschaft, dem riskanten, aber letztlich unschädlichen *Bungee-Jumping*. Sie realisieren nicht, daß im Ernstfall die extreme Dehnung des Seils, an dem sie sich in die Tiefe stürzen, *andere* strangulieren könnte. Sobald sie dies realisieren, als Folge der mörderischen Tat, suchen sie nach Rationalisierungen im angeblichen *common sense*, wonach Fremden und Schwachen Mitgefühl im allgemeinen nicht

zukomme, weil sie »anders« sind und nicht »hierher« gehören – so wie sich das im jugoslawischen Bürgerkrieg erwiesen habe, dessen Verlauf die deutschen Täter übrigens wie ein Lehrstück mit großer Aufmerksamkeit verfolgen.

Täter und Opfer

Beide Täter zeigten, nachdem sie erwischt worden waren, kaum Zeichen von Scham über ihr Tun. Das liegt zunächst auf der Linie der Strafverteidiger, die Tat zu bagatellisieren: Niemand sollte durch die »entflammbaren Wurfkörper« *verletzt* werden; beide bestreiten eine *Absicht* zur Brandstiftung; Sinn der Aktion sei allein gewesen, die Bewohner des Hauses zu *erschrecken*. Frankenberg selbst spricht im Ermittlungsverfahren von einem »dummen Streich«. Weil sie die Schwere ihres Delikts gering einschätzen, zeigen Frankenberg und Gennrath auch keine Reue. Politiker haben diese schockierende Schamlosigkeit zum Anlaß genommen, von einem sittlich-moralischen Verfall der gegenwärtigen Gesellschaft daherzureden und sich an den 68ern auszutoben. Die Gerichtsprotokolle und Interviewnotizen durchzieht ein anderer, leiserer Ton, dem zu entnehmen ist, daß die beiden Täter noch einen anderen Grund hatten, keine Scham zu empfinden: Sie selbst interpretieren ihre Tat allen Ernstes als moralische Handlung. Die beiden wußten genau, daß sie sich *juristisch* ins Unrecht gesetzt hatten, doch gleichzeitig fühlten sie sich *moralisch* überlegen. In bezug auf Ausländer sagte Gennrath in der polizeilichen Vernehmung: »Man hört halt so allgemein Äußerungen wie: ›die nehmen uns die Arbeit weg‹ und ›die nehmen uns den Wohnraum weg‹.« Daraus schließen sie: Alle anderen Deutschen hätten auch etwas gegen die Ausländer, doch niemand würde sich trauen, etwas gegen sie zu unternehmen. Sie kritisierten die Feigheit ihrer Mitbürger, von denen sie sich doch geradezu beauftragt fühlten, endlich etwas gegen offensichtliche Mißstände zu tun.

Als Pfarrer Matthes, woran ihm persönlich sehr viel liegt, die Attentäter am Vorabend der Gerichtsverhandlung im Asylbewerberheim mit den potentiellen Opfern konfrontiert, empfinden sie das als pure Heuchelei. Drinnen im Heim entschuldigen sie sich, wie gewünscht, vor versammelter Mannschaft, aber sie betonen zugleich *ehrlich*, ihre Einstellung zu Ausländern nicht geändert zu haben und dafür auch künftig keinen Anlaß zu sehen. Diese moralische Sturheit trifft man bei vielen Tätern gleichen Typs an. Selbst nach mehrwöchigen Aufenthalten in der Türkei, wohin einige soziale Trainingskurse und Ferienfreizeiten für rechte Jugendliche verlegt wurden, hat kaum ein Teilnehmer von seinen Aversio-

nen abgelassen. Die Täter von Geringshausen schämten sich weniger für ihre Tat als für die Inszenierung des Täter-Opfer-Ausgleichs, von dem sie inständig hofften, daß er nicht publik gemacht würde. Auch die Versuche kurdischer Jugendlicher, Wochen nach der Tat mit ihnen in einer Disco ins Gespräch zu kommen, empfanden sie als abwegig: mit jemandem, der ihnen das Haus über dem Kopf anzünden wolle, könne man doch *aufrichtigerweise* nicht das Gespräch suchen.

Erst nach mehreren vergeblichen Anläufen, fast ein Jahr nach dem Prozeß, gab es ein Gespräch mit Gennrath, während sich Frankenberg dem beharrlich verweigerte. Wir hatten diese geringe Bereitschaft der beiden jungen Männer, die von der Richterin als ein generelles Merkmal der Tätergruppe bezeichnet wurde, zunächst als eine methodische Schwierigkeit der »Datenerhebung« aufgefaßt und erst später verstanden, daß auch dieses Detail noch auf eine moralische Orientierung verweist. Mehrmals machten sich die Täter über ihre Eltern – und allgemein über die Elterngeneration – in dem Sinn lustig, daß diese nur immerzu redeten. Die Eltern würden auf sie einreden, die Lehrer würden auf sie einreden, auch die Vorgesetzten würden auf sie einreden, überhaupt alle würden immer nur reden. Die beiden kritisierten sogar scharf die unverbindlichen Drohungen, denen keine Strafen folgten, die fortwährenden Belehrungen und Ansprüche, für die niemand einstehe. In der Kritik der beiden erscheinen die Vierzig- bis Fünfzigjährigen, also wir, als eine maßlos diskursiv-geschwätzige Generation, die Probleme nicht anpackt, sondern: beredet, ja, die vor lauter Reden nicht zum Leben findet. Sie selbst dagegen, so argumentierten die beiden, hätten nun gehandelt und so mit dem endlosen Gerede aufgehört, und dieser Schritt, in der ausländerfeindlichen Aktion die eigene physische Existenz aufs Spiel zu setzen, war für sie – ein moralischer Akt par excellence.

Rechte Gewalttäter halten sich bei der Bewertung ihrer selbst und ihrer Umwelt in der Regel an dieselben Kriterien, die ihren Mitbürgern als selbstverständlich und gewöhnlich erscheinen. Wie sie zum Beispiel das Verhalten von »Kameraden« beurteilen (und es säuberlich von der geringeren Verläßlichkeit von »Freunden« und »Bekannten« unterscheiden), wie sie Gruppensolidarität, Familienbande, Dorfgemeinschaft, Lehrerverhalten und nicht zuletzt Leistungsdenken und nationale Solidaritätspflichten ansehen, unterscheidet sich wenig von den Werthierarchien und Koordinaten »normaler« Menschen ohne gewalttätige Anwandlungen. In manchen Fällen spürt man bei ihnen sogar eine besonders ausgeprägte Sensibilität für vermeintliche oder tatsächliche Heuchelei und doppelte Moral, für Ungerechtigkeiten und Skrupellosigkeiten.

Ebensowenig wie den Gewalttätern jegliche Ratio abgeht, mangelt es ihnen also gänzlich an Moralität. Ihre »Asozialität« besteht nicht in einer

durchgängigen Desensibilisierung, sondern darin, daß es in einer ansonsten durchaus intakten Kette moralischer Überzeugungen zu »fatalen Aussetzern« kommt. Solche Aussetzer kennt jeder: Wir lügen bei Gelegenheit, halten Versprechen nicht ein, vergessen unsere Pflichten und unterlassen Hilfeleistungen. Das unterhöhlt unseren Moralkodex aber nicht so stark, daß wir uns bei der Bewertung einzelner Leute oder Handlungen nurmehr zynisch verhalten könnten. Die Fähigkeit zu moralisch konsistentem Verhalten kommt nicht aus ohne die Fähigkeit, in bestimmten Situationen unter pragmatischen Gesichtspunkten Moral Moral sein zu lassen. Doch diese situative Selektivität der Moral muß eingebettet sein in eine übergreifende Meta-Moral, die regelt, wann und bis zu welchem Grad die moralischen Selbstbindungen zu lockern sind.

Was also »fehlt« den beiden Tätern an moralischer Grundausstattung, die Menschen normalerweise daran hindert, anderer Leute Häuser anzuzünden und sie womöglich bei lebendigem Leib zu verbrennen? Was ist es, das diese jungen Männer zu potentiellen Mördern werden ließ? Die einzelnen Glieder ihrer moralischen Weltsicht – Gleichaltrige, Familie, Arbeitswelt, Nation betreffend – sind relativ intakt, doch nicht miteinander verbunden. »Moral« ist in einzelne Teile zerfallen, die von ihrem Träger nicht mehr zusammengesetzt werden können. Was fehlt, ist also die Fähigkeit, die separierten Stücke der moralischen Weltsicht zu überbrücken und zusammenzufügen. Die *missing links* werden durch absurde, oftmals geradezu wahnhafte Theorien ersetzt. So behauptete der im übrigen nicht schlecht informierte Gennrath, die Teilnehmer an den Lichterketten seien überwiegend Ausländer gewesen, und wo dies nicht der Fall war, hätten die Deutschen mit ihren Lichtern dem Feuer der Brandstifter beigepflichtet. Dies ist nicht der einzige Fall von eklatanter Wirklichkeitsverkennung, die nichts mit fehlender Intelligenz oder bodenloser Dummheit zu tun hat. Damit, daß die Leute im Dorf mit Ablehnung auf ihre Tat reagieren würden, hatten sie offenbar nicht im Traum gerechnet, und trotz des Vorfalls in Hünxe verschlossen sie die Augen vor der Möglichkeit, daß aus einem kindlichen »Schreckeinjagen« im Nu ein brutaler Mord werden könnte.

Diese bis an die Grenze des Normalen reichenden Wahrnehmungsverzerrungen sind nicht zuletzt in der Struktur der moralischen Kommunikation selbst begründet. Wer moralisiert, übertreibt, um das eigene moralische Engagement zu legitimieren. Moralische Vorwürfe leben von überzogenen Verallgemeinerungen (»Nie räumst du deine Wäsche weg«), Klatschgespräche sind gespickt mit ungerechten, auf die ganze Person zielenden Typisierungen (»Das ist doch ein totaler Fiesling«). Aber Übertreibungen dieser Art bleiben punktuell, sie sind den Beteiligten als

situative Übertreibungen erkennbar. Anders ist es dort, wo sich eine Gruppe zur Dauerempörung zusammenfindet. Sie unterliegt der großen Gefahr, die Übertreibung nicht mehr als eine subjektive Konstruktionsleistung zu erkennen, sondern als eine objektive, realistische Beschreibung zu verkennen. Wird aber die skandalisierende Übertreibung als gesichertes Faktum hingenommen, treibt das die Empörung ins Extrem, dessen Dissonanzen zu nochmals gesteigerten Übertreibungen führen. Gruppen, die von Dauerempörung leben, landen leicht bei vollkommen irrealen Wirklichkeitskonstruktionen, die mit absurden Theorien gestützt werden. Hat sich die Moral erst einmal in dieser Weise aufgespalten und in voneinander getrennten Zonen eingerichtet, entsteht eine Situation, in der die großgeschriebene, früher noch religiös imprägnierte Moral nihilistisch geopfert wird und ein trivialisierter Relativismus hervortritt. Kollektive Verbindlichkeiten werden negiert, während zugleich kleingeschriebene Teil- und Milieumoralen um sich greifen und mit absurden Theoriestücken intern und extern stimmig gemacht werden. In diesem disparaten Kontext moralischer Verwirrung gedeiht auch der Ehrenkodex der rechten Szene, einer »Randgruppe mit Stolz«, die sich ihre subkulturellen Nischen mit hohem Moralisierungsaufwand freikämpft.

Der Skin und der Kommissar

Doch der Zerfallsprozeß der Moral setzt sich an den entstandenen Teilmoralen fort. Auch eine deftige Männerkameradschaft ist alles andere als unverbrüchlich. Frankenberg und Gennrath, die sich seit der Grundschulzeit kennen und angeben, seit zwei Jahren *eng* miteinander befreundet zu sein, haben sich bei der Polizei und vor Gericht gegenseitig in die Pfanne zu hauen versucht. Im Vernehmungszimmer und vor dem Kadi (ausgerechnet eine Richterin!) ist es aus mit der doitschen Treue. Beim Verhör sagt Frankenberg, die Sache sei ein »dummer Streich« gewesen, zu dem ihn der Gennrath überredet habe. Dieser beharrt, beide hätten sich die Sache von Beginn an gemeinsam ausgedacht und ausgeführt. Als er merkt, daß der Kamerad falsch spielt, unterschiebt er ihm ein ausgewachsenes Schurkenstück – er redet davon, daß sein Portemonnaie auf mysteriöse Weise in den Vorgarten neben dem Asylbewerberheim geraten sei, was wohl nur durch Verrat erklärt werden könne.

Zu einem Treffen in einer Pizzeria hat sich Gennrath schon einen neuen »Kameraden« mitgebracht. An entscheidenden Stellen fragt er ihn, ob »das so stimmt«, und auch, ob man sich wieder verabreden dürfe. Der Begleiter, ein schmächtiger junger Mann, der neben dem bulligen Skin wie ein Hänfling wirkt, ist deutlich der Stärkere. Die ganze Zeit beob-

achtet er uns mit verächtlicher Miene, manchmal stößt er einen Seufzer über so viel linken Unverstand aus. Aber ihn macht auch die Naivität seines Kameraden nervös. Er ist der Aufpasser, eine »Bewährungshilfe« von der anderen Seite. Nicht Gennrath, der Täter und Märtyrer, zieht die Bewunderung auf sich. Wer erwartet hat, die Gewalttäter seien nach ihren Anschlägen die *local heroes* ihrer Szene geworden, irrt sich wohl. Sie stehen vielmehr unter strenger Kuratel, hier unter der Fuchtel eines Angebers mit Parteibuch, dem wegen Zugehörigkeit zu einer rechtsextremistischen Organisation der Dienst bei der Bundeswehr verboten worden ist (dem verurteilten Gennrath nicht). Kamerad X gibt sich auf Nachfrage als Mitglied »der Partei« zu erkennen, worunter er unter anderem die NF, die nach dem Möllner Anschlag verbotene »Nationalistische Front«, aufzählt. Jetzt sei er einstweilen in keiner Partei – und eine Art Wachhund und Über-Ich von Gennrath. Er ist der Chef und Pionier. Der Wessi arbeitet neuerdings bei einer KFZ-Zulassungsstelle in »Mitteldeutschland« – »da bekommt man nicht immer die Schnauze voll, sondern kann auch mal selber austeilen«, beschreibt er sein neues Betätigungsfeld.

Der stramme, eiskalt wirkende Scheiteltyp hat für Gennrath die Rolle des Polit-Kommissars übernommen. Gleich bei unserem (leicht verspäteten) Erscheinen sagt er spitz: »Wir waren pünktlich!« Überhaupt sind die beiden reizend guterzogen: Sie warten brav mit ihrer Zigarette, bis alle aufgegessen haben. Wir sind geradezu erleichtert, als Gennrath zwischendurch mit einem verbalen Rülpser – »Ich hab nicht so viel Zeit, ich muß noch meine Frau besteigen« – den brutalen Macker heraushängen läßt. Dem Kommissar ist Gennraths devotes Gerede nicht stramm genug, viel zu unpolitisch. Einer müsse mal das Übel an der Wurzel packen, meint er, und bezeichnet sich und seinesgleichen als »Deutschlands rechte Polizei«, die Bonn noch auf den richtigen Weg bringen werde. »Es geht ja voran«, spielt er auf den Asylkompromiß der Bonner Parteien an, der gerade in der Mache ist. »Wir heizen dem Kohl ein.« Und beim nächsten Mal? »Machen wir es anders und klüger.« Er wirft einen zweifelnden Blick auf seinen Nachbarn. Und der wiederholt ganz unvermittelt, nachdem er eben noch fast kläglich gejammert hat, er habe Schiß vor der Bewährung und noch mal U-Haft oder gar Knast, den Satz aus dem Polizeiverhör: *Verluste müssen in Kauf genommen werden.* Und lächelt, sozusagen zur Erinnerung, womit wir es hier zu tun haben, in sich hinein.

Daß wir Gennrath auf seinen Alkoholkonsum ansprechen, ist ihm unangenehm. Er beginnt, sich zu rechtfertigen: Der Suff hänge auch damit zusammen, daß er nachmittags nichts mit sich anzufangen wisse und *Langeweile* habe. Fernsehen sei nichts für ihn, es müsse richtig was los sein – und hier sei eben nicht viel los. In diesem Kaff? Nein, Harmsheim findet er schwer in Ordnung. Wie also die Zeit totschlagen? Langeweile als Gewaltmotiv war auch in krasseren Fällen anzutreffen. Als in Sachsen-Anhalt, in der Nähe von Halle, junge Männer in eine Unterkunft von Ausländern eindrangen, gesellten sich zwei erlebnishungrige junge Mädchen zu ihnen. Sogar der versuchten Vergewaltigung zweier vietnamesischer Frauen, die sich nur mit knapper Mühe retten konnten, wohnten sie ohne Bedenken bei. »Endlich war mal was los«, gaben die beiden Vierzehnjährigen zur Begründung an. Niemals ist in Halle und Umgebung so viel passiert wie seit 1989, und auch im Leben der Schülerinnen dürften ganz erhebliche Veränderungen eingetreten sein. Es gibt unendlich viel zu tun. Aber ihre Wahrnehmung ist anders.

Auch die Männer-Gruppe am *Kreuz* empfand oft große Langeweile. Die Zusammenkünfte dort oder auf einem großen, asphaltierten Parkplatz vor dem Gemeinschaftshaus verjagten nicht das bleierne Gefühl. Nicht daß die Gemeinde keine Zerstreuungen für ihren Nachwuchs organisiert hätte. Ab vier Uhr nachmittags ist ein *Jugendtreff* geöffnet, den die Benutzer, überwiegend Jungen, in eigener Regie renoviert haben. Seit 1989 gibt es in Harmsheim einen bezahlten Jugendpfleger. Überdies bieten die lokalen Sportvereine die landesüblichen Leibesübungen an, vor allem Fußball, Handball und Motocross. Frankenberg ist aktiver Fußballfan. Er gehört aber nicht zu den Sportskanonen, die von klassenhöheren und finanzstärkeren Vereinen der Umgebung abgeworben werden.

Ein wichtiger Teil jugendlicher Geselligkeit ist traditionsbewußt und selbstorganisiert: *Frohsinn & Immergrün* heißen die Burschenschaften, die zusammen rund achtzig junge Männer stark sind. Außerdem gibt es die Kirmesburschen, die die lokalen Kirmesfeste ausrichten. Sie tagen in Kneipen wie der *Germania*, veranstalten Grillfeste und Frühschoppen und machen einen Stand am Weihnachtsmarkt. Es gibt ordentliche Vorstände, geschriebene Satzungen und regelrechte Mitgliederversammlungen. Die um die Jahrhundertwende gegründeten Burschenschaften haben nichts mit den studentischen Verbindungszirkeln gleichen Namens zu tun. Gerade die nach Höherem strebende akademische Jugend hält sich von dieser bodenständigen und trinkfreudigen Tradition fern. Doch für die anderen bestimmen die Burschenschaften immer noch das Leben

zwischen Konfirmation und Hochzeit maßgeblich, zumal es den sonst üblichen Schützenverein hier nicht mehr gibt. Auch für Frankenberg und Gennrath bedeutete die Burschenschaft viel, und sie hoffen darauf, daß ihr Ausschluß – nach einer Schamfrist – wieder rückgängig gemacht wird.

Doch all dies genügte nicht, das Bedürfnis der beiden nach »action« zu befriedigen. Gerade Angehörige ihrer Generation, deren Leben in jeder Hinsicht doppelt und dreifach abgesichert ist, brauchen ihre Kicks, das tägliche Quantum Thrill. Je mehr Sicherheit, das wäre Rortys Plädoyer für »security« als Grundvoraussetzung für Sympathie und Solidarität entgegenzuhalten, desto höher ist womöglich der Bedarf nach Risiko. Und dieser Risikobedarf zeigt sich in der ungerichteten Suche nach »action«. Die einigermaßen unumgängliche Zugehörigkeit zur Freiwilligen Feuerwehr genügt da nicht. Der Naturschutz- und Wanderverein, der örtliche, für die meisten zu schicke oder zu teure Tennis- oder Reitverein oder der Deutsch-Französische Verein, der sich der regen und reiseintensiven Kontaktpflege mit einer Partnerstadt bei Avignon verschrieben hat, sind Betätigungsfelder für die späten Jahre. Für die Gruppe am *Kreuz* dagegen muß sich echt was rühren, muß wirklich was los sein.

Unter »action« versteht Erving Goffman Handlungen, die folgenreich und ungewiß sind und um ihrer selbst willen unternommen werden. Glücksspiele, Wettkämpfe, Autorennen sind einige der geläufigen Formen, in denen sich das Bedürfnis nach »action« realisieren kann. In welcher Spielart auch immer jemand das Risiko sucht, es kommt für ihn alles darauf an, angesichts plötzlichen Drucks und großer Ungewißheit korrekt und standhaft zu bleiben, »Charakter« zu zeigen. »Action« scheint in unserer westlichen Kultur zum Kult der Maskulinität zu gehören. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß im Hintergrund der Tat von Frankenberg und Gennrath auch die Suche nach »action« und Bewährung in riskanten Situationen stand. Ihre Blindheit für die möglichen Folgen ihres Tuns verweist jedenfalls darauf, daß sie die Aktion auch um ihrer selbst willen, also als »action« unternahmen.

Die Heimat und die Fremden

»Das waren keine Riederwälder!« lautet der spontane Kommentar des Bürgermeisters, als er telefonisch über den Anschlag informiert wird. Am nächsten Morgen bereits ist er eines besseren belehrt. Auch der Ersatzgedanke, die Täter könnten keine guten Riederwälder gewesen sein, hält nicht lange. Frankenberg und Gennrath fühlen sich wohl unterm Felskopf, dem Hausberg, der mit seiner ausgehöhlten Burgruine die Rie-

derwälder Ortsteile beherrscht. Sie sind heimatverbundene Lokalpatrioten und denken nicht im Traum daran, von hier fortzugehen. Auch die Kirmesburschen hatten nicht gedacht, »daß welche von uns so etwas tun würden«. Die Kunde, daß es sich bei den Brandstiftern um den jungen Gennrath aus Harmsheim und den jungen Frankenberg aus Riedrich gehandelt habe, verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Ein Dorf empört sich. In der Harmsheimer Straße 37 versammeln sich über drei Wochen hinweg Gemeindemitglieder zu Nachtwachen mit den Kurden. »Tolle Gespräche« seien da zustande gekommen. Aber die privaten Klüngel und politischen Fraktionen hat auch diese parteiübergreifende Solidarität nicht durchmischen können. Auch die Nachbarn schauen vorbei und verwerfen die Tat: »Die Kurden haben doch niemandem etwas getan.« Reporter kommen und schnüffeln herum, es erscheinen schlecht recherchierte Berichte. Der Ruf von Riederwald droht Schaden zu nehmen.

Die Verurteilung der Tat ist also ziemlich einhellig. Aber die Brandstifter haben Signale aus ihrer heimischen Umgebung empfangen, viele versteckte Aufmunterungen und nur diffuse Entmutigungen, auch nach dem Anschlag. Aus den Gesprächen zu Hause, in den Läden und Gaststätten wußten sie, daß die Einrichtung des Asylbewerberheims nicht gut gelitten war. Sie hörten die Milchmädchenrechnungen der Bewohner, wonach jede Mark, die für die Asylanten draufging, uns, den Einheimischen fehlen wird. Vor allem sahen sie die bitteren Gesichter, wenn solche Sätze fielen. Sie spürten die Entschlossenheit der Unterschriftenaktion und die Ressentiments, die dahinter lauerten, auch gegen die Befürworter der Flüchtlinge im Dorf und später gegen die Betroffenheit der Nachtwachen, die leicht als Nestbeschmutzung aufgefaßt wurde. Eine schwelende Wut schien sich ein Ventil zu suchen.

Entmutigt wurden sie weniger. Niemand scherte sich um ihr Äußeres, auch nicht die Mütter, die das horrende Outfit ihrer Söhne – Gennraths Körper ist mit Tätowierungen übersät – als eine jugendliche Marotte abtaten. Keiner fragte sie, was die Jungen im Sinn hatten, warum sie soviel tranken, was sie von den Fremden hielten und wie sie mit den neuen Zeiten zurecht kamen. So lebten sie in den Tag, in einen deutschen Herbst hinein, in dem sich mühsam gezügelter Haß und erlebnisgeiler Unernst zu einem brisanten Gemisch verdichteten. Die Balkenüberschriften der Boulevardpresse, die oberflächliche Thematisierung der Fremden-Invasion im Fernsehen und nicht zuletzt die läßlichen Redensarten Bonner und lokaler Politiker bestärkten die Täter in ihrem Gefühl, »etwas« tun zu sollen und dabei auf Unterstützung rechnen zu dürfen.

Rechte Gewalttäter verüben ihre Taten, wie es im Kriminaljargon heißt, in der Regel »im engeren Umfeld«, also zumeist in der eigenen (ländlichen) Gemeinde oder ihrer unmittelbaren Umgebung. Auch Fran-

kenberg und Gennrath haben sich zwar nicht das nächstliegende Asylbewerberheim in Harmsheim selbst ausgesucht, in dem zunächst deutschstämmige Aussiedler untergebracht waren. Aber sie sind nur ein Dorf weiter aktiv geworden, wo sie ebenfalls gut bekannt sind und ihr Festplatz liegt. Diese »Heimatverbundenheit« unterscheidet sie von den anonymen Desperados der Linken, die aus der Klandestinität heraus Staat und Schweinesystem kaputtbomben wollten – und sich selbst ins Bewußtsein eines Volkes, das ihnen jegliche Gefolgschaft verweigerte und nur marginale Sympathie schenkte. Die Glatzköpfe der Rechten fühlen sich dagegen fast wie »Fische im Wasser«, wovon die einstige Stadtguerilla nur träumen konnte. Ihre Taten sollen im gestörten heimischen Milieu wirken, und sie selbst möchten damit unverbrüchlich Teil ihrer Gemeinschaft bleiben. Die Beziehungsstörung folgt erst nach der Tat, sie ist ihr nicht vorausgegangen.

Gefragt, ob er alle Ausländer hasse, verneint Gennrath ganz entschieden. Es geht ihm erstens um solche, die »nix schaffen«, speziell um solche, die in seinem Alter sind. Genau in dem Moment tritt Tonio ein, der Wirt des benachbarten *Bistro*, auch einer beliebten Kneipe der Jugendlichen in Harmsheim. Wie er den finde? Der sei »total in Ordnung«, meint er treuherzig und begrüßt ihn wie einen guten alten Bekannten. Auch der italienische Kellner der Pizzeria, der uns mit Gleichmut bedient und ein »Weizen« nach dem anderen bringen muß, geht ohne Beanstandung durch. Welche Ausländer sind dann also Objekt des Hasses? »Alle zwischen 14 und 25«, schlägt Gennrath vor. Tonio, der am Nachbartisch mit seiner blonden deutschen Freundin tafelt, wird von uns nach seinem Alter gefragt. Er ist 23. Also wieder Pech – eine Welt voller kognitiver Dissonanzen. Gennrath ist in einiger Verlegenheit und verlegt sich mit seinem haltlosen Ressentiment schließlich auf »Kriminelle und Scheinasylanten«. Und was die kosten, könne man jedes Mal auf dem Lohnzettel feststellen. Später stellt er sie, als bedrohliche Störenfriede, mit den Türken auf eine Stufe, die er in der Fußgängerzone der Stadt oder auf dem Schulweg trifft. Mit denen habe es »ständig Randale« gegeben. Er möchte uns endlich die Augen öffnen über die wirklichen Zustände in Deutschland.

Heimsuchung – zur Dialektik der Anstiftung

Verfolgt man die »Spirale der Gewalt« von den Einzeltätern über ihre Szene und die schweigende Mehrheit der Stammtische bis zu den angeblichen Bonner »Skins im Nadelstreifenanzug« und vermeintlichen »Schreibtischtätern«, so lassen sich in der öffentlichen Debatte zwei Be-

ziehungsmuster ausmachen, die jeweils eine Kausalkette insinuieren: das Muster der *Provokation*, wonach sich die etablierte Exekutive zur Novellierung des Asylrechts von rechten Provos unter Druck setzen ließ, und das umgekehrte Muster der *Delegation*, in dem die Streetfighter als fremdgesteuerte Akteure exekutieren, was der gemeine Mann oder »Bonn« anstreben, aber in eigener Regie nicht verwirklichen können – ein Programm ethnischer Säuberung in Deutschland. Einmal gelten Skins als Antreiber des Volkswillens, das andere Mal als seine Vollstrecker. So kurzschlüssige Verschwörungs- und Manipulationstheorien werden der Komplexität sozialen Handelns nicht gerecht.

Provokation und Delegation bei jugendlichen Gewalttätern müssen als vermittelte Prozesse angesehen werden. Diese Dialektik hat eine alte Tradition, auf die uns dankenswerterweise eine Formulierung unseres historisch gebildeten Kanzlers gebracht hat. Die Mordbrennerei von Solingen bezeichnete er in der Tagesschau vom 2. Juni 1993 als »wieder eine schreckliche Heimsuchung«. Dieses Bild war von Helmut Kohl wohl eher biblisch gemeint, in der Weise, daß Gott den Ungläubigen und Verzagten eine Plage herabschickt und sie auf die Probe stellt. In volkskundlichen Untersuchungen (und für unseren Zusammenhang ganz einschlägig) wird »Heimsuchung« als »Eindringen in Haus und Hof mit bewaffneter Hand in böswilliger Absicht« definiert (Ernst Baumann). Es handelt sich dabei um einen jahrhundertelang praktizierten Vergeltungs- oder Rügebrauch, der in der Volkskunde als Charivari, Katzenmusik oder »rough music« bekannt ist. Inhaltlich geht es immer darum, daß die moralische oder sittliche Verfehlung eines Einzelnen durch die soziale Gemeinschaft mißbilligt wird und der Betroffene diese Mißbilligung durch die jungen Männer des Dorfes über eine Reihe symbolischer Akte oder realer Schädigungen auf recht drastische Weise erfährt. Die jungen Männer verhelfen also dem Volkswillen, der nie offen artikuliert wurde, zur Geltung.

Die Attacke von Gennrath und Frankenberg auf das Asylbewerberheim hat unverkennbar gewisse Elemente mit solchen Rügebräuchen gemeinsam: die moralische Entrüstung über einen »Gast, der heute kommt und morgen bleibt« (Simmel); das vorgetragene Motiv, den Fremden einen Schrecken einzujagen; das Gefühl, von der sozialen Gemeinschaft aufgefordert und gedeckt zu sein. Doch könnten sich die beiden zur Rechtfertigung ihrer Tat nicht einfach auf die Tradition eines Brauchs berufen. Gerade die Rügebräuche im traditionellen Sinn sind in einer mehr und mehr verrechtlichten Gesellschaft weitgehend ausgestorben oder nur mehr als Schwundformen präsent. Wie die neuere Volkskunde gezeigt hat, sind sie fast nur noch im Rahmen von Fasnachtsveranstaltungen, also rituell entschärft, lebendig. Außerhalb dieses Rahmens

ist die Tradition der Rügebräuche zu Ende. Aber Frankenberg und Gennrath handelten so, als würden sie an diese Tradition anknüpfen. Wie ist das zu erklären?

Der Ethnologe Lloyd Peters hat das entsprechende Verhalten einer Gruppe junger Männer in einem walisischen Dorf der sechziger Jahre zu interpretieren versucht. Die jungen Männer hingen den Abend und die Wochenenden über in einer Autowerkstatt herum, tranken Alkohol, rauchten, redeten, quatschten Mädchen an und fielen dadurch auf, daß sie einzelnen Mitgliedern der Dorfgemeinschaft, die moralische Regeln verletzt hatten, mehr oder weniger übel mitspielten. Peters argumentiert nun, daß das Alter der Gruppenmitglieder, die in der Regel zwischen 20 und 29 Jahre alt waren, insofern eine zentrale Rolle spielte, als diese jungen Männer, selbst wenn sie bereits über 30 waren, im Dorf immer noch als Burschen oder Knaben (›lads‹) galten – Bezeichnungen, mit denen sich die Vorstellung von Unschuld verband. Diese Kategorisierungen machten es möglich, die Akteure ihrem kulturellen Alter nach weit unter ihrem biologischen Alter einzustufen, mit der Konsequenz, sie für nicht (voll) verantwortlich zu erklären und ihre Taten als bloße dumme ›Jungen‹-Streiche abzutun. Da aber diese Streiche ein sehr intimes Wissen über moralische Verfehlungen einzelner Dorfbewohner voraussetzten, mußten die jungen Männer von den übrigen Bewohnern mit Informationen gefüttert worden sein. Peters schließt daraus: Wenn die Gruppe zur Tat schritt, tat sie das in strikter Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung des Dorfes. Indem die »Erwachsenen« die Verantwortung an eine Gruppe von Burschen weiterleiteten, die nicht als (voll) verantwortlich für ihre Taten galten, schafften sie es, ihre eigene Integrität zu wahren. Junge Männer sind somit aus strukturellen Gründen prädestiniert für die stellvertretende Erledigung von Aufgaben, die die Integrität der Erwachsenen bedrohen: Sie sind als Männer – nach der traditionellen Rollenverteilung der Geschlechter – auf »action« orientiert, und sie lassen aufgrund ihres Alters die Möglichkeit offen, von den Erwachsenen nicht für ihre Taten verantwortlich gemacht zu werden. Es geht dabei also um einen unausgesprochenen Handel zwischen den Jungmännern und den Erwachsenen: Erledige du für mich diese Sache, dann sorgen wir dafür, daß du für dein Tun nicht belangt wirst. So betrachtet, verwundert es nicht, daß Frankenberg und Gennrath sich selbst weniger als Täter denn als Opfer einer unverdienten Isolation und Stigmatisierung wähnten.

Für die Tradition der Vergeltungs- und Rügebräuche war diese wechselseitige soziale Bindung konstitutiv. Doch diese Tradition ist heute – auch im dörflichen Leben – nicht mehr lebendig. Damit aber sind alle diejenigen nicht mehr durch den Verhaltenskanon des Brauchs gebunden,

die ihre moralische Entrüstung und Empörung über einen Mitmenschen direkt zum Ausdruck bringen wollen. Die Kommunikation von Rüge und Vergeltung, die keine durch Brauch und Tradition vermittelten Formen und Beschränkungen mehr kennt, kann eskalieren. Jetzt fliegen Brandbomben, es brennt – und die Täter wollen das ganze noch immer als symbolische Handlung verstanden wissen.

Rechtsextremismus – die neueste soziale Bewegung?

Die Befunde unseres Einzelfalles decken sich weitgehend mit den Ergebnissen einer repräsentativ angelegten Studie, die im Auftrag der Bundesjugendministerin entstanden ist. Die Auswertung der Gerichts- und Ermittlungsakten von über 1400 Fällen belegt die Jugendlichkeit der (fast ausschließlich männlichen) Täter, von denen nur acht Prozent älter als 25 und drei Prozent sogar unter 15 Jahre alt waren. Mädchen und »Reenies« kommen vor allem in ihrer klassischen Helferinnen-Rolle zum Zuge. Fast alle Tatverdächtigen stammen aus der unmittelbaren oder näheren Umgebung der Opfer – kaum einer begibt sich als »reisender Krawallmacher« über weite Strecken in unbekanntes Terrain. Die größte Gruppe (rund 40 Prozent) gehört der Skinhead-Szene an, ein Viertel macht in rechtsextremen und nazistischen Parteien und Gruppen mit, was in den wenigsten Fällen disziplinierte und kontinuierliche Parteiarbeit bedeutet. Die meisten haben niedrige formale Bildungsabschlüsse (überwiegend Hauptschule), aber die wenigsten waren zur Tatzeit arbeitslos. Auch die an höchster Stelle vermutete »Asozialität« ist nur bei sehr wenigen feststellbar. Die meisten aktenkundig gewordenen Fälle sind Auszubildende und Facharbeiter, Schüler und Wehrpflichtige, die sich am Wochenende und nach Feierabend in ihrer Nachbarschaft betätigten und auf Befragen »als Avantgarde einer breiteren Bewegung« ansehen. Familienkatastrophen, durch problematische Trennung der Eltern oder Alleinerziehung indiziert, sind bei den Tätern nicht überproportional anzutreffen. Die von den Autoren vertretene, gegen ein vermeintliches Rollback gerichtete These, »autoritäre Strukturen« (und nicht pseudo-liberales Laissez-faire) seien der ausschlaggebende Erziehungsstil gewesen, läßt sich mit reiner Aktenauswertung kaum schlüssig belegen; so müssen die Verfasser auch den Umstand der »Verwahrlosung« in Rechnung stellen, die weniger antiautoritären Experimenten als »kalter« oder gänzlich fehlender Erziehung geschuldet sein dürfte.

Nicht Einzeltäter und nicht organisierte Gruppen – dieser breit belegte Befund stellt noch einmal die Frage nach dem sozialen Handlungsmuster, das der Mordbrennerei zugrunde liegt, die seit Jahren von den

ostdeutschen Banlieues über die westdeutschen Dörfer in die Metropolen grassiert. Zu fragen ist also nach dem kollektiven Akteur, zu dem nicht allein die aktiven Gewalttäter, sondern auch ihre Inspirateure, Claqueure und klammheimlichen Unterstützer zählen.

Die Frage nach dem kollektiven Akteur ist soziologiegeschichtlich die nach der »socialen Bewegung«. Proteste, Aufstände, Rebellionen werden in dieser Tradition vornehmlich von links unten gedacht – als Befreiung von ungerechter Herrschaft und Vorwegnahme besserer Zustände. In dieses Schema paßt der rechte Massenprotest ursprünglich nicht. Doch hat auch die konservative und faschistische Reaktion nolens volens Bewegungsform angenommen, gerade wo sie sich namens der alten Ordnung oder einer konservativen Revolution sozialem Wandel und politischer Umwälzung entgegenstemmte. Erst recht gilt dies in der heutigen »Bewegungsgesellschaft«, in die sich auch rechtsextreme Führer- und Kaderparteien »hineinsozialisieren« müssen. Observationsgehemmte Verfassungsschützer wissen ein Lied davon zu singen, wie sehr sich die lose vernetzte rechte Szene nach dem Exempel der neuen sozialen Bewegungen der siebziger und achtziger Jahre enthierarchisiert und dezentralisiert hat – und wie sehr sie zugleich doch, anders als ihre negativen Vorbilder, im Alltagsbewußtsein »der Leute« verankert ist. Die rechte Szene agiert weithin ohne Leader, ohne Programm, ohne Meinungsführer und ohne Zentrale, aber doch nicht ziel- und richtungslos und auch nicht ohne gemeinsames Bewußtsein. Sie ist nicht mehr extreme Partei, aber doch mehr als episodische Gewalt – ein Spezialfall sozialer Bewegung also, nämlich eine Anti-Bewegungs-Bewegung.

Sie mobilisiert rechte »Postmaterialisten«, die von sich meinen, im allgemeinen Gefühl geglückten kulturellen Umbruchs zu kurz gekommen zu sein. Als Verteidiger der überfremdeten Nation passen auch sie ins Bild einer auf Identitätsfragen orientierten Bewegungsgesellschaft. Diese Strömung reicht von den militanten, locker organisierten Gelegenheitsaktivisten der Straße und den ideologisch formierten, straffer geführten NS-Zirkeln über die legalen politischen Anti-Immigrations-Parteien (Reps, DVU, NPD) und die breit gestreuten Vereine und Lesezirkel bis zum nur vage demoskopisch zu ermessenden Sympathisantenstamm im Reservoir der großen Volksparteien sowie in der rasant anwachsenden »Partei der Nichtwähler«. Verbunden sind sie durch kollektive Deutungsmuster der sozialen Wirklichkeit, deren gemeinsamer Nenner und Stabilisator ein defensiver ethnischer Nationalismus, aber auch die konfrontative Interaktion mit dem »ökopazifistisch« getönten Zeitgeist ist.

Dieser bestimmt durchaus noch das herrschende Klima im »Bewe-

gungssektor« zwischen Staatsparteien und Alltagsbewußtsein. Die zur verbalen und physischen Gewalt tendierende Bewegung plebejischer Jungmänner steht in scharfem Kontrast zu der Szene, die sie zu beerben und abzulösen trachtet: zu der nicht nur am Rande von weiblichen Werten und Akteuren getragenen, explizit gewaltfreien und akademisierten Öko-Pax-Bewegung. Von dieser übernimmt sie die Virulenz der »Identitätsfrage«, die Nutzung der Massenmedien als Mittel der Erzwingung öffentlicher Aufmerksamkeit und die Ablösung sozialstruktureller durch kulturelle und altersspezifische Milieubildung. Je mehr sich die nonkonformistischen Außenseiter nach 1968 institutionalisierten – vor allem in Gestalt der Grünen, aber auch innerhalb der großen Parteien bis hin zum »Feminismus der CDU« (Barbara Sichtermann) – und nicht unwesentlich zum guten Ton der Republik beitrugen, erwuchs eine *konformistische Rebellion* der Jungen, die sich im Klima einer generellen Stigmatisierung der deutsch-nationalen Rechten auf die verkappte Unterstützung der »kleinen Leute« verlassen und auch auf Opportunisten aller Niveaus rechnen darf, aber (bislang) der intellektuellen Fürsprache weitgehend entraten kann.

»Konforme Rebellen« nennen wir sie, weil sie sich nicht avantgardistisch vom Werterepertoire des Mainstreams abheben, sondern seine Geltung wieder mit Macht herbeiführen wollen – gegen die multikulturelle Unübersichtlichkeit und die sozialen Anomien einer kraftlos gewordenen Konsumgesellschaft. Selbst die scheinbar so abstoßende und ausgestoßene Subkultur der rechten Skinheads, die die meisten Deutschen auf Befragen noch weniger leiden können als Zigeuner, Türken oder Asoziale, verkörpert diese Paradoxie konformen Rebellentums. Sosehr sie sich in Erscheinung, Habitus und Aktion von den »Spießern« unterscheiden, so sehr verteidigen sie als »Randgruppe mit Stolz« (Farin/Seidel-Pielen) deutsche Normalität gegen alle von außen kommenden Devianzen. Ihre scheinbar so außergewöhnlichen Vorlieben – überreichlicher Bierkonsum, rohe Sexualität, Fußballfanatismus und Fun »bis zum Abwinken« – teilen sie mit jenem bedrohten Milieu, das sie wieder in die Mitte der in ihren Augen übermäßig pädagogisierten und intellektualisierten Gesellschaft rücken möchten: den »kleinen« Leuten und »ehrlichen« deutschen Arbeitnehmern. Deren Ethos – Leistung, Disziplin, Nation – haben sie verinnerlicht und verteidigen es gegen die Alternativkultur der Werteumstürzer, die – wie auch in unserem Fall – am authentischsten durch die »grüne Lehrerin« verkörpert und durch den soldatischen Großvater konterkariert wird.

In diesem Rahmen – mit der Verbreitung kollektiver Deutungs- und Skandalisierungsmuster und in einer günstigen politischen Gelegenheitsstruktur – kommen die beiden Dimensionen von Provokation und

Delegation zur Deckung. Die soziale Bewegung schließt die Lücke zwischen der »Mikroebene« individueller Unzufriedenheiten und der »Makroebene« des Zeitenwandels, der nationalistische Agitation und ethnische Konflikte überall auf die Tagesordnung gesetzt hat. Selten zuvor war eine soziale Bewegung so jung und so bereit zur Gewalt, die sie allerdings weniger erfunden als in allen Ecken des sozialen Verkehrs vorgefunden hat. Insofern stellt sich die Frage, ob auch diese jungen Wilden, wie ihre verhaßten Vorgänger der sechziger Jahre, nicht etwa Nachzügler, sondern Avantgarden des Generationswechsels sein könnten.

Diese bange Spekulation führt uns noch einmal zurück ins heutige Riederwald. Zwei Jahre nach dem Brandanschlag verläuft das Leben von Markus Frankenberg und Stefan Gennrath wieder in gewohnten Bahnen. Beide haben brav die lästigen Bewährungsauflagen erfüllt. Auf Fragen, die sie an ihre Tat erinnern, reagieren sie nicht. Frankenberg, der in seinen Augen doppelt Vorbestrafte, hat über die Vermittlung seiner Eltern, die am Morgen nach der Tat beim Arbeitgeber eine Krankmeldung einreichten (diese Notlüge war dann der arbeitsrechtlich offizielle Kündigungsgrund), nach wenigen Wochen eine neue Ausbildungsstelle als Zentralheizungs- und Lüftungsbauer bekommen. Da seine Leistungen in der Berufsschule ausreichen, wird er wohl im nächsten Jahr Geselle sein. Dazu braucht er unbedingt den Führerschein zurück, den ihm der TÜV bisher, mangels Abstinenz, beharrlich verweigert. Den Rat, eine Alkoholikergruppe aufzusuchen, weist er indigniert von sich: sein Konsum halte sich völlig in normalen Grenzen. Daß er, wie im Dorf erzählt wird, mit anderen durchs nächtliche Harmsheim gezogen sei und Nazi-Lieder gegrölt habe, ließ sich nicht erhärten. Die Haare trägt er mal kürzer und mal länger. Er hat eine neue Freundin (kein *Reenie*) und lebt, wie aus seiner Umgebung zu hören ist, nun »ein anderes Leben«.

Stefan Gennrath hat das dritte Lehrjahr (mit 650 DM Salär) in seiner Bäckerei ohne Beanstandung fortgesetzt und zum Abschluß gebracht. Auch sein »Alkoholproblem« ist nicht behoben. Inzwischen ist er zur Bundeswehr gegangen und will sich für vier Jahre verpflichten. Seine Haare mußte er dafür wachsen lassen; die Bundeswehr möchte keinesfalls in Verdacht geraten, rechtsextremen Skinheads Raum zu geben. Er behauptet, der Wehrdienst mache ihm großen Spaß. Das Wochenende verbringt er zu Hause, mit Stefanie und hin und wieder beim Fußballturnier. Das Dorf, das von den Nachstellungen der Medien und einem Hünxer Stigma verschont blieb, hat seine beiden Söhne in Gnaden wieder aufgenommen. Und noch eines geht jetzt seinen normalen Gang: Nach Änderung des Asylartikels werden die Belegschaften der Zweitaufnahmeunterkünfte, sofern sie aus »sicheren Herkunftsländern« stammen,

zur Ausreise aufgefordert, im Fall der Weigerung in Abschiebehaft genommen und zurückgeschafft. Die Kurden von Geringshausen werden sich nach einer anderen Bleibe umsehen müssen.

* Namen von Orten und Personen sind verändert worden. Die Rekonstruktion des authentischen Falles beruht auf Gerichtsakten, Interviews und Ortsterminen. Mit ihren wichtigen Anstößen und akribischen Recherchen haben uns Studenten eines Lehrforschungsprojektes der Gießener Universität sehr geholfen. Dafür möchten wir uns vor allem bei Saskia Döhner, Siegfried Gräf, Katrin Haas, Thomas Ramge, Mathias Rohrmann, Katja Storch, Georg Wagner und Thorsten Winter bedanken. Fehldeutungen gehen allein auf unsere Kappe.

Literatur

Ernst Baumann, »Heimsuchungen aus der Zeit der Helvetik«, in: *Schweizer Archiv für Volkskunde*, 37 (1939), S. 179-190

Jörg Bergmann/Thomas Luckmann, *Formen der kommunikativen Konstruktion von Moral*, Projektbericht Nr. 1, Gießen/Konstanz 1992

Klaus Farin/Eberhard Seidel-Pielen, *Skinheads*, München 1993

Erving Goffman, »Wo was los ist – wo es ›action‹ gibt«, in: *Interaktionsrituale*, Frankfurt/Main 1971, S. 164-292

Claus Leggewie, *Druck von rechts. Wohin treibt die Bundesrepublik?*, München 1993

Friedhelm Neidhardt/Dieter Rucht, »Auf dem Weg in die ›Bewegungsgesellschaft‹? Über die Stabilisierbarkeit sozialer Bewegungen«, in: *Soziale Welt* (i. E.)

E. Lloyd Peters, »Aspects of the control of moral ambiguities«, in: M. Gluckman (Hg.), *The allocation of responsibility*, Manchester 1972, S. 109-162

Richard Rorty, »Human rights, rationality, and sentimentality«, Vortrag in der Reihe *Interventionen*, Schule und Museum für Gestaltung, Zürich 1993 (i. E.)

Max Scheler, »Das Ressentiment im Aufbau der Moralen«, in: *Vom Umsturz der Werte. Abhandlungen und Aufsätze*, Bern 1955, S. 33-147

Annette Streeck-Fischer, »›Geil auf Gewalt‹. Psychoanalytische Bemerkungen zu Adoleszenz und Rechtsradikalismus«, in: *Psyche* 46 (1992), H. 8, S. 745-68

Helmut Willems/Stefanie Würtz/Roland Eckert, *Fremdenfeindliche Gewalt: Eine Analyse von Täterstrukturen und Eskalationsprozessen*, Bonn 1993

Ich trinke meinen türkischen Tee, schau mir die deutschen Bäume an, und im Hintergrund spielt meine türkische Musik. Meine Seele ist gespalten zwischen der Türkei und ihren schönen Erinnerungen und dem Land, in dem ich lebe, Deutschland.

Es war nicht leicht für meinen Vater, hier eine Existenz aufzubauen. Er kam als Tourist nach Deutschland, weil das Leben in Anatolien nicht leicht war. Seine Eltern waren dagegen. Er hat sich mit den Händen verständigt, bis er einigermaßen deutsch konnte. Als Maler hat er hier angefangen zu arbeiten und hat seine Frau mit den vier Kindern in der Türkei zurückgelassen. Als ich geboren wurde, hat er uns nach und nach nach Deutschland geholt. In einer Drei-Zimmer-Wohnung haben wir zu siebt gewohnt. Meine Mutter ist Analphabetin, meine Eltern gingen arbeiten und wir zur Schule. Abends wurde es immer ganz gemütlich, und an den Wochenenden erzählten uns unsere Eltern alte Geschichten und Märchen aus dem Orient. Meine Geschwister waren schon etwas älter, als sie hier waren. Die älteste arbeitete dann als Putzfrau und heiratete mit achtzehn. Mein Bruder und meine andere Schwester gingen zur Hauptschule, sie schafften es aufzusteigen, Realschule, Fachabitur und Uni. Ich habe einen Sozialpädagogen als Bruder und eine Sozialarbeiterin als Schwester, die jetzt weiterhin Psychologie in Köln studiert. Meine andere Schwester schaffte es ebenso. Sie studiert VWL in Heidelberg. Ja, und ich als Nesthäkchen habe gerade mein Abi geschafft und habe noch das ganze Leben vor mir, das mir Angst macht.

Je älter ich wurde, um so mehr wurde ich mit den Problemen der »Ausländer« konfrontiert. In der Schule fing es an. Ich konnte es nicht verstehen, wie Klassenkameraden von mir so schlecht über Ausländer dachten, schließlich dachte ich ja auch nicht schlecht über sie. Wieso sollten Ausländer dem deutschen Volk schaden, wo sie doch hier die Wirtschaft aufgebaut haben und brav, ohne irgendwelche Rechtsansprüche ihre Steuern zahlten. Wer geht denn zur Müllabfuhr oder putzen, oder wer wohnt denn zu siebt in einer Drei-Zimmer-Wohnung? Na und, dann laßt unsere Frauen doch Kopftücher tragen, ich verbiete es den anderen doch auch nicht, ohne Kopftücher herumzulaufen. Ich trage auch kein Kopftuch. Wir leben in einem »demokratischen« Land.

Es ist so einfach für die Menschen, die Leute zu beschimpfen, wenn sie sich mit ihnen streiten, »du Kümmeltürke« zu sagen. Das Problem liegt darin, daß die Menschen einander nicht kennen und ungebildet sind. Vielleicht wollen sie sich auch einfach nur Sündenböcke suchen. Womit ich nicht zurechtkomme, ist Gewalt. Ich halte Gewalt weder von links noch von rechts für legitim. Was haben die Kinder getan, daß man sie mit Molotowcocktails umbringt?

Aber vor allem die Politik, an der ich interessiert bin, wird falsch geführt. Da reden und reden sie und bringen dann doch nichts zustande. Warum gibt es denn so viele Rechtsextreme? Weil die Clubs in der ehemaligen DDR aufgelöst wurden und keine neuen geschaffen wurden; dann haben die Eltern noch keine Arbeit. Tja, und da machen diese Jugendliche es sich einfach, indem sie sich arme Flüchtlinge und Ausländer aussuchen und diese zu Sündenböcken machen, anstatt sich selber an den Kopf zu greifen.

Hülja, 19 Jahre, Frankfurt am Main

Ich bin ein siebzehnjähriges Mädchen und wohne mit meiner Familie am Rand von Berlin. Hier habe ich ein paar Freunde, mit denen ich mich gut verstehe. Jedoch sehen wir uns selten und unternehmen nicht viel gemeinsam. Mit meiner Familie unternehme ich auch nichts. Früher war das anders. Als ich noch kleiner war, haben wir viel zusammen gemacht. Als ich älter wurde, hat sich alles geändert. Das Verhältnis zu meinen Eltern wurde immer schlechter. Vielleicht konnten sie nicht verstehen, daß ich erwachsen werde und somit eigene Vorstellungen von meinem Leben habe und etwas erleben wollte. Dadurch, daß sich das Verhältnis zu meinen Eltern verschlechterte und ich mich nicht mehr mit ihnen verstand und somit nicht mit ihnen über meine Probleme reden konnte, wurde mir vieles gleichgültig. Ich verschlechterte mich in der Schule, und deswegen gab es noch mehr Ärger zu Hause. Irgendwie gelangte ich in die rechte Szene und war circa ein halbes Jahr mit Skinheads zusammen. Meine Eltern konnten das nicht verstehen, und mein Vater wollte mich in keiner Weise unterstützen. Ich war traurig und allein.

Diesen Teil meines Lebens bereue ich sehr. Durch meinen Freund kam ich aus diesem »Skinheadmilieu« wieder raus. Ich hatte nie etwas gegen Ausländer, und das hat sich während dieser Zeit nicht geändert. Ausländer können, wenn sie wollen, in Deutschland leben. Aber sie sollten sich unseren Gesetzen fügen und legal arbeiten wie jeder andere auch. Man sollte den Ländern helfen, die es nötig haben, und Geld spenden. Dann brauchen sie nicht nach Deutschland zu kommen, sondern können ihr Land aufbauen und dort glücklicher leben als in einem für sie fremden Land.

Jedenfalls änderte sich mein Verhältnis zu meinem Vater trotzdem nicht, auch als ich nichts mehr mit Skinheads zu tun hatte. Wir reden nur das Nötigste miteinander. Bei meinem Bruder, mit dem ich mich noch nie verstand, ist es dasselbe. Das Verhältnis zu meiner Mutter ist okay. Natürlich ist sie auch manchmal sauer mit mir. Zum Beispiel wenn sich meine schulischen Leistungen verschlechtern oder andere Probleme aufkommen. Trotzdem kann ich mit ihr nicht über meine Probleme reden. Es liegt vielleicht auch an mir, warum ich mich mit meinen Eltern nicht verstehe. Ich bin ja auch fast nie zu Hause. Wenn ich zu Hause bin, dann räume ich meistens auf, weil mein Bruder zu faul und meine Schwester zu klein ist. Ansonsten mache ich in meiner Freizeit Hausaufgaben, gehe mit meinem Hund spazieren oder bin mit meinem Freund unterwegs. Zusätzlich gehe ich dienstags und mittwochs noch arbeiten, um mein Taschengeld, das fünf Deutsche Mark pro Woche beträgt, aufzubessern. Dann helfe ich meiner Oma, die ein paar Zimmer vermietet. Mit dem Geld, was ich dort verdiene, komme ich besser klar, denn mein Taschengeld reicht wirklich nicht aus.

Mein Leben war bisher nicht sehr aufregend. Aber wenn ich mein Abitur gemacht habe, einen guten Beruf erlernt habe und eine schöne Wohnung habe, werde ich mein Leben richtig ausfüllen und viel unternehmen. Später, wenn ich zwischen fünfundzwanzig und dreißig bin, werde ich eine Familie gründen. Vielleicht werde ich mir ein schönes Haus kaufen. Ich will meinen Kindern viel bieten können und ein glücklicheres Leben führen, als es bisher war.

Melanie, 17 Jahre, Ostberlin

»Die Jüngeren haben keine Skrupel mehr!«

Soeben erschienen!

Klaus Farin
Eberhard Seidel-Pielen
»Ohne Gewalt läuft nichts!«
Jugend und Gewalt in Deutschland
1993. 304 Seiten, kartoniert 24,90 DM
ISBN 3-7663-2430-6

»Mein Wunsch? So'n SA-Sturm, wo ich mitmarschieren kann.« Klaus Farin und Eberhard Seidel-Pielen waren mittendrin in der rechten Szene. Sie schreiben nicht nur über rechte Jugendliche, sie lassen sie selber zu Wort kommen: »Das hab' ich immer herbeigesehnt: ein geordnetes Leben!«
Weitere Themen des Buches: »Jugendarbeit mit rechten Gewalttätern«, »linke Lehrer – rechte Schüler« oder »Gewalt an den Schulen«.
Diese Neuerscheinung ist ein kompetenter, aktueller und streitbarer Beitrag zu dem Thema, das Deutschland derzeit am meisten beschäftigt. Eberhard Seidel-Pielen hat für seine journalistische Arbeit zu diesem Thema den Journalistenpreis der IG Medien erhalten.

Ausführliche Informationen über unser Verlagsprogramm senden wir Ihnen gern. Bitte Herbstprogramm anfordern.

Bund-Verlag
Abt. W
Postfach 90 08 40
51118 Köln

Bodo Morshäuser
Neulich, als das Hakenkreuz keine Bedeutung hatte

Der Achtzigerjahrespass und der Ernst der Neunziger

1. Die Party

In den achtziger Jahren wurde der Satz von Andy Warhol Wirklichkeit, daß jeder ein Fernsehstar sein könne. Für wie lange? Da half David Bowie weiter. Er sang: *Dann sind wir Helden, für einen Tag.*

In den Achtzigern geschah jener Modernisierungsschub, der fast jedem Büroplatz einen Personal Computer einbrachte. Es begann das Ausfragen von Prominenten und Jedermann im Fernsehen. Kulturkritische Begleitschriften hatten Titel wie »Wir informieren uns zu Tode«. Es war die Dekade der Ablenkungen und des Spaßes. Gleichzeitig auch die der Tiefbetroffenheit, als man die Nachrüstung und den Atomkrieg in Westeuropa, auf deutschem Boden gar, zu verhindern hatte. Doch eher als ein Jahrzehnt des Tiefgangs war es eines der Oberfläche. Selbst in manchen Berliner Bezirken wurde es wieder möglich, sich nicht mehr schlampig anzuziehen. Für Achtzigerjahrejugendliche waren persönlicher Spaß und Karriere höhere Werte als eine gesellschaftliche Veränderung. Sie waren die erste Generation, die nicht im Nachholkurs lernen mußte, wie ein Computer funktioniert, sondern die, wie ihre Eltern mit der Reiseschreibmaschine, mit diesem Gerät ihrer Zeit aufwuchs.

Manchmal gibt es Wiederholungen von Kriminalfilmen aus den Siebzigern. Ich sehe Männer mit weichlichen Zügen, mit notorisch halbbedeckten Ohren bei einer ansonsten natürlich tadellosen Frisur. Es herrscht das Ideal des Mitfühlens und der Verständigung, und starke Typen mit schnellen Entscheidungen sind nicht gefragt. Die meisten bewegen sich wie unter Valium. Ich erinnere Filme von Wim Wenders mit langen Einstellungen, in denen Männer, die es allein kaum schaffen zu leben, von Männerfreundschaft erzählen. Oder die gutgemeinten und damals populären Verständigungsfilme von Alain Tanner, allen voran »Jonas, der im Jahre 2000 25 Jahre alt sein wird«. Heute wissen wir, was für ein Typ das ist, der im Jahre 2000 25 Jahre alt sein wird.

Ende der Siebziger meinten ein paar junge Leute, die jahrelang in einer typischen Siebziger-Kneipe gearbeitet hatten, eine Diskothek müsse in Zukunft anders aussehen. Der *Dschungel*, den sie 1978 eröffneten, war

der erste Laden in der Stadt mit einem Türsteher. Wer mit Turnschuhen, Parka und Vollbart um Einlaß bat, dem wurde gesagt, das Lokal sei voll. Die Gäste sollten das Gefühl bekommen, unter sich zu sein und nicht irgendwo. Die feinen Unterschiede begannen wichtig zu werden, und wer am Türsteher vorbeikam, verbrachte jede zweite Nacht dort. Im *Dschungel* wurde das Spiel mit den Zeichen inklusive ihrer Auflösung, das für die Achtziger typisch wurde, schon sehr früh durchgespielt. Ich wohnte so nah, daß ich nachts, nach getaner Arbeit, nur die Straßenseite zu wechseln hatte.

Die Siebziger waren das Identitäts- und Ich-Ich-Ich-Jahrzehnt. Gleich nach der Sechziger-Liebe für Kollektive entstand, in der Literatur, die Neue Subjektivität, die Neue Innerlichkeit und eine Literatur der kriegsgeborenen, nun erwachsenen Töchter und Söhne über ihre Väter, weniger über die Mütter. Zu dieser Zeit entstanden auch die erwähnten Filme. Von der großen Utopie blieb die kleine der persönlichen Identitätsfindung. Ein riesiger Dienstleistungsmarkt entstand dafür, daß die Menschen das Gefühl bekamen, identisch mit sich selbst zu sein, wie das immer heißt und was es nicht gibt, denn wenn ich identisch mit mir selber bin, dann werde ich zum langweiligsten Menschen auf der Erde, ohne Risse und Kanten, ohne Wut auf dies und das, im Hier und Jetzt zu allem grinsend. Eine scheußliche Vorstellung.

Seit 1977 wurden diese Werte von den Kindern in Zweifel gezogen. Das krasse *No future!* der Punks wurde durch erhebliches Medienecho zum Beweis für eine angeblich resignierte Jugend erklärt. Dabei war in dem Symbol *No future!* der Wunsch erkennbar, anders über Zusammenleben und Zukunft zu sprechen, als die damaligen Wortführer es taten. Das sogenannte politische Denken, egal ob von rechts oder links, wurde von vielen Achtzigerjahrejugendlichen als Hauptübel angesehen; deshalb habe sich in der sozialdemokratisch regierten Gesellschaft nichts mehr bewegt außer den Konten von Gesellschaften, die die individuelle Selbstfindung verkauften. Irritierte Ältere nannten die ersten Erscheinungen der Achtziger höhnisch »Zeitgeist«. Sie sahen nur glitzernde Oberflächen und vermißten tiefere Werte. Jenen Jugendlichen, die der Chimäre von Selbstverwirklichung nicht nachjapsten, die nicht ihre gute Identität den schlechten Verhältnissen gegenüberstellten, um in einen Klageton zu verfallen, die sich nicht als bessere Menschen darstellen wollten, wurde ein paar Jahre lang mit der Zeitgeistkeule geantwortet.

In den Sechzigern wurde *Identität* von den Protestierenden gesellschaftlich begriffen und als Veränderung gedacht. In den Siebzigern wurde sie persönlich als Selbstverwirklichung verstanden. Achtzigerjahrejugendliche, die sich von Jugendlichen voriger Jahrzehnte unter-

schieden, hatten nicht das Ziel der *Identität*. Lieber orientierten sie sich an französischen Inspirationsphilosophen, die hundert Gründe nannten, warum das Subjekt vorbei und Geschichte sei. Mode wurden Simulationstheorien, in denen kein gesellschaftliches Subjekt mehr vorkam, sondern ferngesteuerte Steuerbürger, die sich anpassungssüchtig verhielten, ohne daß man es ihnen noch sagen mußte. Eine Maschine, die von selbst lief, wurde beschrieben. Gemeint war das, was in den Sechzigern und Siebzigern »Gesellschaft« hieß. Achtzigerjahrejugendliche machten den Begriff *Identität* und was mit ihm gemeint war lächerlich. Gleichzeitig entdeckten Rechte diesen Begriff als positive Metapher. Der angepaßte, sich ins Parlament schleimende Rechtsradikale oder der intellektuelle Rechte vermeiden Begriffe wie Nationalbewußtsein oder Nationalstolz. An diese Stellen wird das Wörtchen *Identität* gesetzt, zum Beispiel »kulturelle Identität«.

Die »neuen Farben« waren die des Narziß: schwarz und weiß. Schwarze Hemden, schwarze Hosen, Röcke, Fingernägel, schwarzer Lippenstift, schwarze Stiefel. Die Extremform dieser Farbenlosigkeitshörigkeit wurde der »Grufti«, der nichts Helles mehr sehen mochte. Und weiß! Die Lokale der Achtziger waren fünfhundert Watt heller. Verpönt alles Schummrige und was ans Rotlichtmilieu erinnerte. Eine kleine Bar bestand nur aus weißen Kacheln, auch die Sitzgelegenheiten. Das waren Attacken auf die Gesundheitslatschengemütlichkeit der Siebziger. »Gefühl und Härte« hieß eine der Parolen jener Zeit – logischerweise wurde daraus eine Woche später »Gewühl und Hertie«.

Ein Achtzigerjahrejugendlicher spürte seine Überlegenheit, wenn Ältere ihn ernsthaft und nachdenklich fragten, warum das Licht so hell, warum die Kleidung so dunkel, die Atmosphäre kalt, der Ton so rauh. Das war ein Teil des Spiels, das die Eben-noch-Jugendlichen bereits nicht mehr verstanden. Der Achtzigerjahrejugendliche definierte seinen Raum durchs spielerische Unterlaufen der Wertvorstellungen der Nächstälteren. So wie es die Nächstälteren früher selbst getan hatten. So wie es alle tun, die jung sind, nicht für voll genommen werden und durch irgendwelche Behauptungen es schaffen müssen, als eigenständig angesehen zu werden. Hinzu kam und kommt bis heute, daß Achtzigerjahrejugendliche Beifall von der *ersten Generation* kriegen: weil sie die *zweite Generation* in den Achtzigern so strapaziert haben, wie die *zweite* die *erste* in den Sechzigern strapazierte.

Die Verkörperung der optischen, ästhetischen und moralischen Provokation war der Punk. Er trug schwarze Klamotten, die oft dreckig waren. Er verdiente seinen Lebensunterhalt durchs Schnorren und behängte sich mit Nazi-Emblemen wie zum Beispiel dem Hakenkreuz. Noch bevor die

meisten erfuhren, was Punk ist, war sein Anführer, Sid Vicious, bereits tot. Auch er hantierte bei seinen Bühnenshows mit dem Hakenkreuz. Es war unentschieden, ob Punk rechts oder links war. Punk war eine noch undefinierte Härte, auch im Umgang mit politischen Zeichen und Symbolen.

Diese Unübersichtlichkeit wurde unter anderem damit beendet, daß Skinheads, jedenfalls White Skins, sich von den Punks trennten, die schwarze Kluft gegen die grüne Bomberjacke tauschten und offen rechtsextreme Thesen vertraten. 1981 gingen sie im Berliner *Metropol* auf Fans der Band »Specials« los. Diese Band war bei den Ska-liebenden Skins verhaßt, weil sie gemischtrassig zusammengesetzt war. Wochenlang prügelten sich Punks und Skins in Berlin-Schöneberg im Sommer 1981. Punks wurden von Sozialarbeitern umschwärmt, wurden Gegenstand von Untersuchungen über die neueste Jugendkultur. Um die Skinheads kümmerte sich niemand mehr recht, außer ein paar alten Herren aus rechtsextremen Parteien. Das sollte sich bald ändern. Es kamen jüngere. Jene, die Punks als Opfer der Gesellschaft hegten und pflegten, interessierte das nicht.

Das Spiel mit dem Hakenkreuz war eine Provokation der vorangehenden Generationen. Nächstältere beruhigten sich damit, daß sie den Punks das Benutzen der Embleme ausreden konnten. Aber sie lebten in den Achtzigern munter weiter. Einmal auf der Modeebene, als in den Achtzigern die Dreißiger und Vierziger ihre Revivals inklusive Musik und Klamotten hatten. Zum anderen in der Subkultur der Skinheads, die sich nun in Fußballstadien bemerkbar machten. Während wir einen wunderbaren Achtzigerjahrespaß hatten, entwickelten sich die Bedingungen für jenen Rechtsextremismus, den es heute gibt.

Für die einen war es Spiel, für die anderen war es Ernst. Eine für die Achtziger typische Situation. Viele dachten, Wirklichkeit sei eine Simulation von Wirklichkeit. Zur gleichen Zeit dachten in Ostberlin Gleichaltrige, mit der Staatssicherheit zu reden sei auch nur so ein Informationsspiel. Man könne den Apparat ruhig füttern; umso behäbiger würde er werden. Von heute aus gesehen, wurde in den Achtzigern ein Pulverfaß gefüllt, das in den Neunzigern nun hochgeht.

Der Achtzigerjahrejugendliche gab sich unpolitisch, auch wenn er mit politischen Symbolen hantierte. Die Symbole wurden ihrer Inhalte beraubt und als Zeichen verstanden. Der Vorsprung dessen, der weiß, daß es Spiel ist, während die anderen reagieren, als sei es Ernst, war ein typischer Vorsprung des Achtzigerjahrejugendlichen gegenüber Älteren. Die sagten: »Das ist ja ein Hakenkreuz!« Jüngere daraufhin: »Das ist nur ein Hakenkreuz, nein, es steht nur für ein Hakenkreuz; ein frei verfügbares Zeichen, wer es ernst nimmt, ist selber schuld.« Ältere daraufhin: »Das

ist wirklich ein Hakenkreuz!« Antwort der Jüngeren: »Dann hol dir einen drauf runter, wenn es dich so antörnt!«

Frechheit! Skandal! Der junge Mensch lachte sich ins Fäustchen und sagte seinem Freund: Jetzt habe ich sie gefickt.

Sechzigerjahrejugendliche, die Adressaten dieser Attacke in den Achtzigern, wollten ihre Eltern ähnlich begriffsunfähig machen. Sagte in den Sechzigern ein Alter etwas Abfälliges zu Jugendlichen, so wurde er ans Dritte Reich erinnert, und die Jugendlichen hatten gleichgezogen. Der damals Alte wurde verbal ebenso gewalttätig, wie ein heute Älterer wird, wenn ein Junger ihm passend über den Mund fährt. Kleine Welt.

Auch der Begriff *Kreativität* wurde von einem gesellschaftlichen Anspruch losgelöst und bezeichnete nun einen persönlichen Wunsch: seine, was das auch sei, eigenen Ideen einzubringen. Der junge Mensch wurde als Stichwortfinder in die neuen Diskotheken geschickt, und drei Wochen später hatte jemand mit dem neuesten Spruch bereits Waschbecken verkauft. Der Weg führte von der Düsseldorfer Agentur Schirner zum *Ratinger Hof* und zurück. *Kreativ* war nun ein Designer. Wer das nicht war, konnte immerhin ein Designer-Jackett kaufen.

Jede Personalabteilung weiß ihre Mitarbeiter zu beruhigen, indem sie ihnen das Gefühl gibt, sie leisteten kreative Arbeit und hätten alle Chancen, sich dabei »selbstzuverwirklichen«. Die Vermischung von Kunst, Kultur und Design war perfekt. Inhaltliche Diskussionen galten als abstoßend, Meinungen galten als austauschbare Selbstdarstellungen. Sinnfragen verbreiteten einen Mief, den man nur mit Lustigkeit vertreiben konnte. Mit Spiel. Mit Simulation. Mit So-tun-als-ob. Mal sehen, was geschieht, wenn ich *das* jetzt sage. Ich bins nicht. Ich sage es nur. Undsoweiter. Die achtziger Jahre waren das Jahrzehnt der Spieler.

1953 geboren, war ich zu jung, um Aktivist der Revolte zu werden, während es sie noch gab. Anfang der Achtziger war ich dreißig und zu alt für einen Neujugendlichen. Während der siebziger Jahre gab es keine eigenständige Jugendbewegung, gültig waren noch Reflexe aus den Sechzigern.

Ich erinnere eine Situation im *Dschungel.* Die Frau, die ich Nacht für Nacht dort traf, wollte mir klarmachen, daß ich die Haare abschneiden müßte. Es war 1983, ich lief noch wie ein Hippie rum und konnte mich mit den gestylten Achtzigerjahrejugendlichen nicht groß anfreunden. Die Frau hatte Probleme, an diesem Ort der neuesten Moderne immerzu mit einem Langhaarigen aufzutauchen. Sie redete auf mich ein, ich widersprach ihr. Es gibt keine Individualität mehr, sagte sie, ein Traum aus der Vergangenheit, und der sei vorbei. Vergiß Individualität, sagte sie, schneid die Haare ab und zieh paar weite Klamotten an. Kurze Zeit

später kamen Langhaarige mir wie Menschen aus einer anderen Zeit vor. Für mich war sie gerade vorbei. Die Freundin lachte und zeigte sich den ganzen Abend lang mit mir auf der freitragenden Treppe. Ich fand es gar nicht schlecht, so zu tun, als sei ich einer von denen.

In den Achtzigern habe ich mir abgewöhnt, Jeans zu tragen (um sie heute wieder anziehen zu können). Ich habe mir abgewöhnt, mit einer politischen Meinung zu hausieren. Das sind Errungenschaften dieses Jahrzehnts. Man nahm alles spielerischer. Man nahm den ernsten Zeichen ihren Ernst. Einen Moment lang. Die Zeichen kommen wieder.

Heute will die Frau aus dem *Dschungel* einen Zusammenhang zwischen den Achtzigern und Neunzigern gar nicht so genau nacherzählt haben. Diese beiden Dekaden könne man nicht miteinander vergleichen, sagt sie, die Achtzigerjahrejugendliche, 1993.

Der neue Rechtsextremismus aber, die moderne Rechte, ist ein Kind der achtziger Jahre.

2. Die Unpolitischen

In der Bundesrepublik gab es drei Phasen, in denen rechtsextreme Parteien eine Rolle spielten: Anfang der Fünfziger, Ende der Sechziger und Anfang der Achtziger. Der 1982 gewählte Bundeskanzler Kohl hatte eine »geistig-moralische Wende« zum Leitwort seiner ersten Regierungserklärung gemacht. Dies ist ihm von Linken übelgenommen worden. Daß er keine rechtsradikale Politik machte, ist ihm von Rechten übelgenommen worden. Seit 1983 kursierte in der rechtsextremen Szene der Begriff *Wendebetrüger*, der die Kohls meinte. Fehlgeschlagen war die Aktion von Innenminister Zimmermann von 1983, in Deutschland lebenden Türken »Rückkehrprämien« anzubieten, der vierte Schritt nach dem »Anwerbestop«, der »Zuzugsbegrenzung« und der »Zuzugssperre«. Antitürkenflugblätter häuften sich wie Antitürkenwitze.

Daß es einen Rechtsruck, eine gesamtgesellschaftliche Begriffs- und Bewußtseinsbewegung nach rechts seit Anfang der Achtziger gegeben hat, wissen Verfassungsschützer zu berichten. Anfang der Achtziger ist eine Aussage wie »Das Boot ist voll« von ihnen noch als rechtsextremistisch eingestuft worden. Wer mit diesem die Wirklichkeit verdrehenden Gleichnis an die Öffentlichkeit ging, wurde beschattungswürdig. Ende der Achtziger und Anfang der Neunziger zählte dieser Satz zum Repertoire aller bedeutenden Parteien. Die Kriterien, was rechtsextrem sei, verschoben sich für Verfassungsschützer – wollten sie nicht die etablierten Parteien ins Visier bekommen – nach rechts. Das, konkret, ist ein Rechtsruck, dessen Bewegungsform besser mit »Schleichen« zu beschrei-

ben wäre. Und was Anfang der Achtziger noch New-Wave-Spielmasse war, wie Pullover mit Hakenkreuzen, Songzeilen wie »Unsere Stiefel sind so schwarz«, das wird in den Neunzigern wieder aufgenommen – allerdings nicht im Spiel, sondern im Ernst. Und nicht nur das.

Seit Mitte der Achtziger haben DDR-Behörden Skinheads registriert und mit ihnen erhebliche Schwierigkeiten gehabt; größere als mit den DDR-Punks. Die Erkenntnisse darüber sind seit Januar 1990 öffentlich zugänglich. Wieso wundern sich so viele, daß diese Entwicklung nach der Einheit nicht zurückgegangen ist, sondern, unterstützt durch den Rechtsruck und eine verantwortungslos aufwiegelnde »Asyldebatte«, angeheizt worden ist? Der Rechtsextremismus der Neunziger ist die logische Fortsetzung des Rechtsextremismus der Achtziger. Er ist keine neue Erscheinung. Die rechte Szene hat zehn Jahre lang von der Ignoranz der Mehrheit und von deren eigenem uneingestandenen Rechtsruck profitiert. Verständlich, daß man sich daran nicht erinnern will.

Die Sechziger und Siebziger waren Jahrzehnte inhaltlicher politischer Auseinandersetzungen, die Achtziger waren das Jahrzehnt des Bestreitens von Inhaltlichem. Die Jugendlichen der Achtziger hatten kaum eine andere Wahl. Sie litten unter den Inhalten. Diese hatten die Alten besetzt. Eine Jugend aber ist dazu da, die Alten vom Thron zu stoßen und die Werte neu zu bestimmen. Also wurde es mehr und mehr eine Waffe im Dialog mit den Inhaltsgläubigen, die Bedeutung von Inhalten zu leugnen und die Bedeutung von Strukturen, in denen diese Inhalte zum Tragen kommen, zu betonen. Weg mit dem Politischen als Denkkategorie! Laßt die Alten in ihrer Inhaltsgläubigkeit verrecken! Wir reden nicht mehr über deren Inhalte! Undsoweiter. Sie mußten sich noch nicht die Frage stellen lassen, ob sie nicht etwa reaktionär, gegenmodern handelten. Ein Teil der Jugend nahm eine geistig-moralische Wende vorweg, die wenige Jahre später durch einen Bundeskanzler angekündigt werden sollte. Zuerst schien es bei der Ankündigung zu bleiben. Inzwischen, 1993, wissen wir mehr.

Nachdem 1983 meine Erzählung »Die Berliner Simulation« erschienen war, fragte man mich nach dem Begriff der Simulation, um herauszukriegen, inwieweit ich Simulation für wirklichkeitsstiftend oder -ersetzend hielt. Man erwartete von mir aus dem dekonstruktionistischen Pool entnommene Argumente, die die Wirklichkeit neu interpretierten. Ich hingegen sagte meistens zur Enttäuschung der Fragensteller, wenn Blut fließe, dann sei das Blut echt, und keine Simulation.

Diesen Gedanken bestätigen uns heute die Opfer jener inoffiziellen Mitarbeiter der Staatssicherheit, die in den Achtzigern Jugendliche wa-

ren und dachten, sie könnten mit dieser Behörde zusammenarbeiten. In den Rechtfertigungen klang immer wieder durch, daß Information nicht inhaltlich, sondern kybernetisch betrachtet wurde. Der Tenor der Erklärungsversuche der Stasi-Künstler vom Prenzlauer Berg, warum man sich zutraute, mit der Stasi zu sprechen, ohne Schaden anzurichten, lautete: Wir haben es als Spiel gesehen, als Verstopfung von Informationskanälen, nicht als Weitergabe von Information, die zu blutiger Wirklichkeit werden könnte. Auch dies ist eine bekannte Denkfigur aus den Achtzigern, von französischen Inspirationsphilosophen verbreitet, von ihren Jüngern nachgebetet. Es ist ein Welterklärungsmodell, das Inhalte nicht wichtiger oder anders nimmt als Strukturen, in denen Inhalte eine Rolle spielen. Da man davon ausgehen kann, daß die Staatssicherheit in alldem kein Spiel gesehen hat, ist die These vom Spiel nett, aber gefährlich.

Das philosophische Spielfeld der Achtziger und die Realität kollidierten im Osten, im Westen nicht. Denn im Westen war es wirklich nur ein Spiel. Und wirklich: Im Osten war es ernst. Die Unterschätzung der Inhalte und die Überschätzung von Strukturen hatten diese Prenzlbergverräter gemein mit manchen West-Jugendlichen der Achtziger, die sich mit ähnlichen Denkmodellen gegen die Älteren stemmten. Im Westen Deutschlands wäre die gleiche Generation (meine) der gleichen Gefahr ausgesetzt gewesen, wenn ähnliche Bedingungen geherrscht hätten. Viele hätten nicht anders gehandelt als die Männer und Frauen vom Prenzlauer Berg.

Mehrmals habe ich am Prenzlberg das Argument gehört, Biermanns Generation, das seien Leute mit einem anderen Politikverständnis. Das gleiche im Westen. Die Jugend der Achtziger hatte die Nase voll von einem in politischen Kategorien vernagelten Denken und war gierig auf alles, was die politikgeilen Besserwisser alt aussehen ließ. Das ewig Bedeutungsschwere und -schwangere und Wahrheitstriefende galt es wendig und geschickt zu unterlaufen. Das wurde geradezu die Spezialität der Jugend der Achtziger. Im Westen wie im Osten.

Die Aussage, man könne die Achtziger nicht mit den Neunzigern vergleichen, höre ich meistens von Menschen, die in den Achtzigern selber jung waren und es nun, in den Neunzigern, in aller Tollheit nicht mehr gewesen sein wollen. Manche Helden der Achtziger tun alles, um als solche nicht in Erinnerung zu bleiben. Ist es jedoch nicht zu verhindern, so arbeiten sie daran, Retuschen an dem Bild der Achtziger vorzunehmen. Sie wollen sich aus dem Bedeutungsfeld eines Mißverständnisses schaffen, das vielleicht gar keines ist. Man hatte zehn Jahre lang Zeit einzusehen, daß Inhaltsverweigerung nicht Inhaltslosigkeit, sondern sel-

ber Inhalt ist. Die Entscheidung, sich nicht zu entscheiden, ist die Entscheidung dafür, andere entscheiden zu lassen.

1982, als NS-Chic und Bolchevique-Chic im *Dschungel* getragen wurden, als »Deutsch-Amerikanische-Freundschaft« sangen: »Tanz den Adolf Hitler« und »Unsere Stiefel sind so schön«, verkaufte die Künstlerin Rosemarie Trockel Pullover, in die neben anderen Zeichen kleine Hakenkreuze eingestrickt waren. Wie jene Moden und jene Musik schienen auch diese Pullover ein Beleg dafür zu sein, daß man nun über alles freier reden, mit allem spielerischer umgehen könnte. Vielleicht war es eine Errungenschaft der Achtziger, daß gelernt wurde, mit allen möglichen Elementen und Inhalten spielerisch zu verfahren. Diese Fähigkeit bedeutet ja nicht, daß man dazu verurteilt ist, Inhalte gar nicht mehr wahrzunehmen.

Zehn Jahre später aber behauptet einer der Wortführer der Achtzigerjahrejugendlichen, Diedrich Diederichsen, derselbe Pullover der Rosemarie Trockel habe 1992 eine andere Bedeutung. Nun hat ihn ein Musiker der Rockband »Störkraft« im Fernsehen getragen. »Störkraft« ist eine sogenannte rechtsextreme Rockband.

Auf einem Frankfurter Podium[1] empörte Diederichsen sich darüber, daß der Musiker diesen Pullover nicht trug, um mit ihm zu spielen, sondern daß er ihn trug, weil er ernst meinte, was so hübsch in ihn eingestrickt ist. Diederichsen nimmt den Rechten der Neunziger übel, daß sie sich Zeichen aus den Achtzigern borgen, die ihnen offenbar nicht so fern sind. Diederichsen bringt die Achtziger also doch mit den Neunzigern in Verbindung – allerdings ausschließlich zu dem Zweck, diese Verbindung zu bestreiten. Der Zauberlehrling fuchtelt. Gebannt schaut man ihm zu. Dies ist nicht die Zeit für Simulationstheorien. Geschichte wird wieder mit Blut geschrieben.

Was hat diesen Pullover innerhalb von zehn Jahren verändert? Was hat Diederichsen innerhalb dieser zehn Jahre verändert? So wendig wie möglich versucht er, kurz bevor man ihm sagen könnte, damit mußt du jetzt leben, Junge, das hast du doch gut angerührt, nun den *Linken* herauszuhängen. Er will nicht auf der falschen Seite gestanden haben. Er hat vergessen, daß es einmal darum ging, auf *keiner* Seite zu stehen. Und schließlich standen für dieses Bewußtsein auch die Songs der »DAF« und die Pullover der Rosemarie Trockel.

Diederichsen ist zu Recht beleidigt. Die Sache geht ihm so nah, wie sie ihm zu gehen hat. In seinem Buch *Sexbeat* hat er verraten, auf welchem Mist sein Denken wuchs: »Es ist klar, daß die Second-Order-Generation, also wir, ihren fundamentalen Erkenntnissprung hatte, als sie der Mittel und Wege habhaft wurde, die es ermöglichten, die Inhalte zu vergessen.«[2] Das Problem ist nur: die Inhalte kehren wieder. Und hier und

heute sind sie »im Ernst« wieder da: das Hakenkreuz, der Landser-Haarschnitt, der faschistische Gruß, das Jungvolk-Outfit.

Wurde nicht die Achtziger lang auf der Zeichenebene alles vorbereitet, und ist es nicht so, daß man sich nun nur noch zu bedienen braucht? Wer mit den Moden durch die Achtziger ging, wird noch ein paar Naziklamotten im Schrank hängen haben. Wenn er die heute unbedacht anzieht, riskiert er – zumindest in manchen Berliner Bezirken – Kopf und Kragen, und zwar in echt.

Diederichsens Sichabarbeiten an der Frage, ob Nazikultur Subkultur sein kann, wirft selber nochmal ein Licht auf den für die Achtziger typischen Tick, Nebenschauplätze zu Hauptschauplätzen zu machen. Diederichsen begnügt sich damit, rechtsextremen Rockbands Subkultur-Eigenschaften abzusprechen – womit er sich aus deren Traditionslinie ziehen will.

Jetzt wäre auch im Westen darüber zu sprechen, worüber am Prenzlauer Berg inzwischen gesprochen werden mußte. Was geschah in der Subkultur, als dieser Rechtsruck Anfang der Achtziger begann? Warum sollte das Hakenkreuz neulich keine Bedeutung gehabt haben? Was gefiel uns daran? Was haben wir übersehen? Wie war das mit dem Revival der Dreißiger und Vierziger in den Achtzigern? Die Party ist vorbei. Reden wir über sie!

3. Gegenmoderne

Fällig ist eine Kritik der achtziger Jahre. Welche förderliche Rolle spielte das »unpolitische« Sichabsetzen von den Nächstälteren im Kontext der gleichzeitigen Re-Formierung der alten Rechten zur neuen Rechten? Was also war das Politische an den »Unpolitischen«? Um zu antworten, wäre Abstand zu den Achtzigern vonnöten. Wer ihn nicht findet, wird kaum klaren Kopfes durch die Neunziger kommen.

In den Achtzigern sind »schwere« politische Symbole wie Hakenkreuz oder Reichskriegsflagge als »leichte« Zeichen, als Teil des Spiels mit allem, was es gab, in die Bilderwelt zurückgekehrt, ohne daß die Aufschreie, das sei Ernst, ernstgenommen werden konnten. In den Neunzigern müssen sie – die jüngsten Geschehnisse zwingen dazu – wieder als die schweren Symbole angesehen werden, die sie sind.

Ich kritisiere nicht Pullover von Rosemarie Trockel oder ein Lied wie »Tanz den Adolf Hitler«. Ich verteidigte diese damals und täte das heute, wenn danach gefragt würde. Nur ist nun zu erkennen, daß auch diese Kunst- und Popwerke der Achtziger die jetzt beklagte Wiederkehr der ernstgemeinten politischen Symbole ungewollt mitermöglicht haben.

Damit kann man leben. Damit ist keine Schuldfrage verknüpft. Ärgerlich ist nicht diese Beobachtung, sondern sind solch hektische Wendezuckungen wie die Diederichsens.

Die Lauten oder Aktiven jeder Jugendlichen-Generation stehen unter einem Unterscheidungsdruck gegenüber den Älteren überhaupt und den Nächstälteren im besonderen. Es sieht so aus, als hätte man, um diesen Trennungsstrich klar zu ziehen, in den Sechzigern *links* sein müssen, in den Siebzigern *subjektiv*, in den Achtzigern *narzißtisch* und in den Neunzigern *rechts*.

Die narzißtische, die »unpolitische«, von außerpersönlichen Ansprüchen sich lossagende Perspektive vieler Achtzigerjahrejugendlicher war offenbar dergestalt, daß im Schatten dieser Haltung Politik sich für einige gegenmodern neu, rechts, entdecken ließ.

Und die Linke der achtziger Jahre? War versunken ins Feindbild Ronald Reagans, zitterte vor »1984« und bildete Menschenketten gegen Pershing II. In Form der Grünen zog man mit abgeschliffenen Kanten in Parlamente und Regierungen ein. Zusammengenommen war damit die Existenz dieser Seite, dieser traditionellen Alternative, erloschen, aufgespalten in politische Romantik bzw. parlamentarische Nebenrolle. Erloschen außerinstitutionelle Rationalität, erloschen parlamentarische Alternative.

Auffallend, daß Künstler, die Achtzigerjahrejugendliche waren, sich immer noch auf die Siebziger beziehen, wenn sie nein sagen. Wie lange noch diese Stellvertreterkämpfe gegen Ältere, während man selber älter und einer der Alten der nächsten Zeit geworden ist? Was wird bei diesen Verdammungen der Siebziger immer nicht mitverdammt? Wovon entlastet dieser Fluch? Christoph Schlingensief, katholischer Tabu-Fanatiker, greift die Siebziger in seinem Stück »Hundert Jahre CDU, Spiel ohne Grenzen« an, als stoße sich noch jemand an dieser Dekade – außer denen, die das Pech hatten, in ihr groß werden zu müssen. Wer wird mit den Achtzigern abrechnen, mit diesem Jahrzehnt des Überflusses, der Verschwendung und permanenter Partystimmung?

Angriffe auf die Siebziger in den Neunzigern kommen mir vor wie Angriffe auf die Fünfziger in den Siebzigern: geschenkt und umsonst: realitätslos: Leichenfledderei. Sicher lebt Papa noch, der einen unterdrückte und von dem man sich also befreite. Aber Papa gibt nicht mehr den Ton an. In den Achtzigern gab man sogleich selber den Ton an. Man müßte sich sich selber vorknöpfen und die Achtziger betrachten, also sich selber als werdenden Papa ... Viel zu unbequem! Dann lieber gegen Papa, da weiß man, was man hat.

Köstlich, sich eine Beschimpfung der achtziger Jahre auszudenken ...

In den Achtzigern haben wir vom »Realitäts-Flash« gesprochen, wenn einschneidende, folgenreiche Veränderungen der Wirklichkeit geschahen. Wenn Außergewöhnliches »Realitäts-Flash« genannt wird, wird das Gewöhnliche, Alltägliche offenbar nicht als Wirklichkeit erfahren, sondern als durch stabile Wirklichkeit abgesichertes Spielfeld, auf dem ein Als-ob-Verhalten möglich ist. Der Achtzigerjahrespaß ist nur möglich gewesen auf dem Boden der solch weites Spielfeld zulassenden Nachkriegsordnung. Mit der Achtzigerjahreparty wurde sie verabschiedet.

Worin zeigt sich der *Ernst der Neunziger*? Leicht gefragt. Die Antworten stehen in den Zeitungen, sind in Berlins Straßen mit bloßem Auge zu sehen, an den Nebentischen nach wenigen Minuten herauszuhören, und sie sind im eigenen Erinnerungsvermögen aufbewahrt. Soll hier noch einmal gesagt werden, daß es Westberlin nicht mehr gibt, der Kalte Krieg vorüber ist? Daß die stabilisierenden Grenzen nach Osten sowie die schützenden überethnischen Dächer einiger Staaten niedergerissen sind? Daß das Tiefkühlfach nun auftaut? Daß Autonomien und Grenzen durch Blutspuren markiert werden? Daß der Nord-Süd-Gegensatz uns vor Augen kommt als einer zwischen West und Ost? Was es jetzt kostet, umzuziehen, wenn man überhaupt eine Wohnung gefunden hat?

Mir gefällt der Begriff der *Gegenmoderne*, den Ulrich Beck[3] benutzt, um jenen immer schon mit der Moderne mitlaufenden Einspruch gegen sie zu bezeichnen, der unter anderem folgende Alternativen anbietet: *Nationalismus* gegen *Übernationalismus*, *Gemeinschaft* gegen *Gesellschaft*, *Emotion* gegen *Rationalität*, *Gewalt* gegen *Diskurs*, *Kultur* gegen *Zivilisation*, *kulturelle Identität* gegen *Multikultur*. Mir gefällt dieser Begriff, weil in ihm meine rechtsradikalen Freunde unterzubringen sind, ihr Selbstverständnis, heimlich tun zu müssen, ihr Leisesprechen, das ein Selbstschutz vor der Verachtung durch den gesellschaftlichen Konsens ist. Wie Martin Walser[4] erfreulich kraß sagte, müssen sie in Samisdat-Verhältnissen ihre Schriften verbreiten und einander zustecken. Das betrifft auch unscheinbarere, normalere Rechte, nicht nur die »Kostümrechten«, die lauten. Wenn es darauf ankommt, ist das, was sie wählen, zweistellig vor dem Komma demokratisch.

Die Gegenmoderne ist eine Variante der Moderne, mischt also in ihr mit ihr mit, ist nicht der naturgegebene Antipode, aber die durchdrungene konservative Skepsis, ob es so weitergehen könne, ob die Auflösung der Werte nicht eine neue Wertebindung, einen überschaubaren Rahmen vor allem verlange. Ob anstelle der nicht überschaubaren und von einer politischen Elite verordneten Multikulturalität nicht doch die Bindung an die »kulturelle Identität« Ausweg aus der Diffusion brächte. Ob die geordnete Gemeinschaft nicht der unordentlichen Gesellschaft vorzuzie-

hen wäre. Die letzte Frage ist die nach einer autoritären Führung. Früher sagte man Diktatur. In Deutschland *Führer*.

Die Moderne steht für Projekte der Öffnung, die Gegenmoderne für Projekte der Abschottung. Die Moderne verfolgt das Fragenstellen und -lösen, die Gegenmoderne das Fragenvernichten. Durch vereinfachende Lösungsmodelle stellt die Gegenmoderne sich zur Zeit dar als ein Projekt der Fragentilgung, während alle Welt daran arbeitet, die Fragen, bis hin zur Feststellung einer Unübersichtlichkeit, zu vermehren.

Mir fällt dazu ein Radrennen ein. Im Windschatten des anderen sammelt man seine Kräfte. Der andere leistet die Führungsarbeit und zieht die meisten Blicke auf sich. Er ist verantwortlich für das Tempo, das gefahren wird. Man rollt hinter ihm her und wartet auf den günstigsten Moment, um aus dem Windschatten heraus vorbeizuziehen, um selber die Führung zu übernehmen.

Im Zeitalter des Antikommunismus, mit dem im Westen die Nachkriegsordnung begann, führte die Linke ein Schattendasein. Mitte der Sechziger trat sie aus dem Windschatten und übernahm nach und nach die Meinungsführung im Land. Im Schatten rollten die mit, die mit nationalen Themen über zwei Jahrzehnte lang völlig aus den Perspektiven geraten waren, die kein Gehör fanden oder der Lächerlichkeit preisgegeben wurden, wenn sie sich öffentlich zu Wort meldeten. Ihre Ambitionen hatten kein nennenswertes Publikum. Das schmälerte ihre Ambitionen nicht. Im Gegenteil. Im Windschatten wächst das Gefühl für die eigene Macht. Im Konsenssuchen nutzt es sich ab. Die »Wende« war in der Tat 1982/83. Seitdem verbessern sich die Chancen für die Gegenmoderne beträchtlich, aus dem Windschatten herauszutreten und offen um die Meinungsführung zu kämpfen.

Anmerkungen

1 Auf einem Kongreß mit dem Volltreffer-Titel »Spielhölle« am 9. 11. 1992 im Literaturhaus Frankfurt am Main.

2 Diedrich Diederichsen, *Sexbeat*, Köln 1985.

3 Ulrich Beck, *Die Erfindung des Politischen*, Frankfurt/M. 1993.

4 *Spiegel*, Nr. 26, 1993.

Wenn alles gut geht, habe ich in einem Jahr meinen Abschluß. Bis dahin muß ich wissen, was ich später tun will, sonst bestimmen meine Eltern für mich, haben sie gesagt. Und das Schlimme ist, ich habe überhaupt keine Ahnung, was ich tun will. Ich habe keine besonderen Begabungen, bin absoluter Durchschnitt. Ich lebe eigentlich nur so vor mich hin. Manchmal glaube ich, ich habe nicht einmal eine richtige eigene Meinung. Wenn man mich fragen würde, was ich an Deutschlands Politikführung ändern würde, o Gott, meine Meinung ist so wahnsinnig dürftig und dünn! Natürlich bin ich gegen Ausländerhaß und Rechtsradikalismus, aber was kann ich schon in der Politik ändern? Ich hasse mich so richtig, wenn ich über mich nachdenke.

Wenn man es genau nimmt, bin ich ein oberflächliches, vergnügungssüchtiges Ding. Ich lebe so vor mich hin an unserem schönen Starnberger See; gehe soviel weg, wie nur möglich und erlaubt, auch wenn ich eigentlich kein Geld habe und der Eintritt 18 DM kostet. Hauptsache weg, was erleben. Und dabei wird man natürlich ziemlich von den aktuellen Trends beeinflußt. Also muß unbedingt ein Chevignon-T-Shirt her, und selbstverständlich ist die Levi's Jeans die mit dem besten Sitz. Ich glaube, gar zu extrem bin ich in dieser Beziehung, Gott sei Dank, nicht mehr, ich habe zwar noch meine Levis', aber jetzt würde ich mir nie mehr extra 158 DM sparen, um mir eine Hose zu kaufen. In unserem Landkreis ist das schon sehr extrem. Wenn man bedenkt, daß in anderen Gegenden der Familienvater darauf spart, um sich seinen Mercedes-Benz zu kaufen, und hier fährt jeder zweite Jugendliche mit einem alten Benz durch die Gegend. Uns geht's gut. Uns kümmert nichts. Hauptsache, die Kohle stimmt, um am Wochenende auch ja nach Innsbruck fahren zu können, da ist ein Fest, da muß man gewesen sein! Es ist irgendwie widerlich, wenn man nachdenkt und feststellt, daß man genauso ist wie alle anderen. Und jeder bildet sich ein, so individuell und persönlich zu sein. Ich schließe mich dabei nicht aus, ich stecke auch mittendrin in dieser Cliquenwirtschaft. Umweltverschmutzung, ist schon erschreckend, diese Sache, aber leider ist hier gerade kein Mülleimer, also ihr entschuldigt schon, ich mach mal 'ne Ausnahme.

Eine meiner Freundinnen ist Türkin, und wenn jemand etwas gegen Ausländer sagt, schnauze ich ihn natürlich an, aber wenn derjenige dann meint, daß ich doch zugeben muß, daß hier sehr viele Ausländer sind und daß sie sich größtenteils ziemlich daneben benehmen, dann stimmt das auch wieder, und dann sitze ich da mit meinem vergnügungssüchtigen Hirn und denke und denke. Und irgendwann denke ich dann: »Ach, ich kann es nicht ändern, also, wo gehen wir heute abend hin?«

Und weil es bei uns hier am Starnberger See fast allen finanziell nicht schlecht geht und wir das Geld haben, uns ins Vergnügen zu stürzen und in die Markenläden, tun wir es eben. Und wichtige Themen wie etwa Rechtsradikalismus streifen wir nur kurz, wenn wir mit irgend jemandem schick diskutieren; aber viel wichtiger ist es doch, ob der Kerl von neulich jetzt doch etwas mit dieser Tussi angefangen hat, oder ob sie zu ihrem Ex zurückgekehrt ist. Blabla. Vielleicht hätte ich das alles hier doch nicht schreiben sollen. Ich glaube, ich muß heute abend dringend weggehen, denn wenn ich hier weiter nachdenke, werde ich noch verrückt.

Alexandra, 19 Jahre, Tutzing

Richtige Zukunftspläne habe ich nicht. Ich warte ab, was so kommt. Ich glaube nicht, daß es Sinn hat, einen Beruf zu lernen. Jeden Tag arbeiten für Wohnung, Lebensunterhalt. Wie soll ich mich im Leben unterhalten, wenn man fast jeden Abend nach der Arbeit müde ist. Als Rentner darf man dann umherreisen und vielleicht im Flugzeug friedlich entschlummern. Außerdem hat es den Anschein, als würde die Welt zusammenfallen, durchlöchert von den Machenschaften der Menschen. Man wird überhäuft von schrecklichen und grausamen Nachrichten. Da stehen die Leute mit ihrer Kamera, und vor ihnen stirbt ein Mensch. In Afrika sieht man hungernde, kranke Menschen. Fliegen laufen auf ihnen herum. Durch Fernsehen oder Zeitung wird man aufgefordert zu helfen mit 50 Mark im Monat für den kleinen Sowieso. Dann regt sich das schlechte Gewissen, man zahlt Geld auf das Konto. Und bald darauf stellt sich dann heraus, daß da irgend jemand selbst verdienen wollte. Die Macht, dort etwas zu unternehmen, liegt nicht bei mir, sondern die hat die Industrie, die großen Konzerne. Es ist unbegreiflich, wieso Obst und Gemüse untergepflügt werden, wie bei Kaiser's Milchflaschen ausgekippt werden. Wo ist das Problem, die Lebensmittel in den armen Ländern zu verteilen?

Daran, daß sich das Blatt mal wenden, die Situation sich umkehren könnte, wird nicht gedacht. Aber schon deshalb, wo es doch um den eigenen Kragen geht, sollten die helfen, die es auch wirklich könnten, nämlich die Industrie. Doch die verdient sich dumm und dämlich mit Waffengeschäften in solchen Ländern. Eines Tages steht dann ein Buschmann mit einem Maschinengewehr »made in Germany« vor der Tür. Es ist ja verständlich, daß sie sich rächen wollen, so wie sie behandelt werden. Immer wird nur gequatscht und nichts Greifbares getan.

Angesichts solcher Zustände habe ich keine großen Pläne. Eigentlich müßte man seine Siebensachen packen, runterfliegen (als Krankenschwester oder so) und versuchen zu helfen. Sicher ist das nichts Weltbewegendes. Aber es ist bestimmt nicht so einfach, das alles hier stehen und liegen zu lassen.

Die Generation meiner Eltern ist mir meist zuwider. Die Mehrheit ist verheiratet und hat Kinder. Und um die dreht sich dann alles, weil das Paar sich kaum noch was zu sagen hat. Sonntag ist Familientag. Es wird sich herausgeputzt, das Kind geschnappt und los. Sie achten auf das liebe Kind, das vorneweg läuft, ansonsten gehen sie schweigend nebeneinander her. Eben dieses kann man sonntags gut im Tierpark beobachten. Aus allen Löchern kommen diese Kleinfamilien, um sich an Käfigen und Freiluftgehegen vorbeizuschieben. Welch ein Glück, daß es Leute gibt, die diesen Weg nicht eingeschlagen haben.

Ich bin der Meinung, daß an erster Stelle der (die) Partner(in) steht und dann erst das Kind. Das Kind lernt, daß man sich um eine Partnerschaft bemühen muß, daß nicht nur eine Person im Mittelpunkt steht. Am günstigsten wäre in dieser Beziehung ein Geschwisterkind (oder mehrere).

Ellen, 17 Jahre, Ostberlin

Horst Domdey
Sehnsucht nach Schicksal

Die »Junge Freiheit« – eine »Deutsche Zeitung«

Alain de Benoist, französischer Philosoph der Neuen Rechten, ist im Februar von Berliner Autonomen zusammengeschlagen worden – ›als Rassist‹. Sie überfielen ihn kurz vor einer Veranstaltung, auf der er seine Thesen gegen den Rassismus zur Diskussion stellen wollte.

Was eine ›linke‹ Berliner Öffentlichkeit verhindert, ermöglicht die *Junge Freiheit*, eine rechtskonservative Monatszeitung, die sich gezielt an Oberschüler und Studenten wendet.[1] Sie bot in ihrer Märznummer Raum für ein längeres Interview (beteiligt auch Armin Mohler). Der Rassismus, sagt Benoist, sei nichts anderes als die Weigerung, dem anderen das Anderssein zuzugestehen. Die Verweigerung der Differenz trete in zwei Formen auf. »Die bekanntere ist die Fremdenfeindlichkeit, der Haß; wir kennen sie aus Rostock und anderswo. Die zweite Form der Verweigerung gibt sich humanitär: es ist die zum Prinzip gemachte Assimilation. Sie anerkennt den anderen, soweit er seine Andersartigkeit ablegt.«

Die Anerkennung der Differenz, so Benoist, sei aber die Grundlage jeden Dialogs. »Wir brauchen mehr denn je einen Dialog der Kulturen ... Wir brauchen ein Pluriversum.« Im traditionellen westlichen Universalismus dagegen stecke im Kern der Anspruch, dem anderen ein Leben nach dessen eigener ›Differenz‹ zu verweigern. Das Verhalten gegenüber dem anderen werde zur Bekehrung: »vorgestern zum ›wahren Glauben‹, gestern zum ›Fortschritt‹, heute zur ›Entwicklung‹. Dieser Universalismus ist ein verkappter Ethnozentrismus: Der Westen exportiert seine Werte, indem er sie für ›universell‹ erklärt.« (*JF*, März 93)

Gibt es im Westen nur die Scheinalternative zwischen Haß und Assimilation? Das Konzept des Ethnopluralismus, das Benoist hier vertritt, richtet sich gegen Theorie und Praxis der ›Integration‹. Es ist die Grundlage für einen Separatismus, der fremde Kulturen ausgrenzt.

Alain de Benoist diskutiert Grundlagen eines modernen Rechtskonservatismus, für den Europa und das Ethnisch/Regionale zentrale Kategorien sind: »Persönlich verstehe ich mich zunächst als Europäer, dann

als ›Normand‹ (aus der Normandie stammend) und dann erst als Franzose.« Einen Slogan wie ›zuerst Deutschland, dann erst Europa‹ lehne er ab. Womit er sich von einer periodisch eingerückten »Anzeigenseite« der *Jungen Freiheit* distanziert. Die Seite trägt den Titel »Deutschland zuerst. Unabhängige deutsche Abgeordnete im Europäischen Parlament«.

Die *Junge Freiheit* spricht dem Nationalen also einen anderen Stellenwert zu als Benoist. Gleichwohl hält auch sie Distanz zu radikalen Nationalismen: »Ohne die Borniertheiten einer nationalistisch beschränkten Vergangenheit zu wiederholen« – und jetzt folgt ein überraschender Bezug –, »wächst ein ›Gegen-68er-Konzept‹, das sich an Schärfe des Begriffs mit seinem Vorläufer allemal messen kann.« 68 wird von einer rechtskonservativen Position als »Vorläufer« verstanden, gleichsam beerbt (natürlich kritisch, versteht sich).

Wer sich nach den vielen richtigen Analysen zum 68er-Jubiläum gelangweilt fragt, ob denn außer Modernisierung und Kinderläden historisch sonst noch was geleistet wurde, sieht sich hier einer überraschenden Erfolgsbilanz gegenüber, die von rechts aufgemacht wird. »Die APO war auch eine Reaktion gegenüber der Großen Koalition in Bonn«, heißt es in der *Jungen Freiheit* in einem Nachruf auf Rudi Dutschke. »In seinen späteren Schriften gibt es Ansatzpunkte zu linkem Patriotismus, einem deutschen Sozialismus ohne Moskauer Bevormundung.« (*JF*, Mai 93) Die APO war gegen den Westen und sie war gegen den Osten – im Grunde war sie also ein Plädoyer für die deutsche Mitte; und sie war, großes Verdienst aus der Sicht der *Jungen Freiheit*, außerparlamentarisch.

Die jungen Rechtskonservativen der neunziger Jahre sind dabei, sich eine Tradition zusammenzuschreiben, und sie bedienen sich dabei beherzt der Linken Geschichte. An Wirklichkeitsnähe, so wird behauptet, übertreffe das ›Gegen-68er-Konzept‹ linke Konzepte bereits heute. »Der Linksdenker konsultiert unterdessen Psychologen, Gruppentherapeuten, Sozialpädagogen und Feministinnen. Wie weiter weiß keiner, alle haben sie ›Angst‹. Vor den Rechtsintellektuellen.« (*JF*, Okt. 92)

Der Gestus des Auftrumpfens zieht seine Kraft aus linksliberalen Tabus. Der Vertrag von Maastricht zum Beispiel wird in der deutschen Presse erst jetzt ernsthaft diskutiert, seit über ihn in Karlsruhe verhandelt wird. Bisher galt er in der liberalen Öffentlichkeit als sakrosankt: Deutschland müsse in Europa politisch integriert sein, um die Gefahr deutscher Sonderwege abzuwenden. Die Presse kaschierte deshalb Konsequenzen von ›Maastricht‹, die die *Junge Freiheit* schon vor einem halben Jahr mühelos als demokratische Regression ausstellen konnte: es werde eine Exekutive etabliert ohne parlamentarische Kontrolle. Die entscheidenden Europagesetze macht auch in Zukunft der Ministerrat in

Brüssel, nicht das Parlament in Straßburg; das Defizit an Gewaltenteilung werde festgeschrieben. Die Zeitung argumentiert hier gleichsam basisdemokratisch (das Volk sei künftig an wichtigen Entscheidungen nicht beteiligt), zielt aber darauf ab, das Bewußtsein für die nationalen Interessen zu schärfen. Ein politisches Europa, so wird prognostiziert, werde es vermutlich nicht geben; vielleicht als Staatenbund (ein Europa der Vaterländer), aber nicht als Bundesstaat (wie in dem Maastricht-Modell intendiert).

Vom Reiz solcher Desillusionierungen lebt die *Junge Freiheit*, die inzwischen in der Berliner Innenstadt an jedem dritten Kiosk zu haben ist und deren jugendliches Publikum einer zivilisationskritischen Gefühlslinken zuzurechnen ist: »Im späten Kapitalismus herrscht der totale Markt. ... Der Toyota-Gesellschaft des kommenden paneuropäischen Großreichs ökonomischer Version scheint eine epochale Versöhnung von Geld und Geist gelungen.« In dem laisser faire eines Europas des Geldes und der Märkte überlebe nur das »liberalistische Separat-Ego«. Die »durch den Liberalismus zerstörten Normen und ›Wahrheiten‹ zurückzuholen«, habe nichts mit einer »reaktionären Einstellung« zu tun.

Indem sich die Rechtskonservativen in das Modell der Studentenbewegung hineinreden, schreiben sie sich historische Bedeutung zu, wollen sie Bewegung sein im Sinne einer Elitebildung. Mit dem expliziten Bezug auf Gramsci zielt ihr Anspruch nicht auf Organisation und Parteibildung, sondern auf kulturelle Hegemonie (»Die Neue Rechte ist eine Denkfabrik, keine politische Partei«). Daher der Untertitel »Deutsche Zeitung für Politik *und Kultur*«. Der Gegner müsse zunächst aus den »vorpolitischen Positionen« verdrängt werden.[2] Die Linke habe zwar ihre intellektuelle Anziehungskraft verloren, kaum aber die Fähigkeit, »für das gesellschaftliche Ganze die Freund-Feind-Entscheidung zu treffen. Dagegen gleicht die ›liberale‹ Mitte eher einer indifferenten Manövriermasse, die am Ende demjenigen folgt, der das Ruder führt.« (*JF*, März 93)

Von dieser Position aus wird Deutschlands Lage in Europa diskutiert. Offen ausgebrochen sei der Streit um die »künftige Selbstdefinition Deutschlands. Und deutlich wird hierbei, daß es um eine fundamentale Auseinandersetzung geht. Es geht um die Fortexistenz des Nationalstaats Deutschland, es geht um die Fortexistenz des Souveräns dieses Staats, nämlich des deutschen Volkes, und es geht um die Gestalt der deutschen Gesellschaft.« (*JF*, Feb. 93)

Hierbei dürfe die vierzigjährige Bundesrepublik nicht Modell stehen. Sie sei aus der Niederlage, aus der Unterwerfung unter die Alliierten entstanden – mit dem Resultat der Amerikanisierung[3] und mit einem aufgezwungenen politischen System, der parlamentarischen Demokratie.

In der Bundesrepublik Deutschland sei der Staat nicht politisches Subjekt, sondern Beuteobjekt der Parteien: »Wenn die Bonner Parteien Gesetze machen, sind sie im Vorteil der Made, die den sie umhüllenden Nährspeck fortwährend legal requirieren darf.« (*JF*, Juni 93) Was die liberale Öffentlichkeit als »schleichende Delegitimierung unserer Grundordnung«[4] diagnostiziert, weil sich die etablierten Parteien im Laufe der Zeit eine »nahezu sakrosankte Stellung« (Eberhard Jäckel) innerhalb unseres Staatswesens geschaffen haben, verschärft die *Junge Freiheit* zu radikaler Systemkritik. Liberalistische Verwestlichung und die Entwicklung zum ›Parteienstaat‹ hätten Deutschland derart geschwächt, daß es den Anforderungen seiner Mittellage und künftiger Geopolitik nicht gewachsen sei. Gehüllt in Moral und Gefühl »verschwimmt der Blick auf die harten Realitäten eines welt-politischen ›Draußen‹, das der Deutsche sich kaum anders mehr denn als Urlaubsziel vorzustellen vermag« (*JF*, Feb. 93). Eine konservative Korrektur sei fällig. Die *Junge Freiheit* spricht von »konstruktiver Demokratiekritik«, von »neuer Ordnung«, gar von »*System*reform«. Gegen die ›Linksinterpretation‹ von Demokratie als »unendlicher Prozeß der permanenten Emanzipation« werden in dem Vokabular Carl Schmitts die Sollwerte des künftigen Deutschland gesetzt: »Ethnos, Nomos, Topos« – sprich »Volkszugehörigkeit, Rechtstradition und territoriale Verortung-Verantwortung« (*JF*, Feb. 93). In diesem Aufstand gegen die fortschreitende Internationalisierung von Kapital und Kultur soll 68 die Dynamik liefern, den Geist aber die Konservative Revolution.

Die Rechtskonservativen zielen auf einen deutschen Ordnungsstaat, dessen Strukturen nicht weiter beschrieben werden. Klar ist nur, daß der Staat sich aus dem Würgegriff der Parteien befreien müsse. Es gibt aber gelegentlich Empathiesignale, die zeigen, in welchen Horizonten gedacht wird. Unter der Rubrik »Persönlichkeiten kurz erwähnt« heißt es in der Oktobernummer 92: »*Gefeiert:* Den 19. Jahrestag des Sturzes der marxistischen Regierung Allende beging General *Augusto Pinochet*, früherer Staatschef Chiles. In der Militärschule von Santiago wurde mit 21 Salutschüsssen des fast unblutigen Staatsstreiches gedacht.« Kombiniert mit den Salutschüssen ist dieses »fast unblutig« symptomatisch für die Taktik der Zeitung, das Konzept konservativer Revolution zu propagieren und deren historische Praxis auszublenden. Deshalb bezieht sich die Zeitung in ihrer Traditionsbildung gerne auf deutsche Bewegungen, die nicht an der Macht waren, auf die Studentenbewegung und auf die intellektuelle Strömung der Konservativen Revolution der Weimarer Republik. Es ist ihnen ganz recht, wenn die Systemveränderung, auf die mit dem Wort Revolution angespielt wird, gleichsam auf dem Niveau der Phrase bleibt. Der radikale Ansatz könnte verschrecken, wenn er politisch konkret ge-

nommen wird. Konkret wird die *Junge Freiheit* nur, wenn es um Kritik geht.

Es liegt in der Konsequenz eines solchen Konzepts, wenn Zusammenhänge zwischen Konservativer Revolution und Nationalsozialismus geleugnet, ja nicht einmal zum Problem gemacht werden. Diese Abgrenzung fehlt in dem Blatt. Läßt sich die *Junge Freiheit* darauf ein, gerät sie ins Stottern. Während sie im Oktober noch höhnt: »gäbe es Hünxe und Hoyerswerda nicht, blickte kein Linker mehr durch, doch dank Rostock ist zumindest eines klar: die Uhr zeigt 1932«, klagt sie im Dezember, alles rechts von Heiner Geißler werde als protofaschistisch deklariert. Den Linken sei es gelungen, über die »Problematik randalierenden Vorstadt-Pöbels große Teile der Bevölkerung in Hysterie zu versetzen. Eine neue ›braune Gefahr‹ wird an die Wand gemalt, und man versucht geschickt, den Jungen Konservatismus in diesem Fahrwasser darzustellen. Feige und asoziale Gestalten wenden Gewalt an, benützen ›rechte‹ Symbolik, um zu provozieren, und bieten der Linken Anlaß zum Feldzug gegen den gefährlich gewordenen intellektuellen Gegner.« (*JF*, Dez./Jan. 1992) Um sich von den Nazis abzugrenzen, vertraut die *Junge Freiheit* in ihrer Argumentationsnot auf das Klischee ›Vorstadt/Pöbel/asozial‹. Geht es um die Vergangenheit, setzt sie auf die Kraft des Poetischen und spricht von der »Verfinsterung der deutschen Seele im Nationalsozialismus« (Dez./Jan. 92) oder von der »ab 1933 unaufhaltsam heraufziehenden Katastrophe« (*JF*, Juni 93).

Tunlichst wird darauf verzichtet, die Grauzonen zwischen rechtskonservativen und nationalsozialistischen Positionen auszuleuchten, nach den Übergängen zu fragen. Man wirbt um eine junge Intelligenz, die sich links versteht, und will sich deshalb keine NS-Diskussion ins Haus holen. Wo dies doch geschieht und eine Abgrenzung zwischen Konservativer Revolution und Nationalsozialismus versucht wird, zeigt sich sofort, wie prekär die Position ist, weil die Konservative Revolution dem NS gewollt und ungewollt zugearbeitet hat.[5] So bezieht sich die *Junge Freiheit* zum Beispiel affirmativ auf Reinhold Schneider mit einem einschlägigen Zitat aus dessen *Tagebuch 1930-1935*: »›Der Nationalsozialismus gehört zu den Kräften, die immer vorhanden sein müssen, aber niemals herrschen dürfen‹[6] – denkt Schneider bereits Ende 1930, gleichwohl ist ›der Nationalismus unentbehrlich: nicht nur als Prinzip der Leistungen, Taten, als ein Mittel zur Kulmination; sondern schlichtweg als eine Möglichkeit, Schicksal zu haben – und dies ist seine eindringlichste Rechtfertigung.‹« (*JF*, Juni 93) Das »denkt« Reinhold Schneider »bereits« Ende 1930 – in dem Bereits liegt das Lob für Schneiders Abgrenzung gegen den NS: Das war aber *nach* dem erdrutschartigen Wahlerfolg der Nazis (von 2,6 auf 18,3%) bei den Reichstagswahlen im September 1930[7], was die

Zeitung verschweigt. Schneiders Satz »Der Nationalsozialismus gehört zu den Kräften, die immer vorhanden sein müssen« gewinnt im Blick auf diesen Zeitbezug seine Brisanz. Konservative wie Thomas Mann hat der Wahlsieg der Nazis entsetzt. Schneider dagegen mag der NSDAP die Sympathie nicht völlig versagen: »Wäre ihre Ideologie nicht so viehmäßig dumm und roh«, so Schneider unmittelbar nach der Wahl, »könnte man ein wenig mit ihnen sympathisieren ... Der Protest, den sie leisten, ist etwas wert.« Das Schwanken zwischen Verachtung und Anerkennung angesichts nationalsozialistischer Erfolge ist typisch für die Haltung vieler Rechtsintellektueller vor und nach 33. Gelegentlich erinnert ihre Abgrenzung gegen den Nationalsozialismus an die Klage aufrechter Kommunisten, Stalin habe Lenins Sozialismuskonzept pervertiert.

Als gänzlich antiquiert mag es erscheinen, wenn die *Junge Freiheit* mit Reinhold Schneider im Bündnis den »monarchischen Gedanken« belebt, gleichsam gegen Hitler die Figur des »Königs« ausspielt: »Er weiß von dem Leben der Völker, von der Geschichte genug, die im furchtbaren und doch nur scheinbaren Zwang des Geschehens den einen aufruft, damit er die Verantwortung für alle Schicksale vor dem Unendlichen trage ... Wird die Notwendigkeit eins mit dem Willen, so haben wir [das Glück und] den Stolz eines Schicksals: diese Einswerdung zu vollziehen ist der Auftrag des Königs, [des Führers].«[8] »Des Führers« läßt die *Junge Freiheit* beim Zitieren weg, um das Mißverständnis zu vermeiden, Schneider meine hier auch Hitler. Aber auch der Begriff »König« darf nicht wörtlich genommen werden, so als wolle Schneider etwa die Monarchie wieder einführen. Das Bild des ›Königs‹ beschwört das Ethos nationaler Führung, den großen historischen Maßstab, zugleich ist es aber auch Symbol für die stärkste Gewalt im Staat. Denn was Schneider wirklich meint und mit ihm die *Junge Freiheit*, signalisiert ein Schlüsselwort – »die Wehr«: »Wenn der Machtwille nicht führt, ist nichts zu erhoffen, die Macht, die Wehr schaffen allein die Ordnung«, oder im Klartext geredet – die Wehr-Macht. »Wo ist auch die Möglichkeit eines Führers? Aus welcher Institution, aus welcher Schulung, aus welchem Gedankenkreis kann er hervorgehen? ... Es sind zwei Möglichkeiten: alte Fürstentradition und das Heer. Da aber die Fürsten selber ihre Tradition vernichtet haben, bleibt nur das Heer.« (Febr. 33) Und im Oktober 33 erhebt Schneider den Vorwurf, das deutsche (preußische) Offizierskorps habe versäumt, Hitler entgegenzutreten. Der »Kampf zwischen Heer und Revolution« sei niemals ernstlich geführt worden, weil das Heer von der Revolution (= NS) »zu weit angesteckt« war. Gegen die Sphäre der Politik (= Hitler) hätte aber das Heer aufgeboten werden müssen als die stärkste »nichtpolitische« Ordnungsmacht, um in der Krise die Nation zu retten.

Das Militär als historisches Subjekt, konzentriert in der Gestalt eines Befehlshabers – unter solchem Aspekt (Militär- statt NS-Diktatur) verliert das bildreiche Gerede vom »monarchischen Gedanken«, von »König und Führer« das Abstruse; und zwar nicht nur im historischen Rückblick auf Reinhold Schneider 1933, sondern auch bezogen auf die *Junge Freiheit* und künftige nationale Krisen, die sie kommen sieht und ins Auge faßt.

Ob es der *Jungen Freiheit* gelingt, über die Grenzen eines ehrgeizigen Korporationsblatts[9] hinauszuwachsen, wird sich im Lauf des nächsten Jahres zeigen, wenn die Zeitung wöchentlich erscheint. In Richtung einer Ausweitung ihres Einflußbereichs deutet die Tendenz, die Gewerkschaften nicht länger zu ignorieren. Den Abschluß des Metallerstreiks in den neuen Bundesländern kommentiert sie mit der Überschrift: »Die Tarifautonomie wurde gerettet«. Und sie kritisiert zugleich die Konkurrenz im eigenen Lager: »Sie schweigt zu diesen Fragen, wie immer ... Könnte es sein, daß man sich nicht nur aus Mangel an Kenntnissen bedeckt hält? Könnte es sein, daß sich wesentliche Kräfte der Rechten noch gar nicht entschieden haben, ob man letztlich auf die Konzerne setzen will oder auf den kleinen Mann plus den breit zu definierenden Mittelstand?« (*JF*, Juni 93)

Wofür steht die *Junge Freiheit*?

In dem Rückgriff auf Carl Schmitt mag man die Abwehr gegen die Verwahrlosung sehen, den Willen zu neuer Ordnung. Entscheidender aber ist, daß die *Junge Freiheit* die Aufhebung des vierzigjährigen status quo als Befreiung erlebt – als Befreiung von einem Sekuritätsdenken, in dem sich eine Intelligenz in Ost und West eingerichtet habe. Das Risiko nationaler Souveränität und Geschichte wird bejaht, nach dem Motto, wer sich nicht in Gefahr begibt, kommt darin um; oder mit Mussolini gesprochen: ›vivere pericoloso‹. Die übliche Steigerung der Krise zum Apokalyptischen schreckt nicht, sie verlockt und wird positiv beantwortet – die Krise sei die Chance. In diesem Sinn ist die *Junge Freiheit* symptomatisch für ein Aufbruchsdenken von rechts außen.

Anmerkungen

1 Die Redakteure (Mitte zwanzig) haben die Auflage der Zeitung von monatlich 500 auf derzeit 30000 gesteigert (nach Auskunft der Redaktion vom Juli 93). Ab Januar 1994 erscheint die Zeitung wöchentlich (so jedenfalls die Planung). Erscheinungsort ist ab April 93 nicht mehr Freiburg, sondern Potsdam. Verwiesen sei auf die informativen Artikel über das Blatt von Kai Herrmann (*stern* 46/92) und Armin Pfahl-Traughber (*Die Neue Gesellschaft. Frankfurter Hefte* 1/93)

2 »Leserkreise« der *Jungen Freiheit* existieren in folgenden Städten: Bamberg, Berlin, Bochum, Bonn, Cottbus, Dortmund, Frankfurt/M., Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Krefeld, Mannheim, München, Münster, Stuttgart, Weimar, Würzburg.

3 Schönhuber sagt ganz richtig, Westdeutschland sei stärker amerikanisiert als Ostdeutschland russifiziert; die DDR sei deutscher. Ein Gedanke, den in dieser Schärfe die *Junge Freiheit* nicht formulieren mag, auch wenn er oft anklingt. Sie möchte die Modernisierung nicht verwerfen.

4 Hans Herbert von Arnim, *Der Staat als Beute. Wie Politiker in eigener Sache Gesetze machen*, München 1993.

5 Auch wenn nach 33 bis auf Carl Schmitt und Martin Heidegger die meisten Anhänger der Konservativen Revolution zum NS auf Distanz gingen. S. a. Stefan Breuer, *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt 1993.

6 »Der monarchische Gedanke war ihm wertvoll, das areligiöse, biologistisch-völkische Gewese der Nationalsozialisten verhaßt. ... Schneider verhöhnt den Pazifismus, kritisiert die Weimarer Republik, gleichwohl Ablehnung des Nationalsozialismus, inhaltliche Auseinandersetzung mit Hitlers *Mein Kampf* (›Der Verfasser ein Demagoge, dazu ein großer Hasser, törichte Primitivität des Denkens, brutalste Dummheit‹)«. *JF*, Juni 93.

7 Albrecht Tyrell, »Auf dem Weg zur Diktatur: Deutschland 1930 bis 1934«, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.), *Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft*, Düsseldorf 1992.

8 Textpassagen Reinhold Schneiders, die die *Junge Freiheit* affirmierend zitiert (Juni 93).

9 In der *Jungen Freiheit* annoncieren regelmäßig Verbindungen; so die *Burschenschaft Ghibellinia* (Stuttgart). die *Burschenschaft Danubia* (München; in der Selbstbeschreibung »schlagende Studentenverbindung mit stark politischer Ausrichtung vermietet Zimmer an nationalkonservativen Studenten«), *Nationalkonservative Studentenverbindung* (Frankfurt; »ohne Saufgelage«), *Deutsche Hochschulgilde Trutzburg Jena zu Göttingen* (»politisch engagierte Studentenverbindung ... laß dich nicht von unserer Adresse abschrecken ... Karl-Marx-Str. 89«) und aus Marburg die *Burschenschaft Germania* (»konservativ, pflichtschlagend, farbentragend, Freundschaft auf Lebenszeit«).

Frankfurt, die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, wo ich auf dem Spielplatz gespielt habe, ohne Angst und Gewalt: Was ist aus dir geworden? Ein Platz zum Fürchten und Angst-Haben!

Was ist los mit den Jugendlichen, was geht in ihnen vor, wenn sie klauen, schlagen, überfallen und sogar morden? Was ist mit den »normalen« Menschen, die auch in dieser Stadt leben oder leben müssen? Wie leben sie in dieser Stadt voller Haß und Gewalt?

Gleich hier, in der Schule, könnte ich schon beginnen, über Vandalismus und Zerstörungswut zu erzählen, womit ich täglich zu tun habe. Die Toiletten sind verschmiert und zerstört, Abfall wird gedankenlos auf den Boden geworfen, nach der Schule warten schon die teilweise erst 13- bis 14jährigen halbstarken Schläger und Diebe darauf, daß die kleinen Schüler und Schülerinnen aus dem Hof kommen. Oder sie gehen selbst rein. Solange diese Halbstarken nur Sprüche klopfen und rumpöbeln, geht das ja noch. Doch diese Kleinkriminellen warten auf eine günstige Gelegenheit, die Kleinen zu berauben und ihnen das Fahrrad abzunehmen, oder sie schlagen die Kleinen nur einfach so zusammen. Doch auch von den Schülern der unteren Klassen selber geht die Gewalt gegeneinander aus. Wenn ich da an meine Zeit zurückdenke, wo solche Gewalt undenkbar gewesen wäre, erschrecken mich die heutigen Zustände noch mehr.

Wie lebt ein Jugendlicher in Frankfurt? Als »normaler« Jugendlicher muß ich gewisse Gegenden und Plätze meiden, erst recht in der Dunkelheit, geschweige denn in der Nacht. Da ich keiner Jugendgang angehöre und an Gewalt gegen Schwächere nicht interessiert bin, muß ich in Frankfurt aufpassen, wer und wieviele mir entgegenkommen, wenn ich entgegen meiner Gewohnheit abends einen Fuß vor die Tür setze. Da ich abends aber auch mal ausgehen möchte und Freunde treffen will, benutze ich das Auto, auch um die kürzesten Strecken zurückzulegen. Mein Auto steht in der bewachten Tiefgarage unter dem Wohnhaus, weil ich nicht mehr die ständigen Beulen und Kratzer bezahlen wollte, die mir gelangweilte nächtliche »Passanten« zugefügt hatten. Wenn ich also abends ausgehen will, fahre ich mit dem Auto zur Disco oder zur Kneipe und riskiere lieber einen Strafzettel im Halteverbot als einen zu weiten Weg vom Auto zur Kneipe. Wie gesagt, es gibt gewisse Gegenden, die man als »normaler« Jugendlicher meidet.

In der Kneipe treffe ich meine Freunde und Bekannten, und ich kann auch meistens sicher sein, keinen Ärger wegen meiner Nase oder meines Blickes zu bekommen. Aussagen wie »Du guckst so schwul« oder »Brauchst du Streß?« gehen meistens einer Auseinandersetzung voraus. Man sucht sich die Lokale eben aus, und die Besitzer achten mit darauf, wer willkommen ist und wer nicht. Ist der Abend dann vorbei, löst sich die Gemeinschaft auf. Meistens bringe ich noch einige Freunde nach Hause und verschwinde dann wieder in der Tiefgarage mit direktem Hauseingang.

Wo soll das alles hinführen, frage ich mich. Wird am Ende der Geist vor der Gewalt kapitulieren? Keiner weiß, wann sich diese Zustände ändern werden, ob sie sich jemals ändern werden, oder ob es in ein gegenteiliges Gewaltphänomen umschlagen wird. Ich hoffe nur, daß jeder weiß, daß es so nicht weitergehen kann!

Holger, 19 Jahre, Frankfurt am Main

Zu meinem 13. Geburtstag sind wir nach Marzahn gezogen. Ich habe angefangen, mich für Politik zu interessieren, und mit 14 bin ich dann zum ersten Mal auf andere Leute gestoßen, auch rechtsgerichtete, zum Teil auch rechtsradikale. Ich bin damals aus der Schule rausgeflogen, mit der Begründung, daß ich Träger nationalsozialistischen Gedankenguts bin, und wegen Selbstverstümmelung, das hieß damals so im Osten, weil ich mir 'ne Glatze geschnitten habe. Ich wurde immer schon braun erzogen, auch durch meine Großeltern. Dann hab ich ein halbes Jahr auf der Straße gesessen. Jetzt hab ich diesen Förderungslehrgang, wo ich den Realschulabschluß nachmachen kann.

Das Typische für Skinheads sollte sein, daß die Kameradschaft unwahrscheinlich hoch ist und daß sie die Leute aufmerksam auf sich machen, aufmerksam machen auf Probleme im Staat. Die Autonomen machen das nach links, und Skinheads machen das hier in Deutschland nach rechts. Und daß man für sein Vaterland einsteht. Nicht durch harte Sprüche, nicht durch Schlägereien, sondern einfach durch Aufklärung, durch originale Aufklärung, und daß man an die Öffentlichkeit kommt. Nicht unbedingt durch Medien, sondern einfach, daß man probiert, sich zu organisieren und halt selber was in die Hand zu nehmen. Wenn ich, sagen wir mal, gegen den Staat bin, und ich bin absolut gegen diesen Staat, daß ich was politisch mache. Nicht, daß ich mir jetzt den nächstbesten Ausländer greife und den niederknüpple, das hab ich längst begriffen, daß es das nicht bringt. Wer Haß sät, erntet Haß. Obwohl, Gewalt ist eine biologische Veranlagung des Menschen, dagegen kann man nichts machen. Und wenn ich irgendwelche Leute höre, die sagen, der ewige Friede sei gepriesen – den ewigen Frieden wird's nie geben, kann's nicht geben, sonst würde die Erde gar nicht existieren.

Im Osten wurde ich aus der Schule rausgeschmissen, weil ich als Nazi abgestempelt wurde, und seitdem hat sich meine Gesinnung eigentlich dermaßen verstärkt, daß ich glaube, für mein weiteres Leben diese Gesinnung behalten zu dürfen, zu können. Und falls sich meine Gesinnung wenden sollte, dann garantiert nicht ins Rote, dann doch eher ins Bürgerliche. Aber ich möchte auch nicht so ein Spießer sein, der so kleinbürgerlich lebt und dem alles scheißegal ist, der nur vom Fernseher und von der Zeitung lebt. Ich möchte einfach was verändern.

Es gibt kein Volk, das nicht Scheiße gebaut hat in punkto Grausamkeit und Kriege, und ich möchte sagen, daß die Deutschen da eigentlich noch ziemlich weit unten liegen würden. Ich nenne nur die UdSSR und die Amerikaner mit ihrem Vietnam und alles. Da gab's bestimmt brutalere Kriege. Und deswegen, glaube ich, ist mein Denken auch nur so, weil man immer wieder über die verdammten Nazis hetzt. Weil man immer wieder sagt, die Nazischweine. Da muß einiges dran erlogen und ersponnen sein. Ich habe mich mit Altnazis unterhalten, mein Opa denkt selber heutzutage noch so, warum soll denn ein alter Mann so was sagen, wenn er es nicht ernst meint.

Angst habe ich vorm Pöbel. Angst habe ich bestimmt auch irgendwie vor der Zukunft. Manchmal sehe ich der Zukunft mit Zuversicht entgegen, und manchmal sage ich auch, vielleicht ist das nicht das Richtige. Heute habe ich weitere 20 Bewerbungen abgeschickt, und nun hab ich natürlich Angst, daß ich wieder 20 Ablehnungen kriege.

NN, 17 Jahre, Ostberlin

»Ich interessierte mich erst für die jüdische Problematik und die Rolle der Juden in der modernen Kultur unter dem Einfluß von Janinas *Als Mädchen im Warschauer Ghetto* das kann ich ganz offen sagen. Plötzlich bemerkte ich, daß ich dieses Ereignis überhaupt nicht verstand. Ich habe mich, wie die meisten Soziologen, darum nicht gekümmert«
(Zygmunt Bauman) *Ein Gespräch mit Janina und Zygmunt Bauman sowie Baumans Aufsatz »Biologie und das Projekt der Moderne« in Heft 4/93, kommentiert von Wolfgang Bonß und Ulrich Bielefeld. Eine umfassende Bibliographie der Arbeiten Baumans ist angefügt und als Sonderdruck erhältlich.*

Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung

Mittelweg 36

Hamburger Institut für Sozialforschung

Mittelweg 36, 5/93 erscheint am 15. Oktober zum Thema »Destruktivität des 20. Jahrhunderts und die Sozialwissenschaften«. Es schreiben unter anderen: Jan Philipp Reemtsma, Wolfgang Sofsky, Hans Joas

Dietmar Sturzbecher/Peter Dietrich
In die Freiheit entlassen

Gespräche auf dem S-Bahnhof

Es ist ein Freitagabend im April 1993. In der brandenburgischen Kleinstadt zieht fast schlagartig Ruhe ein. Ein paar Straßenhändler packen ihren hochmodernen Ramsch ein. Der fremdländische Gemüsehändler baut die verführerischen Auslagen ab, das Geschäft hat sich gelohnt. Die wenigen Passanten suchen sich ihren Weg zwischen Baugerüsten, aufgerissenen Straßen und überquellenden Sperrmüllcontainern, den spärlichen Indizien für den Aufschwung-Ost. Einige erleuchtete Kneipen, vereinzelte Reklameschilder und die provisorischen Ampeln vermögen es nicht, dem Städtchen etwas Hoffnungserweckendes zu geben.

Im 20-Minutentakt der S-Bahn belebt sich die Bahnhofsgegend. Die Ankommenden verteilen sich in die triste Altstadt und die Plattenblöcke am Stadtrand. Pendler aus Westberlin streben dem Wochenende zu. Auch viele unfreiwillige Hausfrauen verlassen den Bahnsteig, schleppen Plastikbeutel mit ihrer Einkaufsbeute aus den Billigmärkten weiter draußen. Sie sind arbeitslos und haben es trotzdem eilig. Neues Preisbewußtsein frißt die Zeit, die man früher in der Warteschlange stand, und Geschäftigkeit soll über das nagende Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden, hinwegtäuschen.

Nur wenige warten auf die Abfahrt der S-Bahn. Lautstark nähern sich einige kurzgeschorene Skinheads, die sich in Richtung Berlin zu ihrem Wochenendvergnügen aufmachen. Man sieht an ihnen vorbei. Das Kräfteverhältnis ist eindeutig, und selbst »Sieg-Heil«-Rufe vermögen niemanden zu einer Stellungnahme zu bewegen.

Vor dem Imbißstand am Bahnhofseingang wechseln einige Zwölferpacks Pilsener ihren Besitzer. Das deutsch-reine Getränk wird von den Jung-Mannen geschultert. Weiter geht es in die schmuddelig wirkende Bahnhofsvorhalle hinein. »Heute mal fidschifrei«, meint einer. Die vietnamesischen Zigarettenhändler, tagsüber begehrte Geschäftspartner, haben sich schon vorsorglich in eine der Seitenstraßen verzogen. »Macht nichts, die kriegen wir noch«, ruft ein anderer. »Das feige Pack wehrt sich doch nie, die Aktion könn wa uns schenken«, läßt sich ein Dritter ver-

nehmen und mahnt zur Eile. Auch auf dem Bahnsteig findet der kollektive Unternehmungsdrang kein Opfer. Die Gruppe verschwindet in einem fast leeren Waggon, der Zug fährt ab.

Auf dem Bahnhofsvorplatz ist es wieder ruhig geworden. Plötzlich ist das Klappern nägelbeschlagener Schuhe zu hören. Atemlos hetzt ein stämmiger junger Mann heran. Das gutmütige Gesicht ist verschwitzt. Trotz des kahlen Schädels, der grünen Bomberjacke und der Schnürschuhe geht kaum etwas Bedrohliches von dieser Gestalt aus. Die Uniform wirkt eher belustigend, die Schnürschuhe sehen den ehemaligen VEB-Arbeitsschuhen viel ähnlicher als den Doc-Martens-Originalen. Christian, ein Lehrling aus dem ortsansässigen Betonplattenwerk, gehört zu der gerade abgereisten Skin-Gruppe. Er hat sich verspätet und weiß, daß Hinterherfahren sinnlos ist. Selten hat der Aktionsdrang der Clique vorherbestimmte Ziele.

Christian macht es sich auf einer Bank bequem, ein dürftiges Überbleibsel kommunaler »Mach-mit«-Verschönerungswettbewerbe inmitten verwahrloster Altbausubstanz. Er überlegt, wie er das Beste aus diesem Abend machen kann. Die Alternativen sind nicht ermunternd. Die beiden Jugendclubs fallen aus. In dem einen hat er nach einer Keilerei »Auftrittsverbot« erhalten, der andere ist fest in der Hand der »Linken«. Blieben Glotze oder Kneipe. Ersteres würde ihn zwangsläufig nach Hause führen, letzteres kostet Geld.

Seine Überlegungen werden unterbrochen, als er in der Bahnhofshalle ein bekanntes Gesicht sieht. Das ist doch Wolf, den er aus der Schule kennt und seitdem nicht mehr gesehen hat. Und ein Mädchen ist dabei. Auch Wolf hat ihn erkannt und steuert auf die Bank zu. Diesel-Jeans, Chevignon-Jacke und Reebok-Turnschuhe – dem scheint es blendend zu gehen, denkt Christian.

(Die folgenden Dialoge bestehen ausschließlich aus bearbeiteten Auszügen von Originalinterviews, die wir im Zeitraum 1991-1993 mit ca. 60 gewaltbereiten Jugendlichen der Jugendszene geführt haben. Die Dialogbausteine sind größtenteils im Originalton wiedergegeben, die redaktionelle Bearbeitung beschränkt sich auf die Auswahl und das Zusammenfügen. Bianca, Wolf und Christian sind zwar erfunden, sie symbolisieren aber repräsentative Typen in der Jugendszene.)

WOLF: Grüß dich, Dicker. Mann, da muß man ja zweimal hinsehen. Das ist Bianca, eine Freundin meiner Schwester.
CHRISTIAN: Hallo. Biste Dress-man?
WOLF: Nee, aber teurere Klamotten kommen besser an, auch wenn ich sie mir eigentlich nicht leisten kann. Schließlich will man ja den Wessis irgendwie zeigen, daß wir nicht ärmer sind oder bekloppter. Ich mache

eine Banklehre in Hannover. Schöne Stadt, nicht so runtergekommen. Hier läuft doch nichts mehr.

CHRISTIAN: Wie bist'n da rangekommen?

WOLF: Bestimmt nicht durchs Arbeitsamt. Die Lehrstelle hat mein Vater besorgt, der arbeitet jetzt in einer Unternehmensberatungsfirma.

CHRISTIAN: War der nich früher Offizier bei de Fahne?

WOLF: Ja, war er mal, war. Mußt dich eben kümmern, heute muß jeder sehn, wo er bleibt. Is ja nicht mehr wie früher. Mein Alter ist schon früher mitgerannt und hat seinen Arsch ganz gut an die Wand gebracht. Wobei ich sagen muß, ich hätt's auch nicht anders gemacht. Ist dein Alter noch im Stahlwerk?

CHRISTIAN: Nö, der sitzt zu Hause, det is ätzend. Früher hab ick wenigstens meine Ruhe gehabt, bis er von Arbeit kam. Aber wenn ick jetzt nach Hause komme, muß ick det machen und det machen. Wo ick denn zu manchen Sachen auch absolut keene Lust mehr habe, und da gibt er denn 'n bißchen Druck mit druff. Scheißsituation, ick hau ab, wo ick kann.

WOLF: Geht's euch etwa jetzt schlechter?

CHRISTIAN: Is ja nich nur det. Früher biste zur Arbeit gegangen, hast'n bißchen Geld gekriegt, selbst wenn manche nur mit'n Besen im Betrieb rumgerannt sind. Heute holn die bloß noch ihre Arbeitslosenkohle, manchmal mehr wie früher. Aber früher haste irgendwo dazugehört, hattste irgendwann det Gefühl, du hast Feierabend und det Recht, 'n Bier zu trinken. Det machste jetzt vormittags um neune, säufst den Tag weg, und denn drehste durch. Zu Hause intressiert dir ooch nischt mehr, jetzt, wo de nu Zeit hast.

Die quietschenden Bremsen eines einfahrenden S-Bahnzuges unterbrechen an dieser Stelle das Gespräch.

41,2 Prozent der von uns 1993 befragten ca. 2500 Jugendlichen (repräsentative Stichprobe 14- bis 18jähriger Brandenburger) haben nach der »Wende« die Arbeitslosigkeit der Eltern erlebt oder erleben sie noch, und 17,3 Prozent aller Jugendlichen wurden oder werden nach eigenen Angaben davon stark oder sehr stark seelisch belastet. 90,5 Prozent der Jugendlichen messen dem Kampf gegen Arbeitslosigkeit als Aufgabe der Landesregierung große Bedeutung zu (Rang 1). Jugendliche, die im Elternhaus keine verläßlichen Ansprechpartner finden, schätzen sich signifikant gewaltbereiter und ausländerfeindlicher ein und beteiligen sich häufiger an Prügeleien (vgl. Sturzbecher & Dietrich, 1993).

65,4 Prozent der Jugendlichen stimmen der Aussage »Die Zunahme von Egoismus unter den Menschen macht mir Angst« völlig oder teilweise zu.

WOLF: Seit wann biste denn bei den Glatzen?
CHRISTIAN: Wir kenn uns alle schon von früher her, Schule, Sport oder sonstwoher. Allet Bekannte, die früher schon irgendwie ausgeschert sind. Nich, daß man da irgendwie eingestiegen is oder so, hat sich einfach so gebildet, wechselt auch ständig 'n bißchen. Angefangen hat det ganz harmlos, weil man anders sein wollte, bißchen uffallen, denn wurde et eben massiver, na ja, igendwie hat ick ooch Gefallen daran, daß andere vor uns Angst hatten.
WOLF: Mich würde das nicht anmachen. Ich will eigentlich bloß meinen Spaß haben im Leben, nicht andauernd anecken, politische Dinge durchkämpfen wollen oder sonst was. Wenn ich abkratze, dann will ich sagen können, okay, war ganz lustig. Ist doch besser, als hinter einem Führer herdackeln, mein Ziel wäre das nicht.
CHRISTIAN: Mit dem Führer, det is Quatsch. Bei uns bestimmt keener alleene. Außerdem finde ick, Skins sind wichtig. Wir zeigen den andern, die sich nich trauen, den Mund aufzumachen, daß wir's bringen, daß wir uns gegen das Ausländerproblem einsetzen. Vielleicht nich immer richtig, aber wir machen's. Eigentlich sind wa gegen det gesamte System und Chaos, wat zur Zeit hier herrscht, wat einem vorgesetzt wird. Det is eigentlich allet.
WOLF: Stimmt, das heutige System ist genauso verlogen und korrupt wie früher, bloß heute ist das offensichtlicher. Guck dir doch die Treuhand an, verkaufen funktionierende Betriebe hier für'n Appel und 'n Ei und legen noch eine Million von unseren Steuern rauf. Alles Politmafia. Aber sonst ist es jetzt nicht verkehrt. Man muß clever sein und ein bißchen Kohle haben, dann kann man aufsteigen. Das ist wie beim Roulette, du mußt eben auch ein bißchen Glück haben. Dafür stand in Ostzeiten fest, wer es schaffen wird und wer nicht; wer immer die Niete bleibt und wer einmal groß werden wird. Jetzt kannste 'ne Meinung haben, 'ne eigene, na du wohl nich.
CHRISTIAN: Quatsch, klar hab ick 'ne Meinung. Aber bei uns stehste nich so absolut alleene da, heute, wo de nich weeßt, wat Phase is und wo et mal hingehen soll. Und da is Kameradschaft, det bedeutet sehr viel für mich. Wenn der eene jetzt Probleme hat, mit dem zu quatschen, ob man die klären kann, da is sone Gruppe schon nicht schlecht. Und man paßt'n bißchen uff, uff Disziplin, wennste een getrunken hast und dir allet egal is. Da isset ooch gut, wenn eener 'n bißchen Führer macht und, sagen wir mal jetze bei Schlägereien, sagt »Hört uff«.
WOLF: Ihr habt bloß Prügeln im Kopf.
CHRISTIAN: Unsere Jungs sind nich so schlimm, die sagen nich einfach »Wir fahren jetzt Türken uffknallen« oder »Wir ziehn Karren und fahrn Ralley«. Aber wenn se absolut nich wissen, wat se machen sollen, da

bauen se schon mal sone Scheiße. Hier weeßte nich, wo de dir abends uffhalten sollst. Und Kohle fehlt überall, wenn de 'n Bier trinken willst, oder man hat mal 'ne Olle und will spendieren. Ick meine, die Jugend, die hat Ansprüche hier, is kein Wunder, daß se abends losziehen, Konsum knacken oder irgendwelche Leute vor de Fresse hauen, um Kohle zu haben. Du kannst inne Disko gehn, hast sicher 'ne Freundin. Wenn ick 'ne Freundin hätte, würd ick die Clique sausen lassen, egal wat is.

Ein einfahrender S-Bahnzug unterbricht das Gespräch.

Das zweifellos uniforme und politisch doktrinäre, aber quantitativ breite und weitgehend kostenfreie Jugendfreizeitangebot der DDR ist weggebrochen, besonders schwer ist davon die ländliche Jugend betroffen. So fanden Sturzbecher & Dietrich 1992 in einem exemplarisch untersuchten Kreis (125 000 Einwohner in 45 Kommunen, davon 16 500 Jugendliche), daß die Zahl der Jugendeinrichtungen gegenüber 1988 von 36 auf 12 gesunken war. Auch mit den schulischen Freizeitangeboten zeigten sich 1991 über 80 Prozent der brandenburgischen Jugendlichen unzufrieden. Anonyme Befragungen von ca. 60 gewalttätigen Jugendlichen deuten auf fehlende Freizeiträume und -angebote als Auslöser für Langeweile und Alkoholmißbrauch und zugleich wichtigste selbstperzipierte Ursache für Gewalt und Vandalismus in der Freizeit. 1993 fühlen sich 37,6 Prozent der brandenburgischen Jugendlichen zwischen 14 und 18 Jahren durch fehlende Freizeitangebote eingeschränkt.

Wolf: Bloß weil du kein Geld oder Langeweile hast, kannst du doch nicht einfach »Leute vor die Fresse hauen«. Oder macht dir das Leben erst Spaß, wenn du was auf die Schnauze kriegst?

Christian: Naja, bißchen action is nich schlecht. Aber det isset nich alleene. Wenn de zum Beispiel inne Disko bist und trinkst, also wat de verträgst an Alkohol oder so, ab 'ner bestimmten Grenze läßt die Kontrolle nach, und dann isset dir egal, wat de machst, egal wat passiert. Dann hauste wild um dich, aber een Tag später, wenn dir det eener erzählt, denkste »Wat, det hab ick gemacht?« oder so.

Bianca: Richtig, am Tage gibt's kaum Gewalt, aber wenn's dunkel wird und du sitzt in der Kneipe, dann werden die Jungs doch ganz schön juckig, denn kriegen sie eben doch'n bißchen mehr Mut und – dann geht es rund. Wenn sie in irgendeiner Sache die Möglichkeit haben, sich gegen Türken zu wehren, das heißt, Türken werden gesichtet, dann schlagen sie zu. Und das ist eigentlich auch die Gewalt, tja, was ich von mir sagen kann. Wenn mir was gegen den Strich geht, mich macht vielleicht irgendsone Diskotussi an, dann lang ich genauso zu. Also, wenn die mich blöde anquatscht, dann kriegt die genauso eine, als wenn da'n Kerl vor mir

stehen würde, und der würde mich blöd anlabern. Genauso ist das mit den Türken oder Chaoten. Was für mich völlig korrekt ist.
WOLF: So siehst du gar nicht aus, oder machst du neuerdings Kung-Fu?
BIANCA: Gewalt wird mit Gewalt bekämpft, ne. Da bin ich voll dabei, obwohl ich 'n Mädchen bin, verstehste. Und ich meine, ich laß mich da von keinem wegbringen. Ich geh auch mit Gewalt auf andere Leute zu, ne, wenn sie mich dumm anmachen, ich laß mir nichts gefallen. Hauptsache, ich hab auch verteilt und derjenige hat auch was von mir abgekriegt.
WOLF: Schon gut, wer sich auf der Straße prügelt, ist vielleicht zu Hause friedlicher. Gewalt war und ist immer da, und heute brauchst du nun mal Ellbogen, da mußt du knallhart sein, wenn du weiterkommen willst. Benutzt ihr Waffen?
CHRISTIAN: Kommt drauf an, von Fall zu Fall, is so gut wie allet erlaubt. Wat man eben in der Tasche hat, gibt ja nun ville zu koofen: Gas, Messer. Und zu besondere Aktionen ooch 'n Baseballschläger. Gibt auch schon ganz Verrückte, die laufen mit 'ner Motorsäge rum. Schon 'n bißchen krank irgendwie. Wenn Skins untereinander sind und et gibt Probleme, dann geht det meistens ohne ab. Mit 'nem Baseballschläger mußte trainiern, da mußte schon richtig fit sein, damit der andere gleich plattliegt. Wenn schon, dann richtig.
WOLF: Mit Keulentraining müßtest du doch aussehen wie Schwarzenegger, oder trainiert ihr in der Kneipe?
CHRISTIAN: Nee, nur mal so zwischendurch. Wer nu 'n bißchen mehr kann, der zeigt det eben mal schnell, so am Rande. Wird mal det Bein gehoben, mal wird rumgetreten, oder da mal ringehaun, eigentlich nischt Großet, also nich groß organisiert, also, det eener jetzt sagt »Wir üben jetzt mal!«, det wird nich gemacht.
BIANCA: Wenn ich irgendwo alleine hinfahre, oder mit meiner Freundin, wo es viele Türken gibt oder 'n heißes Pflaster ist, dann hab ich auch ganz gerne CS-Gas bei. Auf eine Art ist es sehr beruhigend, muß ich sagen. Ich kenne auch viele, die irgend 'ne Pistole bei haben, das sind keine Einzelfälle. Genauso wie mein Vater, der hat stets und ständig in seinem Auto 'ne Pistole.
WOLF: Zum Schluß macht jeder den andern Angst. Ich fände ein Leben ohne Gewalt besser, also wenn's nicht sein muß.
BIANCA: Also das Angstmachen, ja. Ich muß dazu sagen, ich toleriere und akzeptiere andersdenkende Menschen. Sobald sie mir aber handgreiflich werden, werde ich zurück handgreiflich. Und die Angst, die ich verbreiten möchte mit meiner Meinung und ja, mit meinem Auftreten direkt, die ist hauptsächlich gegen Ausländer, gegen alle Ausländer. Und

was eben Linke betrifft, soweit sie auf dem Teppich bleiben, meine Meinung akzeptieren, alles in Ordnung. Dann können sie gewaltfrei leben.
CHRISTIAN: Gewaltfrei leben, ick weeß nich, also wenn ick 'nen Monat lang auf dem Trockenen gestanden habe, dann geh ick schon mal drauf aus, mich endlich mal wieder zu hauen. Is schon irgendwie gut, also wenn wir gewinnen, da fühlste dich überlegen irgendwie. Obwohl..., wenn ick älter wär und zu nischt mehr Bock habe außer streben, keene Kumpels, 'ne Freundin..., det wär gar nich mal schlecht, also gewaltfrei, würd ick sagen, aber klappt eben nich, reicht ja, du hast kurze Haare, denn loofste irgendwo und kriegst wieder von Ausländern eene auf die Fresse, und denn kommt dein Haß wieder dazu und allet fängt von neu an.
WOLF: Du machst so lange, bis dich die Bullen einfangen, und dann ist Pumpe. Dann kriegst du nie mehr 'nen vernünftigen Job, dann bist du auf ewig abgestempelt. Die Herrn Ex-Vopos werden ja wieder mutiger...
CHRISTIAN: Die Polizei erfüllt nur ihre Uffgabe. Und die is eben, uns zu finden und zu bekämpfen. Wir bauen ja Scheiße im großen Sinne, man weeß det und macht det trotzdem, und denn isset ihre Uffgabe, uns zu verhaften – naja, muß eben sein. Ich könnt nich sagen, wenn 'n Polizist neben mir sitzt, du bist'n Schwein oder so, du hast gestern meinen Kumpel verhaftet, nee, würd ick nich machen. Weil det is seine Uffgabe, die er die Pflicht hatte zu erledigen, is seine Arbeit, und dann is gut. Und wenn ick mich mit ihm haue, dann weil er Polizist is, aber nich dafür, daß er seine Arbeit macht. Is irgendwie 'n Gegensatz, aber is eben so. Ich akzeptiere 'nen Polizisten genauso wie 'nen Kumpel neben mir. Oder jeden anderen Arbeiter.
BIANCA: 'N bißchen dazwischenhauen muß schon sein. Manche, die jetzt zum Beispiel Leute auf offener Straße abstechen, die brauchen den Knast, die möchte ich auch nicht frei rumlaufen sehen. Und ich würde auch sagen, man müßte die Todesstrafe hier bei uns anschaffen, bin ich voll dafür.
WOLF: Schon richtig, aber manche Bullen übertreiben auch.
CHRISTIAN: Genau, uff die hab ick ooch'n Haß entwickelt. Die sollen auf'm Strich bleiben. Die sollen nich rumprügeln, wenn de 'n bißchen wat gemacht hast und alleene bist, dann schlagen sie gleich inne Fresse oder eene mit dem Gummiknüppel oder so. Die brauchen sich nich zu wundern, wenn wir mal eenen alleene sehen, der kommt vielleicht auf die Bordsteinkante...
WOLF: Na, na, na..., da sind deine Kumpels doch ein bißchen zu dünne zu.
CHRISTIAN: Gerade die jungen sind die schlimmsten, die härtesten, bei uns und bei den Türken ooch. Die wolln vielleicht so sein wie die Gro-

ßen, ick weeß et nich, wolln sich hervortun. Kommt jetzt vielleicht auch durch dieset ganze Gewaltzeugs, durch die Videos, nehm ick mal einfach so an. Man will so sein wie die Skins drüben, und die drüben wundern sich schon, daß hier alle so brutal sind. Die West-Glatzen, die mal Vorbild warn, sind fast geschockt, daß det hier so abgeht, so ungefähr.

WOLF: Und was ist mit den jungen Türken?

CHRISTIAN: Die haben eben 'nen Anspruch auf Arbeit, wenn se mit ihrer Schule fertig sind und hier arbeiten wollen und wenn die Türken sich hier weiter breitmachen. Deshalb sind die unseren Jungs total verhaßt, wenn die nun keenen Arbeitsplatz kriegen.

Wieder unterbricht ein einfahrender S-Bahnzug das Gespräch.

Fast jeder fünfte 14- bis 18jährige Jugendliche in Brandenburg (Befragung 1993) führt nach eigenen Angaben eine Waffe (Messer, Reizgas etc.) mit sich. 1,8 Prozent beteiligen sich oft, 6,4 Prozent manchmal und 20,0 Prozent gelegentlich an Schlägereien. Die Gründe für die Beteiligung an Schlägereien reichen von »Frust abbauen« (50,3 Prozent der an Schlägereien Beteiligten stimmen völlig oder teilweise zu) über »Spannung suchen« (43,1 Prozent) und »Beachtung finden« (33,0 Prozent) bis zu »Langeweile haben« (25,9 Prozent). 12,1 Prozent der Beteiligten prügeln sich ganz grundlos.

60,0 Prozent der Jugendlichen sind völlig oder teilweise der Meinung, daß »im Zusammenleben der Menschen letztlich alles über Gewalt geregelt wird«, und 28,3 Prozent sind völlig oder teilweise bereit, körperliche Gewalt zur Durchsetzung eigener Interessen einzusetzen.

80,6 Prozent der Jugendlichen stimmen der Aussage »Mich beunruhigt das Anwachsen von Rechtsradikalismus und Gewalt in Deutschland« völlig oder teilweise zu.

WOLF: Wir brauchen aber Ausländer, wenigstens 'n paar, beispielsweise bei der Müllabfuhr, oder wenn ich bloß an das China-Restaurant in Hannover denke ...

CHRISTIAN: Ick hab ja nischt gegen dein China-Restaurant oder 'nen Italiener, die können wir auch herkommen lassen, die können ruhig ihre Kultur hier zeigen, aber nur zeigen, verstehste, und nich ausbreiten. Und jeder hat det Recht, in sone Kneipe zu gehen; bloß 'n Monopol aufzubauen, det wird et nich geben. Und ihre Arbeiter, die sie brauchen, die müssen von hier sein, aber nich, daß die ihre ganze Familie herholen und unsere Arbeitsplätze wegnehmen.

WOLF: In der Industrie nehmen sie uns vielleicht Arbeitsplätze weg, weil die nicht so viel Ansprüche stellen und gut arbeiten. Wir haben in der Firma auch Ausländer, und ich hab mich gleich auf Anhieb mit den Leu-

ten gut vertragen, hab selber gestaunt, außerdem, was willst du machen, du kannst ja nicht deinem Lehrfacharbeiter auf die Fresse hauen, da bist du eben untergeordnet, eingestuft. Aber sonst haben die ja ihre Marktlücken mitgebracht, die ganzen Döner-Buden und so. Die sind ja nun typisch türkisch, da nimmt keiner einem Deutschen die Arbeit weg.

CHRISTIAN: Also det finde ick auf jeden Fall. Und wenn's halt nur Dreckarbeit is, und wenn's die nur is, aber sie verdienen was, sitzen nicht auf der Straße rum als Assis oder so, ich find ja, die nehmen uns ville Arbeitsplätze weg.

BIANCA: Schuld sind die Unternehmer, die holn sich billige Arbeitskräfte. Aber letztendlich im Volk heißt es dann eben, die nehmen uns die Arbeitsplätze weg. Also man sieht nicht das Übel, das dahintersteckt, sondern nur den, der es ausübt und meist weniger Kohle kriegt. Viel schlimmer find ich die Anmache von den Kerlen, also, ich find's auch von Deutschen nicht gut, aber – naja, wenn die deutschen Männer das machen, dann sehe ich das immer noch'n bißchen anders.

CHRISTIAN: Richtig, die machen deutsche Mädels an und spielen sich uff. Ick möchte wissen, woruff die stolz sind.

WOLF: Jedes Volk ist auf sich stolz.

BIANCA: Worauf bist du stolz?

WOLF: Ich bin erst mal stolz auf mich selbst und genauso stolz darauf, ein Deutscher zu sein, wie ein Türke in der Türkei stolz darauf ist, ein Türke zu sein. Niemand kann sich aussuchen, als was er geboren wird. Wir können auch stolz sein, unsere Geschichte reicht nicht nur bis 1933, bis zu den Nazis. Ich denke da auch an die ganzen Erfinder und Dichter; gut, für die hab ich zwar nichts getan, trotzdem bin ich stolz darauf. Und als Deutscher wohne ich im Wohlstand der Welt, im Ausland bist du angesehen und wirst geliebt, oder die D-Mark wird geliebt, und du kannst'n Chef spielen.

CHRISTIAN: Deutscher sein, irgendwie is det wat Tollet. Ick meine, Deutschland war immer stark gewesen, det hat immer irgendwelche Kriege gewonnen, klar, auch mal verloren, wer verliert nicht mal 'nen Krieg.

BIANCA: Ich bin stolz darauf, daß ich für mein Land eintrete und arbeite, es nie im Stich lasse, nicht irgendwohin abhaue, um da Geld zu machen. Wenn hier alle abhauen würden, würde es auch bald aussehn wie..., na ja. Und ich will Kinder zeugen, das bedeutet für mich, ein Deutscher zu sein, wie meine Ahnen.

CHRISTIAN: Mensch, det geht nich um Ahnen, sondern et geht darum, daß das unser Vaterland is und Fremde hier nischt zu suchen haben. Wenn ick sehe, det'n Kanacke mit'n dicken Daimler durch die Gegend brummt, nagelneue S-Klasse vielleicht noch, und ick kann mir nich mal'n

Fahrrad leisten und muß noch zu dem hochschauen. Det geht doch nich! Die müssen raus. Jedes Land hat 'ne eigene Kultur, und wenn det alles so durcheinander gemischt wird, ick find, det kann nischt werden.
WOLF: Vielleicht wär 'ne multikulturelle Gesellschaft gar nicht schlecht.
BIANCA: Da brauch ich bloß das Fernsehen anmachen, da sehe ich in New York die multikulturelle Gesellschaft, da kann ich dann nach achte nicht mehr auf die Straße gehen. Oder in West-Berlin, in Kreuzberg, da brauchste bloß hingehen, dann weißt du, was Multikultur ist.
CHRISTIAN: Vielleicht solln wir die noch alle wählen lassen, dann kriegen wir nachher auf einmal 'ne Ausländer-Regierung.
WOLF: Nee, vom Ausländerwahlrecht halte ich überhaupt nichts. Das ist so, als wenn ich bei einem Kumpel wohnen würde und dann mit seiner Mutter den Haushaltsplan machen möchte. Die sind immerhin nur Gäste, und wenn ihnen das nicht paßt, können sie ja gehen.
CHRISTIAN: Richtig, ick würd erst mal gar keenen mehr rinlassen in Deutschland. Höchstens, wenn se in Urlaub kommen, drei Wochen. Die Grenzen dichtmachen. Det wat drinne is, langsam aber sicher wieder abschieben. Zwar jetzt nich knallhart, kommt verpißt euch oder so, aber ick würd det halt so machen, daß se zurück müssen.
BIANCA: Schwule und Lesben gleich mit: Ist für mich dasselbe wie Inzucht, verabscheue ich. Würde ich auch in jeder Art und Weise immer bekämpfen. Für Autonome gilt dasselbe. Die sind für mich so hirnverbrannt, die verdienen nichts anderes. Überhaupt nicht, genauso wie die Ausländer, alle raus.
CHRISTIAN: Gegen Schwule hab ick nischt, solange se deutsch sind, die sind genauso wie alle anderen Menschen. Is auch natürlich. War schon immer so, schon inne Urzeit, garantier ick dir.
BIANCA: Wenn ich zu bestimmen hätte, wäre es nicht mehr so. Noch was, wenn ich zu bestimmen hätte, würde ich alle Prostituierten, klingt jetzt hart, aber ist meine Meinung, an die Wand stellen. Das sind für mich keine Frauen, die sind für mich der letzte Dreck. Ich hab so'n Haß, ich würde sie alle vernichten, bis auf die letzte, würde mein Land von diesen Weibern – reinigen! Auch die jungen Mädchen aus dem Osten, die jetzt auf den Strich gehen, weil sie keine Arbeit finden. Ich hab zwar auch Sympathie, aber tut mir leid, ich würde genauso knüppelhart gegen die vorgehen. Weil – wenn ich den Willen habe, zu arbeiten, finde ich immer was.

Wieder unterbricht ein einfahrender S-Bahnzug das Gespräch.

Zwei Drittel der Jugendlichen sehen die im Vergleich zu anderen Bundesländern geringe Zahl der Ausländer in Brandenburg als zu hoch an. Nur ein Drittel würde sich freiwillig vorbehaltlos neben einen Ausländer set-

zen. Diese Berührungsängste beruhen wahrscheinlich nur selten auf persönlicher, unangenehmer Erfahrung, da 32 Prozent der Jugendlichen gar keine und 20 Prozent nur oder meist gute Erfahrungen mit Ausländern haben. 75 Prozent der Jugendlichen erwarten (stimmt völlig/teilweise), daß Ausländer in Deutschland ihre Lebensweise weitestgehend der deutschen Lebensart anpassen. 60 Prozent befürchten, daß ein hoher Ausländeranteil zu einem Verfall der deutschen Kultur führt, 55 Prozent schätzen die Einbürgerung von Ausländern als Bereicherung der kulturellen Vielfalt unseres Alltags.

CHRISTIAN: Det gloob ick nich. Also, im Oststaat, weeß ick, selbst wenn de bloß achte Klasse hattest, dann hat dir die Schule 'nen Job gesucht oder so. Mußte allet selber machen jetze, hilft dir keener, wenn de auf der Straße stehst, dann stehste auf der Straße. Vielleicht isset so in Ordnung, aber – man muß sich erst einleben.
BIANCA: Ja, vor der Wende, da war alles gesichert, Lehre, Arbeit, Wohnung, Geld für Kinder. Heute müssen in einem reichen Land wie Deutschland Menschen auf der Straße rumvegetieren, sich aus Angst vor morgen das Leben nehmen. Da müßte was gemacht werden, und die Regierung ist dazu nicht fähig. Eine Gesellschaft muß mir den Weg weisen können, mir nicht alles vorsetzen, aber eben den Weg zeigen, den ich gehen könnte. Den ich nahtlos gehen könnte.
WOLF: Das hatten wir doch lange genug. Da wurde das Leben vorprogrammiert. Heute ist es spannender, da muß man um alles kämpfen. Und du hast viel mehr Freiheiten.
CHRISTIAN: Wat nützt dir die Freiheit, wenn de keene Arbeit kriegst. Früher konntste nach der Lehre inne Abteilung weiterarbeiten, jetzt is danach Pumpe. Ob et im Leben weitergeht, is wie'n Quiz. Heute hab ick vielleicht die Freiheit, aber nich das Geld, die zu nutzen eben. Und früher hatte ick meinetwegen det Geld und wußte damit nichts anzufangen, det is irgendwie gehupft wie gesprungen, is für mich auch keen System, keen vernünftiges.
WOLF: Und das alte war besser, was. Mit der Stasi.
CHRISTIAN: Haste nich damals rumgeprahlt, det wär 'ne Eliteeinheit, für'n Friedensstaat, und so.
WOLF: Gott, ich hab damals nicht gefunden, daß er so schlecht ist. Man hat darin gelebt, ist darin groß geworden, ich kann nicht sagen, daß ich gegen den Staat gekämpft hab. Ich wurde nicht gequält, nicht gemartert, hab immer zu essen gehabt, und Westfernsehen konnte ich auch gucken, also – man hat nichts vermißt, weil man es nicht kannte. Trotzdem würde ich nicht noch mal tauschen wollen.
BIANCA: Heute ist auch nicht alles Gold, was glänzt. Ich hab damals

eigentlich von Stasi und von irgendwelcher Unterdrückung nicht viel mitbekommen, keiner, den ich kenne. Deshalb kann ich eigentlich nichts Schlechtes über diesen Staat sagen. Aber ich sage mir, mit welchem Recht regen sich Westler auf, was die Ausbeute der armen Ostdeutschen oder die Staatssicherheit betrifft. Sie haben nicht hier gelebt, sie wissen nichts über die Verhältnisse, die Beziehungen untereinander, zum Staat. Ich hab damals meine Meinung gesagt, frei und offen, ich sag sie heute immer noch.

WOLF: Hast du was gegen Wessis? Sei froh, daß jetzt ganz Deutschland wieder zusammen ist. Damals waren alle erst froh gewesen und jetze, ich meine, letztendlich ist ja Deutschland immer noch wie geteilt: Der Wessi ist geldgierig und arrogant, der Ossi ist ein bißchen dumm und faul, so einfach ist das jetzt. Obwohl, manchmal kommt man sich drüben schon vor wie ein Türke, oder so.

BIANCA: Ich dachte schon, du bleibst da, in Hannover.

WOLF: Wenn's hier 'n bißchen mehr Kohle geben würde, würde ich wahrscheinlich hierbleiben. Also leben möchte ich auf jeden Fall hier.

CHRISTIAN: Ick bin hier geboren, und ick werde auch hier bleiben. Bloß wegen 'n paar Mark da, wegen meiner auch eben tausend Mark mehr, mach ich sowat nich. Da stell ick mich mit so 'nem Asylanten nich auf eene Stufe? Bin eigentlich stolz, daß ick'n Ossi bin.

WOLF: Der wirst du auch bleiben, und wie stellst du dir deine Zukunft vor?

CHRISTIAN: Naja, ich hoffe, daß ick irgendwann mal ins normale Leben übergehe, daß ick nich irgendwie mal so dermaßen drangenommen werde, daß ich innen Knast gehe, weil dannach isset ja vorbei. Ganz normal leben, aber mit dem Gedanken im Kopf, det et eigentlich anders sein müßte – muß ich dazu sagen –, aber da bleibt mir ja nischt anderet übrig. Weil ich kann ja nich mit vierzig mit Glatze rumrennen und »Sieg Heil« brüllen.

BIANCA: Wenn es hier normal werden soll, brauchen wir schleunigst eine andere Partei oben, 'ne rechte, die damit Schluß macht, daß es Arbeitslose und Obdachlose gibt, daß Politiker lügen können, daß Rentner hier mit ein paar hundert Mark abgespeist werden. Die haben doch Deutschland aufgebaut, nicht die Bonzen. Und die Jugend. Das größte Problem für die Jugend ist es, nirgendwo dazuzugehören, nicht zu wissen wohin, nicht verstanden zu werden, nicht akzeptiert zu werden, übersehen zu werden.

Wieder unterbricht ein einfahrender S-Bahnzug das Gespräch.

Die Aussage »Ich sehe der Zukunft hoffnungsvoll entgegen« halten 59,5 Prozent der Jugendlichen für sehr zutreffend bzw. zutreffend, für 14,3

Prozent trifft sie eher nicht zu bzw. nicht zu. Jedoch befürchten mehr als die Hälfte der Jugendlichen (stimmt völlig/teilweise), keine Lehr- oder Arbeitsstelle zu erhalten, und 40 Prozent denken deshalb darüber nach, in die alten Bundesländer zu gehen.

Unter dem Eindruck, vom Westen kolonialisiert worden zu sein, hielten 1991 fast 60 Prozent die Aussage »Wessis bescheißen die Ossis, wo sie nur können« für zutreffend, 1993 stimmen schon über 75 Prozent der Aussage völlig oder partiell zu.

WOLF: Seit wir hier sitzen, sind schon zig S-Bahnen angekommen, und ich will noch in die Disko. Meine alten Herrschaften werden auch darauf warten, daß ich mich zum Wochenende zurückmelde. Also tschüß und alles Gute. Kommst du mit, Bianca?

Christian bleibt zurück. Er hat wieder viel Zeit und kehrt an den Ausgangspunkt seiner Überlegungen zurück: Was soll er heute Abend anfangen? Doch hinterherfahren? Angst kriecht in ihm hoch. Was tun, wenn er mit seiner Glatze und der Montur Punks begegnet, oder Autonomen, oder Türken... Die ganze Welt voll selbsternannter Feinde. Mißmutig trottet Christian nach Hause.

Nachtrag

CHRISTIAN: Wozu macht ihr det überhaupt?

INTERVIEWER: Wir wollen denen, die in Politik und Verwaltung für die Jugend zuständig sind, die Jugendprobleme deutlich machen.

CHRISTIAN: Da versprech ick mir gar nischt von. Man hört sich det vielleicht an, die Bonzen ooch, denken »Na toll!«, wir haben ja unsre kleenen Mitarbeiter, die reißen sich den Arsch schon uff. Denn machen die oben die Tür zu, und det Problem is beendet. Und irgendwenn schmeißen se die Kassette innen Müll und denn »Aus Maus«. Mehr wird gar nich passieren, wett ick. Wird genauso weitergehen wie vorher. Im Gegenteil, da wern se sogar mehr Gewalt einsetzen gegen de Jugend, daß se noch mehr rebellieren.

Mehr wird gar nischt passieren.

Literatur:

Sturzbecher, D./Dietrich, P. (1992), *Die Situation von Jugendlichen in Brandenburg*, Schriftenreihe zur politischen Bildung, Band 4, Potsdam (Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung).

Sturzbecher, D./Dietrich, P. (1993), »Gewaltbereitschaft, Fremdenfeindlichkeit und Politikverständnis« in: *Jugendliche und politische Kultur* – Schriftenreihe der SPD zur Jugendpolitik, Band IV, S. 80–95, Bonn (SPD Parteivorstand).

Ich bin ein siebzehnjähriges Mädchen aus dem Ostteil Berlins. Meine Eltern besitzen ein Haus mit Garten. Meine Mutter ist Sekretärin in einer Spedition in Westberlin. Sie wurde glücklicherweise von dieser Firma übernommen, als ihr ehemaliger Betrieb aufgelöst wurde. Sie kommt erst um 19 Uhr nach Hause und hat deshalb selten Zeit für mich. Mein Vater ist seit zwei Jahren über sein Arbeitsverhältnis im Ungewissen. Er könnte jeden Tag arbeitslos werden, da der Betrieb aufgekauft wird und keiner weiß, wieviele Leute übernommen werden können. Er versucht alles, damit ihm diese Arbeitsstelle erhalten bleibt. Darum macht er sehr oft Überstunden, manchmal sogar bis in die Nacht hinein. Ich bin also ziemlich oft allein zu Hause.

Zum Glück kann ich sagen, daß ich viele Freunde habe, die für mich fast zu einer Ersatzfamilie geworden sind. Am Wochenende gehen wir abends in Discos oder unternehmen irgend etwas Verrücktes miteinander. Es kommt dabei leider auch vor, daß wir dumm angemacht werden. Von Gewalt halte ich nicht besonders viel, schließlich kann man ja auch darüber reden. Darum bemühe ich mich, zu vielen Ausländern Kontakt zu haben, weil ich der Meinung bin, daß diejenigen, die Ausländerheime anzünden oder zu zehnt einen Ausländer brutal zusammenschlagen, ihren Mund halten sollten.

Vielleicht sollte ich schreiben, daß ich in einem Randgebiet von Berlin wohne. Es ist hier eher ruhig und erinnert noch ein wenig an ein Dorf. Das ist auch gut so, denn so habe ich das Gefühl, ich bin hier sicherer als in Berlin-Mitte. Obwohl ich nach der Disco nie allein nach Hause gehe. Mein Freund bringt mich immer nach Hause. Das Wichtigste ist jedoch die Angst vor den harten Drogen. In einer großen Discothek hätte ich Angst, daß mir irgend jemand Drogen in meine Cola mischt und ich abhängig werden könnte. Früher wußten wir noch nicht einmal, was Drogen überhaupt sind.

Ich fühle mich ein wenig unsicher in der Gesellschaft des Kapitalismus. Und ich finde es auch nicht besonders gut, daß man die Wiedervereinigung von Ost und West innerhalb von einem Jahr vollzogen hat. So schnell geht das nicht. Das braucht Zeit und Geld. Und es wurden viele gute Dinge aus der DDR abgeschafft, die auch im Westen von Vorteil gewesen wären.

Man merkt aber auch so, daß die »Westler« ziemlich hochnäsig gegenüber den »armen« Ostlern sind. Es sind natürlich nicht alle so, aber der größte Teil! Vielleicht kann man da ja auch verstehen, daß mancher Ex-DDR-Bürger Minderwertigkeitskomplexe hat, wenn er sich in einer Westberliner Firma vorstellen soll. Ich, zum Beispiel, möchte am liebsten überhaupt nicht an meine erste Bewerbung für eine Lehrstelle denken, dann wird mir ganz flau in der Magengegend. Und deshalb bin ich auch froh, daß ich auf dem Gymnasium bin und erst einmal das Abitur mache.

Jetzt habe ich auch noch ein Jahr, um mir klar darüber zu werden, wie ich meine berufliche Laufbahn gestalte. Familiär habe ich schon eher genaue Vorstellungen, aber das hat noch viel, viel Zeit. Jetzt bin ich erst einmal zufrieden mit meinem Leben, und ich bin trotz der vielen Probleme optimistisch, was mein weiteres Leben betrifft.

Ich denke aber, daß es viele Jugendliche gibt, die wirklich Probleme haben und nicht so leicht damit zurechtkommen.

Birgit, 17 Jahre, Ostberlin

Aufgewachsen bin ich in Berlin-Buch. Ich bin Einzelkind. Ich leb jetzt mit Muttern zusammen, hab mit ihr eigentlich ein sehr gutes Verhältnis, kann mit ihr über alles reden. Mein Vater ist im vorigen Jahr verstorben, er hatte Krebs. Mit Vatern hatte ich auch ein gutes Verhältnis. Es war schlimm, als er gestorben ist, er fehlt einem ja überall. In der Schule hatte ich keine Probleme, irgend etwas zu lernen. Ich bin gut durchgekommen und habe mit »Gut« abgeschlossen. Ich mache jetzt die Lehre als Kommunikationselektroniker, zu DDR-Zeiten nannte sich das Elektronikfacharbeiter.

Ich find's einerseits besser, daß die DDR nicht mehr da ist. Wenn man das Geld hat, ich betone, wenn man das Geld *hat,* dann kann man jetzt damit viel mehr anfangen, und auch beruflicherseits kann man sich besser qualifizieren. Ich glaube nicht, daß Sozialismus möglich ist, nicht mit *den* Köpfen der Menschen. Der überwiegende Grund ist der Materialismus der Menschen. Denn jeder will so viel haben, wie er kriegen kann, und da wird der Sozialismus nie funktionieren. Wenn ich ganz ehrlich bin, kenn ich so gut wie keinen, der sagt, mir reicht das und das, und ich will keine Luxusvilla. Irgendwo im Hinterkopf träumt man doch vom großen Lottogewinn oder sonst was. Ich bin der Meinung, das ist bei jedem da. Geld ist nicht die Grundvoraussetzung, aber es ist ein Bestandteil des jetzigen Lebens. In der Ex-DDR hat jeder gesagt, naja, das ist doch Volkseigentum, was soll ich mich darum kümmern, wenn es kaputt ist, es ist ja nicht meins. Jetzt ist das ganz anders.

Ich versteh nicht, wie man in so einer Gesellschaft, wie wir sie jetzt haben, Pessimist sein kann. Man hat doch immer irgendwelche Möglichkeiten. Gut, kriegt man ein Jahr keine Lehre, probiert man's nächstes Jahr wieder. Ich verstehe den Pessimismus der jungen Leute nicht. Es geht ja hier auch irgendwann wieder aufwärts. Schon die Investitionen von den ganzen bundesdeutschen Firmen, VW, Opel, AEG, die Franzosen fangen jetzt an. Ich sehe nicht, daß das hier schiefgeht. Sicher, wenn ich keinen Job hätte, würde ich das auch bedrückend sehen. Deswegen verstehe ich auch die Leute in Hoyerswerda voll und ganz, denn so, wie die Ausländer sich hier benehmen, das ist für mich indiskutabel. Wenn ich als Fremder in einem anderen Land bin, dann kann ich mich einfach nicht so benehmen, und das stört mich eigentlich am meisten an den Ausländern. Ich kann mich nicht zur rechtsradikalen Szene zählen, ich bin einfach nur rechts. Rechts in dem Sinne, daß Ausländer raus müssen. Die wollen sich hier ne goldene Nase verdienen, arbeiten für weniger Geld, und die Deutschen kriegen keine Arbeit. Gut, man muß denen anrechnen, daß sie Drecksarbeit machen. Aber ich meine, Deutsche würden das bestimmt auch machen, wenn sie dafür mehr Geld kriegen würden.

Wenn die Linken mal wirklich vernünftige Argumente bringen würden, dann würde ich sicher darüber nachdenken und vielleicht auch meine Meinung überdenken. Aber sie sagen nur, Ausländer sind auch Menschen. Dann sollen sie sich aber auch so benehmen.

Was mich sauer macht, ist Langeweile. Was ich gern mal machen würde, nach Amerika, mir ein Motorrad mieten und dann von New York nach Kalifornien, quer durch. Nur um Spaß zu haben, nicht um zu arbeiten. Ansonsten hab ich im Moment nicht das Bedürfnis, wegzufahren. Hier hab ich doch alles, was mich glücklich macht.

Frank, 17 Jahre, Ostberlin

Ein Plädoyer für die Achtung des Besonderen

Einer der bedeutendsten Sozialphilosophen unserer Zeit greift in diesem Buch eines der brennenden Gegenwartsprobleme der liberalen Demokratien auf: Gleichbehandlung der Individuen bei Achtung ihrer kulturellen und ethnischen Identität.
In der aktuellen Debatte über die multikulturelle Gesellschaft ist Taylors Analyse ein Glücksfall: sie stellt das Problem vom Kopf auf die Füße.
»Der Kampf um Anerkennung kann nur eine zufriedenstellende Lösung finden, nämlich indem gegenseitige Anerkennung unter Gleichgestellten zustande kommt.«

Charles Taylor

Wolfgang Brück
»Wenn die Skin-Masse läuft...«

Rechtsradikale in der DDR

»Skinheads um die Zionskirche«, so sah es später Richter Engelmann vom Ostberliner Stadtgericht, »war die größte Provokation des Jahres 1987.«

Am Abend des 17. Oktober hatten sich vor und in der Ostberliner Zionskirche (Kastanienallee) dreißig gewalttätige Skinheads zusammengerottet und waren gegen Besucher eines Rockkonzerts und unbeteiligte Passanten aggressiv vorgegangen. Das geschah in organisierter Form, unter der Führung von B., der sich selbst Sturmbannführer nannte. Menschen wurden brutal zu Boden gerissen und zusammengeschlagen, in der Kirche wurde mit Flaschen geworfen. Die Punks schrien: »Nazischweine raus!« Die Skins brüllten: »Juden raus aus deutschen Kirchen!« Zeugen glaubten sich in die Zeit nationalsozialistischer Rollkommandos versetzt.

Das Info-Blatt des Umwelt- und Friedenskreises der Zionskirchengemeinde vom 1. November 1987 berichtete: »Die Situation war grotesk. Die 300 bis 400 am Ende des Konzerts noch gebliebenen Zuschauer ließen sich von 30 Glatzköpfen tyrannisieren. Erst als eine kleine Zahl von Entschlossenen massiv gegen die Skins vorging, verließen diese fluchtartig die Kirche. Um sich für ihre Niederlage zu entschädigen, ›mischten‹ die Skins auf dem Rückweg den Schwulen-Strich an der Schönhauser Allee ›auf‹. (Die sind jedenfalls schön feige und wehren sich nicht – warum eigentlich?) Tatenlos stand auch die Besatzung von mehreren Polizeiwagen um die Zionskirche herum. Angeblich hatten sie keine Anweisungen, andere wollten ›in so einen Haufen nicht reingehen‹.«

Die Polizei, die frühzeitig am Ort des Geschehens eingetroffen war, beobachtete die Ausschreitungen aus einem erheblichen Sicherheitsabstand. Opfer des randalierenden Mobs waren überwiegend Angehörige der Berliner Punkszene. Die Skins wollten an diesem Abend eine alte Rechnung begleichen, um das Kräfteverhältnis innerhalb der Ostberliner Jugendszene wieder zu ihren Gunsten zurechtzurücken. Vorausgegangen war eine »deftige Alkoholsause« aus Anlaß des 20. Geburtstags eines der

Skins; in der Gaststätte »Sputnik« hatten sie sich »auf Touren gebracht«, ein Teil der Gäste nahm dann an der nächtlichen Randale teil. Einer der Angeklagten erklärte später vor Gericht: »Wenn die Skin-Masse läuft, muß man mitrennen.«

Bei dem Prozeß kam immer wieder die inspirierende Rolle von Skins aus Berlin-Steglitz zur Sprache – »denn DDR-Jugendliche tun so etwas nicht von sich heraus« –, die »Bundis« waren nach Aussagen der Angeklagten »regelrecht heiß auf die Auseinandersetzung« gewesen; aber keiner der Täter aus Westberlin war dem Gericht verfügbar. Die vier »Rowdys« – so die strafrechtliche Klassifizierung – wurden zu Freiheitsstrafen zwischen einem Jahr und zwei Jahren sowie zum Schadenersatz verurteilt. Der Staatsanwalt legte gegen diese »milden Strafen« Protest ein (es gab offensichtlich Reaktionen aus breiten Bevölkerungskreisen); so wurden über die Jugendlichen strengere Strafen verhängt. Im Urteil hieß es: »Solcherlei Ausschreitungen, bei deren Zustandekommen Skinhead-Rowdys aus Berlin-West beteiligt waren, werden nicht geduldet.« Und weiter: »In unserem Staat gebieten Verfassung und Gesetz, konsequent gegen alle Erscheinungen faschistischen und rassistischen Charakters vorzugehen und die Sicherheit der Bürger zu jeder Zeit und an jedem Ort zu gewährleisten.« Die Verurteilten kamen in »die gesiebte Luft« des DDR-Strafvollzugs und erfuhren später, während des Modrow-Interregnums, die Wohltat der »stillen Amnestie«.

Dieser und andere Prozesse gegen Skinheads warfen in der DDR viele Fragen auf.

Jugendforschung über Skinheads in der DDR

Die Geburtsstunde der rechtslastigen Skin-Bewegung in der DDR ist schwer festzustellen: etwa zu Beginn der achtziger Jahre. Es handelte sich keineswegs um »Findelkinder«, sondern um durchaus bodenständige DDR-Jugendliche, die zwar ein geliehenes Outfit annahmen, aber im Prokrustesbett ihrer Sozialisation alle Voraussetzungen für Aufmüpfigkeit, repressiven Sozialumgang, Parolen-Ideologie und Rebellentum mitbekamen.

Die ostdeutsche Skin-Bewegung ist demnach in allen ihren Ausprägungen DDR-hausgemacht. Schon zu DDR-Zeiten galt: Wenn den Jugendlichen nicht aus ihrer Sicht sinnvolle soziale Betätigungsfelder zuerkannt werden, dann suchen sie außerhalb offizieller Gestaltungsbereiche ihre Aktivität zu entfalten. Wenn sich Jugendliche sehr auffällig darstellen, dann sind sie, bezogen auf ihre Interessenlagen, ungenügend respektiert.

Bis 1987 fiel die Beschäftigung mit dem DDR-spezifischen Jugend-Rechtsextremismus, der spontan in der Skinhead-Szene aufbrach, in die Kompetenz der Staatssicherheit, ihrer polizeilichen Handlanger und sogenannter Vertrauenssoziologen. Daneben gab es aber auch »graue Forschungen« (z. B. Pfarrer Rudi Pahnke). Die Leipziger Jugendforscher genossen auf diesem Gebiet nicht das Vertrauen der Stasi. Sie waren von ihrem Ansatz her gesellschaftskritisch, verstanden sich als Anwälte der Jugend. Ihre jugendsoziologischen Forschungen unter den Bedingungen des »DDR-Schrebergartens« waren vielfältigen Kontrollen unterworfen (staatliche Genehmigungsverfahren, Rückmeldungen »von oben«, Hauszensuren, Eigenkontrollen der Mitarbeiter). Zwar wurden viele »jugendbezogene Problemstrecken« langfristig verfolgt, aber die Ergebnisse mußten das Licht der Öffentlichkeit scheuen.

Nachdem im Januar 1979 das Meinungsforschungsinstitut beim Zentralkomitee der SED geschlossen worden war, wehte auch für die Jugendforschung ein anderer Wind. Zweifel an der Wissenschaftlichkeit der Methodik wurden laut. Den Forschern wurde immer wieder unterstellt, sie lieferten dem Klassengegner Munition und träten in Widerspruch zur offiziellen Partei- und Staatspolitik. Deshalb wurden sie ständig sogenannten Sicherheitskontrollen unterzogen, Konzeptionen wurden verworfen, wissenschaftliche Mißerfolge schienen fast organisiert. Unter diesen Bedingungen konnte Jugendsoziologie ohne Zugeständnisse und ideologisches Beiwerk nicht betrieben werden.

Ein restriktives Bedingungsgefüge liefert auch den Anreiz, es zu unterlaufen. So gab es auf dem Gebiet der Problemgruppenforschung seit 1987 durchaus gewisse Erkundungsmöglichkeiten. Die Ereignisse um die Zionskirche ließen die Forderung laut werden, die »Problemjugend der DDR« sozialwissenschaftlich zu erforschen. Es boten sich bescheidene Möglichkeiten, anstehende Jugendprobleme in der Grauzone zwischen Genehmigung und Nichtgenehmigung zu bearbeiten.

Seit 1987 konnten übrigens Angehörige der Jugendszene offiziell als Punk, Gruftie, Skin, Hooligan usw. bezeichnet werden. Das lief jedoch unter dem polizeilichen Etikett »Erscheinungsformen dekadenter Jugendlicher und Jungerwachsener«. Damit lag die sicherheitspolitische Präferenz deutlich zu Tage. Der Terminus »Jugend-Rechtsextremismus« galt bis zur Wende als staatsgefährdend. Denn in Artikel 6 der Verfassung war ex cathedra festgeschrieben: »Die DDR hat auf ihrem Gebiet den deutschen Militarismus und Nazismus ausgerottet.« Wer anderer Ansicht war, dem drohten die Straftatbestände »Staatsverleumdung« und »feindliche Hetze«.

Das befremdliche Ereignisspektrum vor der Zionskirche bot die Voraussetzung für eine partielle Analyse der Skin-Probleme. Die Bemühun-

gen der Jugendforscher liefen in zwei Richtungen: 1. Befragungen zum Geschichtsbewußtsein der DDR-Jugend; 2. eine komplexe Analyse des Skindhead-Ereignisspektrums (Prozeßteilnahme, Aktenanalysen, Interviews mit Skins, biographische Skizzen der Skin-Täter, Expertenbefragungen usw.). Immer wieder wurden jedoch die Zugänge durch Polizei und Justiz regelrecht verriegelt, denn die Partei- und die Staatsführung waren nicht daran interessiert, hinter dem »scheinbar Irrationalen« der Vorfälle den Wesenskern zu entschlüsseln. Die Forschung geriet unter den Verdacht, sie wolle den Realsozialismus mit seinen Leistungen von einem positivistisch-soziologischen Standpunkt aus diffamieren. Die ständigen Alarmsignale wirkten schließlich kontraproduktiv. Zur Zeit der Wende gab es Aufwind, aber im Dezember 1990 kam auch die Leipziger Jugendforschung unter den Hammer der Wiedervereinigung. Viel Material über die Skin-Jugend landete im Müllcontainer.

Skinheads im Meinungsbild der DDR-Jugend

Die Jugendforschung wollte die Skin-Bewegung übergreifend unter drei Aspekten angehen:
1. Skin-Szene als Lebenswelt einer Minderheit Jugendlicher;
2. Skin-Szene als ambivalente Jugendkultur;
3. Skinheads als Problemgruppen, die ein gesellschaftliches Konfliktpotential aufgreifen und auf ihre Art mit Ideologie-Fragmenten und Gewaltbereitschaft anreichern.

Im Zentrum sollte eine begegnende Sozialarbeit stehen, die auf Konfliktminimierung abzielt und soziale Prozesse der Ausgrenzung stoppt. Denn bereits zu DDR-Zeiten erfolgte eine deutliche Stigmatisierung der Szene. »Wer sich wie ein Skinhead kleidet«, so die öffentliche Meinung, »der wird auch den Gesinnungskameraden des rechten Flügels zugeschlagen.« »Nazi-Skin« und andere abwertende Etiketten – vielleicht Erfindungen der Stasi- und Polizeioffiziere – wurden in Umlauf gesetzt, zum Beispiel: »Jeder Skin ist ein Schlägertyp und Intellektuellenhasser.« Auch die »Häßlichkeit der Skins« wurde zum Schlagwort – die Anhänger der Skin-Mode fühlten sich dauernd angefeindet. Bei der Vergabe von Reisen durch DDR-Jugendtourist wurden Skins einfach übergangen; man verwehrte ihnen den Eintritt in die gehobene Gastronomie; in zahlreichen Jugendklubs und Diskotheken waren sie unerwünscht; der Besuch bestimmter Sportveranstaltungen war ihnen untersagt. Selbst im Stadtzentrum von Berlin unterlagen sie häufigen polizeilichen Ausweiskontrollen: sie paßten nicht in das Stadtbild des DDR-Schaufensters. Diese umfassende Ächtung durch das Überwachungssystem und die

»biedere DDR-Öffentlichkeit« bewirkte, daß bei den betroffenen Jugendlichen Gemeinschaftsschwierigkeiten an Häufigkeit und Intensität zunahmen.

Durch Meinungsumfragen unter DDR-Jugendlichen (1988 wurden 3000 Jugendliche interviewt) konnte das soziale Echo der Skin-Szene eingefangen werden. Das Meinungsbild zeigte neben ausgeprägten Stellungnahmen (als Antworten auf offene Fragen) sowohl Realmomente als auch Vorurteile. Man war schnell bereit, »Feindbilder aufzumachen«. In persönlichen Stellungnahmen finden sich übersteigerte Ablehnungen. Dabei traten auch Bewertungen auf, die durchaus mit den Denk- und Handlungsmustern des harten Skin-Kerns korrespondierten.

64 Prozent der befragten Jugendlichen brachten ihre Ablehnung gegenüber den Skins zum Ausdruck. Die verbalen Äußerungen zielten oft auf Ausgrenzung (zum Beispiel: »Skins soll die Polizei auf der Straße wegfangen«, »Skins ins Arbeitslager oder in den Steinbruch!«).

30 Prozent der Befragten äußerten Verständnis für die Skins. Sie sahen diese Jugendlichen vorrangig als Opfer bestimmter gesellschaftlicher Umstände, verwiesen auf ungünstige Momente in individuellen Skin-Biographien.

4 Prozent der Antworten kamen von Skin-Sympathisanten. Sie sahen in den Skinheads ihre Vorbilder, die auch den Mut aufbrachten, sich mit dem korrupten DDR-Herrschaftssystem anzulegen. Von diesen Sympathisanten kam vor allem die Stellungnahme: »Wo Skins auftreten, wird Stärke demonstriert. Jeder, der abenteuerlich ist, fühlt sich zu den Skins hingezogen.«

2 Prozent der Befragten bezeichneten sich (im DDR-Durchschnitt) als Bekenner. In Berlin gab es 6 Prozent Bekenner, in Leipzig lag der Anteil nur knapp darunter. Bei den Bekennern dominierten drei Parolen: »Wartet nur, in drei Jahren!« – »Wir werden mehr!« – »Wir werden kommen!«

Das Meinungsbild der DDR-Jugend läßt sich in sieben Stereotypen (mit Ergänzungsaussagen) wiedergeben:

1. Stereotyp:
»Skins sind Anhänger der Brutalität (der Gewalt). Ihr Verhalten muß unterbunden werden, sie sind gefährlich.« Hier dominiert ein oberflächliches Rufbild dieser heterogenen Jugendszene.

2. Stereotyp:
»Skins zeigen störende Auffälligkeiten im Sozialverhalten: sie passen sich nicht der Gruppe an, tun sich hervor durch ein großes Mundwerk, äußern ostentativ körperliche Stärke.« In einigen Stellungnahmen wird das

ergänzt: »Skins sind gegen die Bonzo-, Filzo- und Gerontokratie in der DDR. Sie wollen den hohen Bonzen Angst einjagen.«

3. Stereotyp:
»Skins sind normale Jugendliche. Sie sind unzufrieden und protestieren gegen die Art und Weise, in der in der DDR mit Menschen umgegangen wird.« Dazu einige Belege in Einzelaussagen:

a) »Skinheads sind junge Menschen, die dieses monotone Leben, das ständige Befolgen von Vorschriften satt haben. Sie wollen für sich mehr als nur arbeiten.«

b) »Ich denke, sie sind mit manchem nicht einverstanden, und man sollte endlich einsehen, daß man Protest auch mal akzeptieren muß und ehrlich darüber reden sollte. Ich bin jedoch auch der Meinung, daß die Skinheads einen falschen Weg gehen, und man sollte diese Entwicklung im Auge behalten.«

c) »Skins sind für mich normale junge Leute, die in der DDR durch ihr Auftreten gegen gesellschaftliche Normen verstoßen; sie suchen ihre Selbstverwirklichung in der Aggressivität, um beachtet zu werden. Deshalb ist eine Verteufelung dieser Leute falsch.« Forderungen wie »mit diesen Jugendlichen muß besser gearbeitet werden«, »mit ihnen reden«, »sich ehrlich mit ihnen auseinandersetzen«, »ihnen Hilfe anbieten« verwiesen durchaus auf eine konstruktive Sicht.

4. Stereotyp:
»Skins sind eine Modewelle aus der westlichen Welt.« (»Wenn das drüben aufhört, dann löst sich diese Erscheinung auch bei uns auf.«) Diese Auffassung war auch unter der älteren Generation stark verbreitet.

5. Stereotyp:
»Skins werden als Modeerscheinung akzeptiert, aber gesetzwidrige Aktivitäten und faschistische Ideologie sind nachhaltig zu unterbinden.« Die Jugendlichen erkennen durchaus den Januskopf in den Skin-Phänomenen. Es wird jedoch nicht erkannt, daß im destruktiven Jugendverhalten der Skins bereits die Symptomatik des DDR-Niedergangs grell aufleuchtet.

6. Stereotyp:
»Skins sind Unbelehrbare, Chaoten, Dummköpfe, Asoziale, geistig Minderbemittelte, schräge Gesellen, die letzten Kunden usw.« Ein Arsenal von Jargon-Ausdrücken muß zur Charakterisierung herhalten. Durch Stigma-Effekte (»Wir sind besser . . .«) werden Ausgrenzung und Brandmarkung weiter verstärkt.

7. Stereotyp:
»Skins wollen die Gesellschaftsordnung in der DDR ändern, sie sind Anhänger des Faschismus.«

Das Auftreten der Skin-Gruppen in der DDR zeigt deutlich, daß sich die Gesellschaft bereits in ihrer Zerstörungskrise befand. Die Generation mit dem größten zeitlichen Abstand zum historischen Faschismus griff – stellvertretend – faschistische Parolen auf und attackierte durch gezielte Tabuverletzung die ideologischen Heiligtümer des Realsozialismus. Die Skins erwiesen sich somit als Vorboten der DDR-Identitätskrise. Durch den Rückgriff auf nationalsozialistische Ideologiefragmente distanzierten sie sich eindrucksvoll vom DDR-System. Im Spektrum der Krisenerscheinungen der DDR-Gesellschaft kommt der Skinhead-Bewegung deshalb ein großer Symptomwert zu.

Ausstieg aus der normierten DDR-Biographie

Sicher ist es eine Vergröberung, wenn wir die Jugendsozialisation der Überwachungs- und Hospitalisierungsgesellschaft DDR auf die Grundformel bringen: »Joggele, duck dich!« Aber es gab eine normierte Biographie als Rahmen für die Abrichtung zum funktionierenden Individuum. Das Instrumentarium lieferte die »Kommandopädagogik«. Anpassung, Einordnung, Unterordnung waren gefragt und wurden DDR-spezifisch honoriert.

Von Geburt an kam jeder in ein umfassendes Betreuungssystem: Kinderkrippe, Kindergarten, Schule, Pionierorganisation, FDJ, Lehre, Dienst in der Nationalen Volksarmee usw. Die Einbahnstraße dieser Sozialisation legte genau fest, wer sich in welcher Richtung entwickeln konnte. Die großangelegte Förderung von Arbeiterkindern hatte sich schnell verbraucht. Die soziale Herkunft bestimmte entscheidend, welche Entwicklung offen war. Unter dem Etikett »Arbeiterherkunft« brachte vor allem die Nomenklatura ihren Nachwuchs auf einen lukrativen Entwicklungsweg. Die sogenannte DDR-Oberschicht reproduzierte sich aus sich selbst.

Die autoritär-repressive Gesellschaft setzte auf Ordnung und Durchschaubarkeit, sie gewährte Sicherheiten und Schutz, es gab einen Egalitätsdruck und erstaunlich viele prosoziale Verhaltensweisen. Aber die »Friedhofsruhe« war gleichzeitig ein Kennzeichen der omnipräsenten Überwachung und Kontrolle, was insbesondere die innovative Jugendgeneration nervte. Immer spürbarer wurden eine sinkende Lebensqualität und der Verschleiß der sozialistischen Ideologie. Die angepaßte Erwach-

senengeneration fand ihre Refugien. Hoffnung auf Reformierbarkeit des Gesellschaftssystems bestand nicht mehr. Die Machtpragmatiker der Führungselite wußten, daß der Realsozialismus nicht reformierbar ist, weil jede Reform dem System die »Gretchenfrage« gestellt hätte. Der Niedergang des Systems war zudem wirtschaftlich und machtpragmatisch vorprogrammiert.

Der »spießige Schrebergarten DDR« erwies sich jedoch als eine Brutstätte schwerwiegender Jugendkonflikte, die nur in Bruchteilen offiziell zur Kenntnis genommen wurden. So erklärten Skin-Jugendliche: »Der DDR-Staat hat keine echte Beziehung zur Jugend, er weiß nicht, was unter jungen Menschen vorgeht.« Die entstehende Jugendszene verstand sich folglich als Abgrenzung gegenüber der Gesellschaft und vor allem als jugendspezifische Selbsthilfe. Skin-Jugendliche wollten sich nicht unter realsozialistischen Bedingungen zum »gelernten DDR-Bürger« dressieren lassen. In den Prozessen gegen Skins wurde immer wieder deutlich, daß es sich um Durchschnittsjugendliche handelte. Häufig war ihre Entwicklung nach äußeren Merkmalen über weite Strecken angepaßt. Es gab weder Schul- und Leistungs- noch Verhaltensprobleme. Zwar war die Familiensituation in vielen Fällen nicht so idyllisch, wie einige DDR-Juventologen meinen. Aber für die Absage an die DDR schien es nicht unbedingt von ursächlicher Bedeutung zu sein, aus welchem sozialen Milieu die einzelnen Skins kamen. Allerdings zeigten sich in jeder Biographie »Knackpunkte«, wo man sich plötzlich dem Gesellschaftssystem gegenüber verweigerte.

In der Darstellung eines Tatvorganges in Leipzig heißt es: »Am 30. August 1988 trafen sich die beiden vor dem Einkaufszentrum Wintergartenstraße. Ein Paar fast nagelneuer Militärstiefel wechselte für 50 Mark aus Udos in Maiks Ausrüstung über. Bereits ›benebelt‹ sollte das in der Hauptbahnhof-Mitropa weiter begossen werden. Da diese geschlossen hatte, ließen sie sich am Bahnsteig 14 nieder, brüllten ›Sieg Heil!‹ wie auch schon zuvor beim Gang zum Bahnhof, mit vorgestreckter Hand, ließen faschistische Parolen los.« Andernorts sangen rechte Skins: »Hast du Hunger, ist dir kalt, / dann geh zurück nach Buchenwald. / Dort werden wir uns ein Süppchen kochen / aus Judenfleisch und Russenknochen. / Ofen sieben, Klappe acht – / ei, wie hat das Spaß gemacht!«

Provokativ setzten sich die Skin-Jugendlichen ab. Sie hatten die DDR-Gesellschaft für sich abgeschrieben. Mindestens fünf Wege führten zu dieser rechtslastigen Einstellung:

1. Ein frustrierter Teil der sogenannten Durchschnittsjugend (der größte Zustrom) schloß sich Skin-Gruppierungen an. Dazu die Aussage einer Mutter: »Mein Sohn ist auch ein Skin... Er ist ein ordentlicher Junge. Sie haben so viele Ideale in der Gruppe, solchen Zusammenhalt.

Er war immer ein guter Schüler, nie aufsässig ...« Der Zustrom von dieser Seite verdient größte Aufmerksamkeit, weil es sich nicht um einen einfachen Szenenwechsel handelte. Nach Bildung und Ausbildung repräsentierten diese Jugendlichen den Durchschnitt (Abschluß 10. Klasse, Lehre). Die von ihnen vollzogene Selbstausgliederung gründete offenbar in Ideologieüberdruß (»Wenn alles schläft und einer spricht, das nennt sich Staatsbürgerkundeunterricht«) und Schulverdrossenheit (»Unsere Lehrer haben uns während der Schulzeit über die DDR-Gesellschaft die Taschen vollgehauen. Im Betrieb sah alles anders aus«). Bei »Bambule und Randale« spielte auch der Alkoholmißbrauch eine verhaltensbestimmende Rolle. Nicht selten konvertierte ein »Roter Trompeter« (ein kleiner Funktionär bei den Pionieren und in der FDJ) zum »braunen Trommler«.

2. Fußballfans wurden Skins. Das Skin-Grundmuster (die Aktion in der funktionierenden Gruppe) kam den Fußballfans sehr entgegen. Das soziale Hinterland dieser Fans war oft in Familie, Schule und Betrieb außerordentlich problemdurchsetzt, so daß es hin und wieder zu einem »Ausflippen« in der Gruppe kam.

3. Einige Mitglieder der Punkszene (der sogenannten »Schmuddeljugend«) wurden Skins. Die durchgängige Ablehnung des Punk als asozialverkommen, als Ausbund sozialer Schlaffheit, konnte der Anlaß sein, aus dieser Lebensform auszusteigen. Es gab aber auch Fälle, wo Punks gezwungen wurden, das Skin-Outfit anzunehmen.

4. Militärisch ausgerichtete und orientierte Jugendliche schlossen sich den Skins an. Die Skin-Szene enthält zahlreiche Elemente der Soldatenkultur. Bei dieser Subgruppe fanden sich Vorlieben für einzelne Waffengattungen, Militärtechnik, Militärgeschichte. Diese Skins (und auch andere) nahmen mit Begeisterung an der vormilitärischen Ausbildung der »Gesellschaft für Sport und Technik« (GST) teil. Vor Gericht erklärte ein Kollektivvertreter: »Ich bin erschüttert und kann mir den Widerspruch zwischen seinen faschistisch-antisemitischen Äußerungen und seiner Absicht, Berufsoffizier zu werden, nicht erklären.« Unter den Straftätern fanden sich auch junge Menschen, die den Wehrdienst bereits abgeleistet hatten. Einige wollten Berufssoldaten werden. Eigenes Fehlverhalten (vor allem Alkoholmißbrauch) machte diese Karriere zunichte.

5. Auch vorbestrafte Jugendliche, verurteilt als Gewaltstraftäter (teilweise waren vorangegangene Verurteilungen im Strafmaß überzogen) fanden sich in den Skin-Kernmannschaften. Durch ihr Verhalten bestimmten sie bei Ausschreitungen nicht selten die Intensität des Geschehens. Sie entwickelten Formen individueller und kollektiver Gewaltanwendung, die durchaus bedenklich waren. Ihre übertriebenen Vorstel-

lungen von Männlichkeit und Härte gingen häufig in den ungeschriebenen Kodex der Gruppe ein.

Die destruktive Ausformung des Verhaltens wird situativ durch die Bezugsgruppe bestimmt. Allerdings nehmen auch Konstanten der bisherigen Sozialisation Einfluß auf das Aktualverhalten. Nicht selten ergab sich aus biographischen Skizzen, daß der familiäre Sozialisationshintergrund bei »äußerer Intaktheit« erhebliche Defizite aufwies:

– Häufig wollte ein »fortschrittlicher«, aber strenger Vater seinen Sohn durch Schläge »auf Vordermann bringen«.

– In Familien, wo die Väter eine starke Systembindung hatten (Partei- und Staatsfunktionäre, Offiziere, Lehrer), existierte oft eine Erziehung im Stil überkonformer Abrichtung, weil man mit seiner Familie »keinesfalls irgendwie auffallen« wollte.

– Die Eltern selbst bieten durch die Niveaulosigkeit ihrer Auseinandersetzungen immer wieder ein unschönes Familienklima, das die Jugendlichen stark irritiert.

– Die Wohnverhältnisse sind in vielen Fällen derart beengt, daß kein Platz für einen intimen Rückzug bleibt.

– Die Alkoholexzesse des Vaters und seine rüden Verhaltensformen müssen oft über Jahre ertragen werden – das wirkt abstoßend und deprimierend.

– Die Eltern verweigern gelegentlich den Zugang zur Wohnung, so daß der Jugendliche bei Freunden Unterschlupf sucht.

– Ältere Geschwister unterdrücken und maßregeln den kleinen Bruder, der sich aus Angst nicht seinen Eltern offenbart.

– Die alleinerziehende Mutter schottet sich emotional ab, wendet ihren wechselnden Lebenspartnern größere Aufmerksamkeit zu als dem eigenen Sohn.

Sozialpsychologisch bedeutsam – bei ausdrücklicher Betonung eines nur partiellen Erkenntniswerts – ist auch die Rückwendung einiger rechtsextremer Skins zur Erfahrungswelt ihrer Großväter. Die Großväter sollen nicht unter Faschismusverdacht gestellt werden. Aber insbesondere in der Endphase der DDR, in der die Selbstzerstörung des Realsozialismus in markanten Zügen hervortrat, belebte sich bei der älteren Generation die Besinnung auf die eigene Jugend. Die Zeit bei der HJ, im RAD, bei der Wehrmacht wurde oft verklärt gesehen. Als Zeitzeugen vermittelten diese Großväter ihr spezielles Bild der Nazizeit, die »so schlimm nicht war«. Der Generation, die unter den Bedingungen des Nationalsozialismus ihre entscheidende Sozialisation erfahren hatte, war es nach 1945 fast nahtlos gelungen, auf den Realsozialismus »umzusteigen«. Kontinuität war personell und auch institutionell gegeben. Dennoch verbietet sich eine Gleichsetzung von Realsozialismus und Natio-

nalsozialismus, obwohl es austauschbare Sozialtechniken gab. Die Erbmasse aus der Nazizeit blieb, was Ideologiemuster und Sozialverhalten betraf, in der DDR kryptogam, war in das System integriert, belebte sich aber und trat eigenständig hervor, als der Realsozialismus in das Stadium seiner Agonie trat.

Der verordnete DDR-Antifaschismus war nur eine dünne Lackschicht, die zusehends abblätterte. Die DDR-Geschichtsklitterei bewirkte bei rechtsorientierten Jugendlichen, daß sie »scharf« wurden auf die Geschichte Nazideutschlands, alles darüber in sich aufnahmen, was irgendwie verfügbar war, »nicht unter Rotlicht stand«. Der Bewußtseinswandel in der Vorphase des DDR-Zusammenbruchs belebte dann rechtsextreme Ideologeme, die manche Jugendliche wie ein Magnet anzogen. Das Aufkommen einer ultrarechten Jugendszene in der DDR hatte somit nicht nur die Funktion eines Indikators für Jugendprobleme, sondern war auch ein Vorbote der Systemkrise des Realsozialismus.

Anmerkungen zur neu-ostdeutschen Skin-Szene

Nach der Wende gerät ein Teil der ostdeutschen Jugend in einen stärkeren sozialen Problemsog. Zu DDR-Zeiten vollzogen viele Jugendliche eine eigenbestimmte Ausgliederung, nach der Wende und gegenwärtig wirken eher Mechanismen der gesellschaftlichen Ausgrenzung, die sich bis in einzelne Sozialsektoren verfolgen lassen. Der Problemstau betrifft aber nicht nur die ostdeutsche Unterschichtjugend; auch Jugendliche aus anderen brüchigen Sozialschichten driften ins soziale Abseits.

Außerdem nimmt die Ostjugend nicht mehr alles hin, sie ist nicht mehr so pflegeleicht wie zu DDR-Zeiten. Viele haben in ihrer angestammten Heimat neue Probleme mit dem aufgeprägten Lebensrhythmus, der Zukunftsungewißheit, der Langeweile aus Über- und Unterforderung, der Anpassungskultur und bisher nicht gekannten Gesellschaftsfallen in »sozialen Dschungelsituationen«. Dazu kommen Verluste an Identität, sozialer Sicherheit und Geborgenheit, Vertrauensverluste gegenüber der älteren Generation, Schwierigkeiten in der Wertsphäre und neuartige Konfliktfronten.

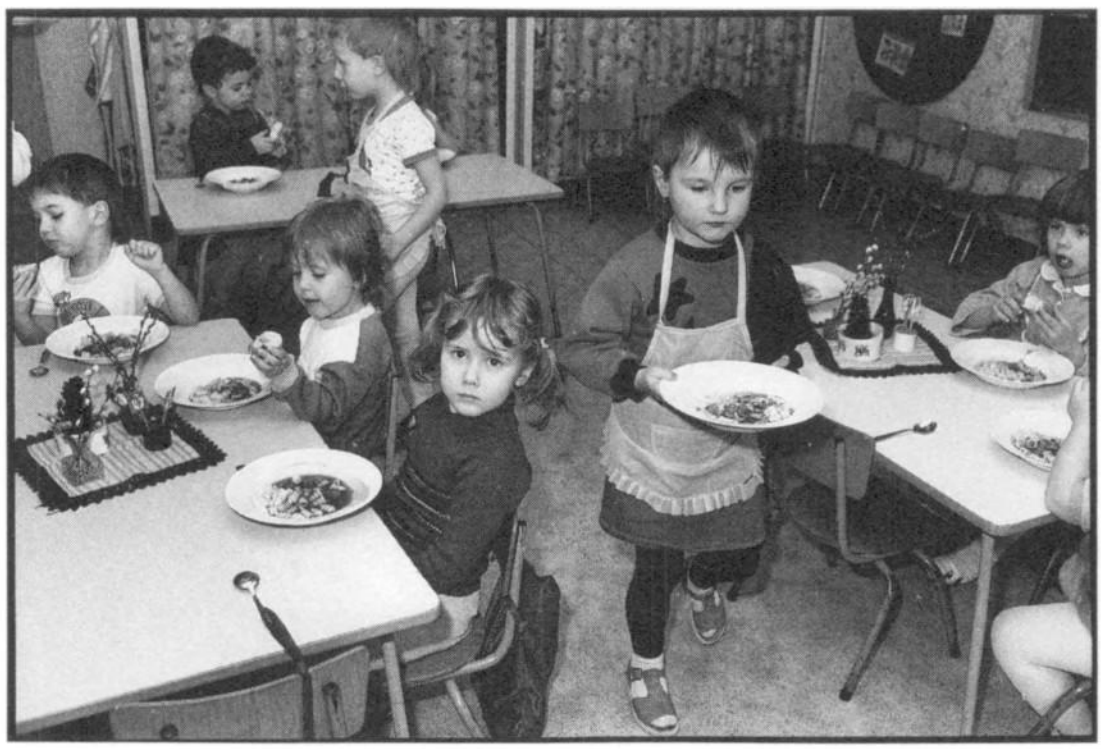
Die ostdeutschen Jugendkrawalle belegen, daß es nicht genügt, der Jugend die Demokratie theoretisch vorzuführen, während sie im Lebensalltag weiter unter Kuratel steht und sich an die jeweiligen Gegebenheiten einer »dahintreibenden Gesellschaft« anzupassen hat. Kulturvoll eingefärbte Ellenbogentricks und intelligenter Gebrauch der Sozialintrige sind den ostdeutschen Skin-Jugendlichen fremd. Sie begegnen den sozialen Problemen mit Brutalität. So sieht man in ihnen häufig den Jugendmob,

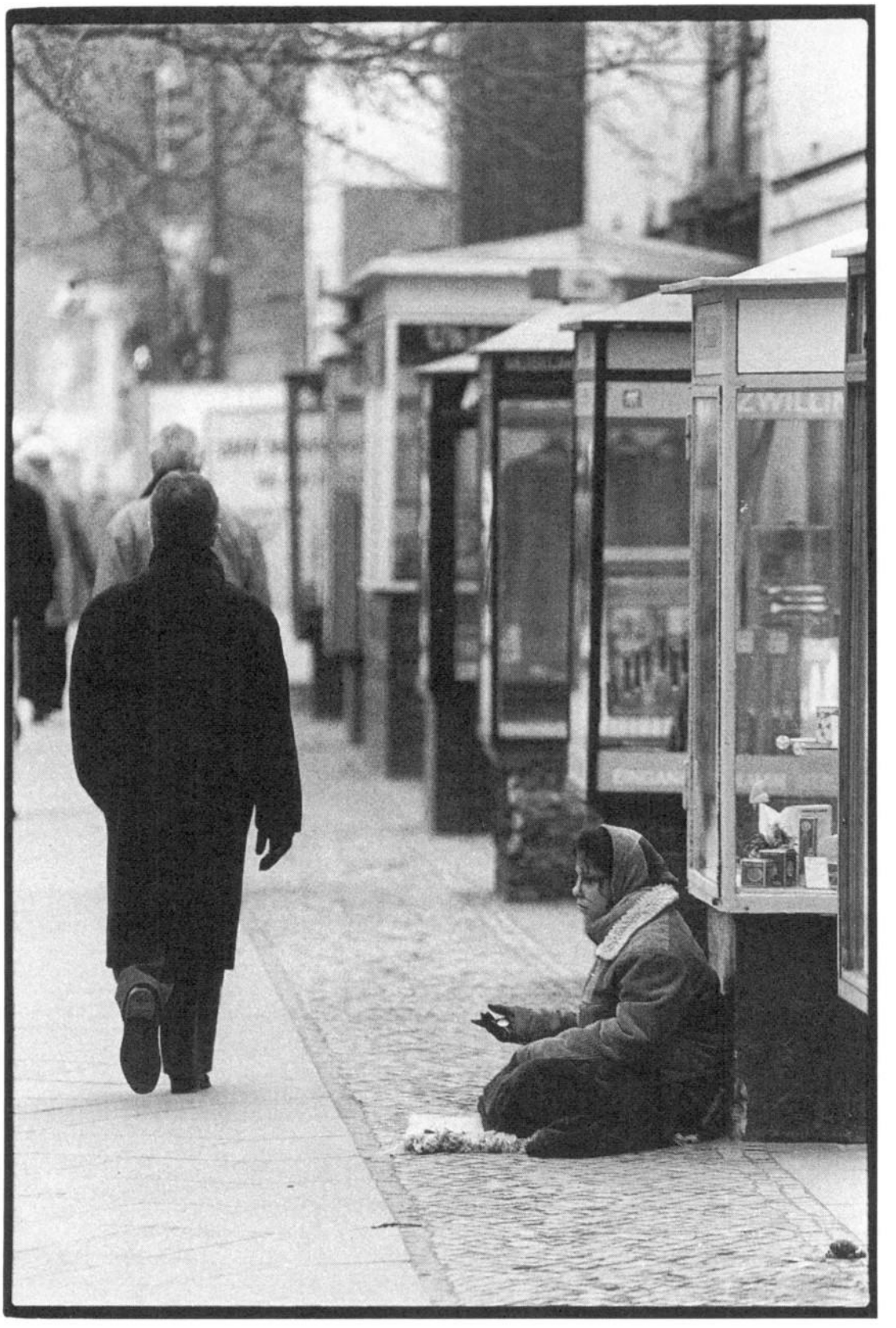
der der modernen Industriegesellschaft nicht gewachsen ist und deshalb seine destruktiven »Trotzecken« aufmacht. Skins gelten nach wie vor als »Primitiv- und Chaotenjugend«, ja als »Rülps- und Bierdosenjugend«. Manche fordern, daß sie endlich an die Kandare genommen werden.

Die politische Orientierung dieser Jugend ist unterschiedlich und teilweise schwer auszumachen. Außer Frage steht jedoch die Anfälligkeit ostdeutscher Skins für den Rechtsextremismus. Aber nur eine relativ kleine Minderheit bildet den harten Kern der »Nazi-Skins«. In der Skin-Szene sammelt sich allerdings ein Protestpotential, das mehr ist als ein Interessenspiegel jugendlicher Randseiter.

Das Selbstbild der harten Skins prägt sich an den Erfordernissen des Daseinskampfes aus: »Leben ist Gewalt. Ich kann mit dieser Gewalt umgehen.« Ähnliches hört man häufig von diesen Jugendlichen. »Ehe man sich von anderen klein und zahm machen läßt, bringt man selbst durch Bambule und Randale die Gesellschaft in den Veitstanz.« Man will zu den Stärkeren in der Gesellschaft gehören. Deshalb wird ein Selbstbild eigener Stärke gepflegt (Mut, Furchtlosigkeit, Schlägerhärte usw.), wird die Vorliebe für Gewalt antrainiert und eindrucksvoll zur Schau gestellt. Im Eigenverständnis der Skins ist das Gewalthandeln entkriminalisiert. Da sie als Vortrupp für eine bessere Sozialordnung einzutreten meinen, steht ihre Gewalt »im Dienst einer höheren Sache«. Diese Änderungsgewalt kann überzogen sein, im Einzelfall auch Unschuldige treffen, aber: »Wo gehobelt wird, da fallen Späne.« Erkennbar wird hier ein Verdichtungsprozeß, bezogen auf die Ideologisierung des Verhaltens und die Gewaltbereitschaft. Diese Jugendlichen lassen sich nicht »auf das Abstellgleis der Gesellschaft schieben«.

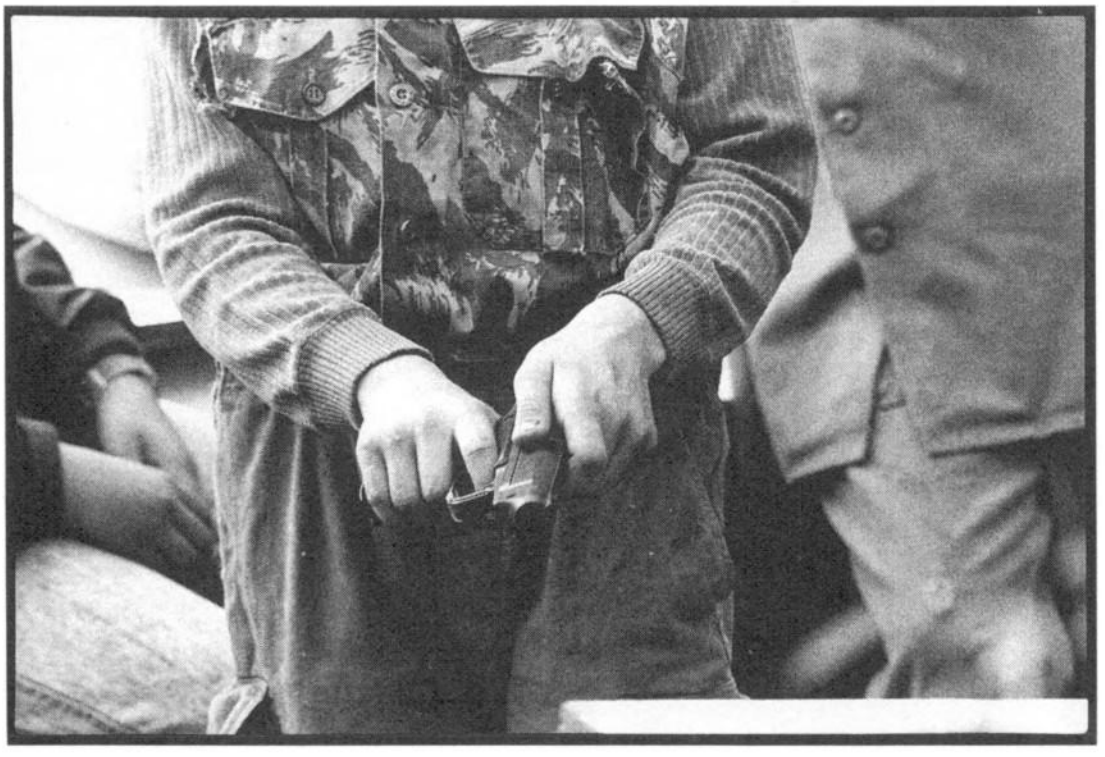
Sabine Sauer / Detlev Konnerth
Kinderland

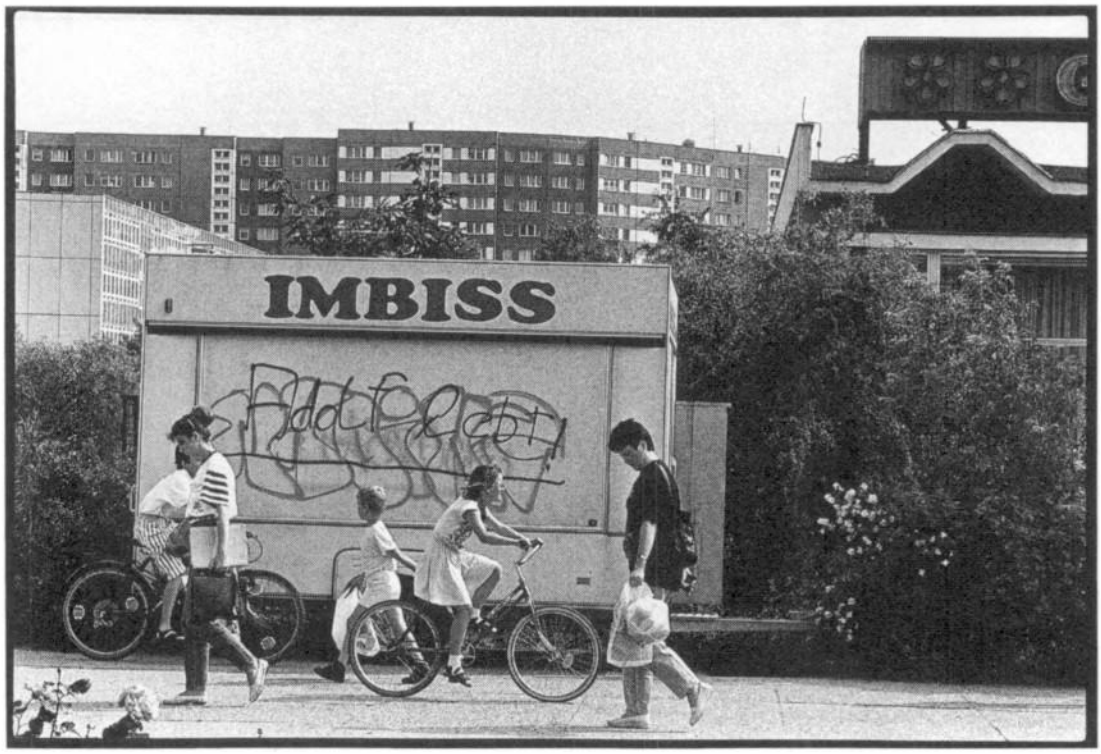


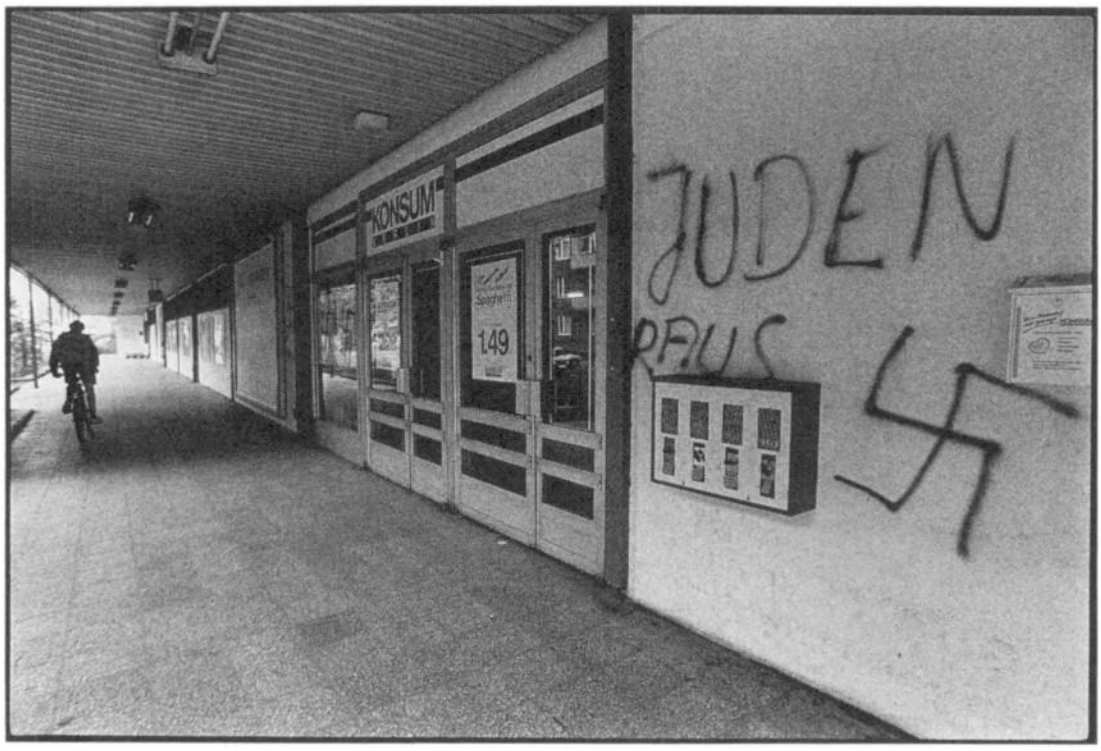


TREU-DEUTSCH-DUMM

TREUDOOF!




IMBISS


KONSUM
149
JUDEN
RAUS

S. 95: »Elfte Kinderkombi Marzahn«, Ostberlin, 1990
S. 96, o.: Grundschule Marzahn, Ostberlin, 1990
u.: »Elfte Kinderkombi Marzahn«, Ostberlin, 1990
S. 97, o.: Kinderspielplatz, Bitterfeld/Wolfen, 1993
u.: Prenzlauer Berg, Ostberlin, 1993
S. 98: Spielplatz, Gropiusstadt, Westberlin, 1993
S. 99: Roma-Kind, Westberlin, 1993
S. 100: Scheunenviertel, Ostberlin, 1993
S. 101: Wedding, Westberlin, 1991
S. 102, o.: Marzahn, Ostberlin, 1993
u.: Lichtenberg, Ostberlin, 1991
S. 103: Fußballspiel Dresden–Leipzig, Dresden, 1990.

Martin Schröder
»Jetzt ist die Angst wieder da«

Bei der NVA, 1986-1988

Ich war von meinem 19. bis zum 22. Lebensjahr bei der Armee, ein entscheidender Abschnitt im Leben, nicht unerheblich in Länge und Bedeutung. Zwischen Adoleszenz und Erwachsensein. Das Militär hat mich mehr beeinflußt, eher meine Einstellungen geprägt und im Unbewußten Ideen installiert als die Wende und der Übergang in den Westen. Das halte ich für wichtig, und deshalb habe ich, ein bißchen aus der Distanz, einige der starken Erinnerungen notiert. Ich bin sicher, daß sich viele in diesem Text erkennen können, denn Militär ist uniform.

Berlin-Prenzlauer Berg, 7. Mai 1986.

Der 19jährige M. putzt sich die Zähne und geht zu Bett. Als er sich in die Decke wickelt, fühlt er sich hilflos und ungeschützt. Morgen früh wird er sich rasieren *müssen*, bevor er aus dem Haus geht. Sehr früh am Abend, nach einem leisen Abschied von seinem Kinderzimmer, der auch ein endgültiger Abschied von der Kindheit ist, schläft er schnell ein und schläft tief und traumlos für einige Stunden.

Gestern hat er sich von seiner Mutter verabschiedet, die nach einer Operation im Krankenhaus liegt. Sein Vater wohnt schon lange nicht mehr zu Hause. Er hat den telefonischen Weckruf für M. bestellt.

Weckerrasseln holt ihn nirgendwoher, in den letzten Nachtstunden hat sich M. im Bett herumgewälzt und den Morgen erwartet. Es ist drei Uhr und noch dunkel. Dann klingelt das Telefon: der Weckruf, eine Frauenstimme. Ja, er ist wach, danke. Nach dem Duschen und einem mühsam heruntergebrachten Frühstück greift er die schwarze Reisetasche, daß es eine schwarze Tasche sein mußte, war so verlangt worden, und macht sich auf den Weg. Er hat Angst und beruhigt sich selbst. Ich werde es schon durchhalten, sagt er sich. Andere haben es auch geschafft. Das beschissene Gefühl im Magen bleibt, die Angst, die er von der Kindheit her kennt, wenn man nicht zur Schule gehen will.

M. kommt im Schutz der Dunkelheit beim Rat des Stadtbezirkes an. Die Nacht macht ihn unkenntlich für die Zivilbevölkerung, denkt er.

Junger Mann mit kurzem Haar und schwarzer Reisetasche, dieses Bild kennt man, und man weiß, wohin die jungen Männer gehen. Im Warteraum sitzen dreißig oder vierzig Jugendliche wie M. Ein Uniformierter ruft ihre Namen auf. Sie laufen durch einen Flur, unterwegs gibt es eine Taschenkontrolle. Sie suchen vor allem nach Alkohol, vielleicht sehen sie auch die Bücher durch, ob eines aus dem Westen dabei ist.

Vor dem Gebäude steht ein Bus. Sie steigen ein und fahren los. Irgendwo am Rand von Berlin endet die Fahrt an einem Güterbahnhof. Mehrere tausend junge Männer mit kurzen Haaren und schwarzen Reisetaschen warten hier. Sie werden aufgerufen und fünfstelligen Zahlen zugeordnet, die auf großen Schildern stehen. Dann werden die Nummern aufgerufen, es sind Postfachnummern, wie M. später erfährt, und der Zug dazu genannt. Die Luft ist erfüllt von den schnarrenden undeutlichen Ansagen durch die Lautsprecher. Jeder paßt auf, daß er alles genau mitbekommt, keiner will Ärger haben, weil er seinen Zug nicht kriegt. Los, das sind wir, stellen die Grüppchen fest und stürmen zu den befohlenen Zügen. Auch M. eilt irgendwohin zum Zug, stolpert über Gleise und sitzt dann endlich, mit sieben anderen jungen Männern, in einem Abteil. M. nimmt ihre Gesichter kaum wahr, er ist blind vor Aufregung.

Der Zug klopft schnell und zu hastig über die Schwellen. Er bringt seine Passagiere viel zu rasch ans Ziel. Längst ist es draußen hell geworden, und die sentimentale, zivil scheinende Morgendämmerung ist der erbarmungslos strahlenden Sonne gewichen. In sieben Stunden wird der Zug den Rügendamm überqueren, er macht eine lange Fahrt durch das Land, von Berlin in den Süden und dann wieder nach Norden. Überall werden junge Männer aufgenommen. Vor dem Fenster zieht die Landschaft vorbei. M. erscheint sie so alltäglich, so berechenbar und so sicher. Von seinem Schicksal nimmt da draußen niemand Kenntnis, denkt M. Er sieht sich seine Mitreisenden an. Der M. gegenüber sitzt, ist ein oder zwei Jahre älter. Er hat sich gerade erst verlobt. Er erzählt, was es alles zu essen gab auf der Verlobungsfeier. Er ist Koch von Beruf. Und in Prora will er auch in die Küche. Der neben M. am Fenster sitzt, ist so schweigsam wie M. Dann müssen er und M. mit dem rundlichen Koch Skat spielen. In diesen ersten Stunden der Fahrt wird viel geredet, vor allem auf die Armee geschimpft. Und für kurze Zeit geht die Angst unter im Lachen über Armeewitze. M. erfährt, wie man Schnapsflaschen hinter dem Schrank versteckt. Alkohol ist Hauptthema. Aber nach einer Zeit hören sie mit dem Skatspielen auf und mit dem Reden. Jeder bleibt allein mit seinen Gedanken. Für M. bekommt die nahe unbekannte Zukunft etwas Bedrohliches. Er will schlafen, aber die Angst läßt ihn nicht. Jeder Ablenkungsversuch mißlingt, sie läßt ihn nicht aus dem Fenster die Landschaft

anschauen, sie läßt ihn nicht lesen, die Angst macht ihn zum ruhelosen Bündel.

Der Bahnhof Prora. Es ist nur ein Betonblock mit Laternen. Keine Bank, kein Schaffnerhäuschen. Die jungen Männer steigen aus, 18-, 19-, 20jährige. Ein Bahnsteig voll junger Männer. Dick, dünn, kurz, lang, breit, schmal, blond, rot, braun, schwarz. Das Murmeln der Menschenmasse bekommt einen hektischen Rhythmus durch das Schreien Uniformierter, denen es nicht schnell genug vorwärts geht. Ungeordnet marschieren sie in die Kaserne. Es ist nicht weit vom Militärbahnsteig. Das unbekannte Gelände wird ein halbes Jahr ihre Wohnstatt bleiben. Kilometerlang zieht sich das graue Gebäude der Kaserne an der Betonstraße hin. Selbst das kurz geschnittene und eng eingefaßte Gras um die Raucherinseln vor den Hauseingängen scheint grau und trist. Das Meer von Wortfetzen und Gelächter ebbt ab. Nur noch die Schritte sind zu hören von den vielen jungen Männern. Sie marschieren, noch immer ohne Gleichschritt, in einen Block. Dort kommen sie in eine Turnhalle. Es riecht hier nicht nach Schweiß, sondern nach Gummi. Der Gummigeruch kommt von neuen Turnschuhen, die in mehreren Metallkisten liegen. M. sieht gelbe Turnhemden, rote Turnhosen und braune Trainingsanzüge in anderen Kisten daneben. Gelb/rot kennt M. aus der Schulzeit. Es war die vorgeschriebene Kleiderordnung für den Sportunterricht an M.s Schule von Klasse 1 bis 10.

Die Ankömmlinge, hier sind es nur noch etwa 200, werden in den hinteren Teil der Turnhalle gedrängt. In der Mitte der Halle steht ein Tisch. Daran sitzt ein Offizier. Er schreit die Namen der Wehrpflichtigen in ein Mikrofon. Sie müssen vortreten und ihren Wehrdienstausweis vorzeigen. Die Anwesenheit der Neuen wird in einer langen Liste mit einem Häkchen hinter ihrem Namen registriert. Sie müssen sich in Reihen aufstellen. M. wird von einem Unteroffizier angeherrscht. »Die Tasche wird rechts am Mann abgestellt!« M. lächelt höflich und hilflos und stellt die Reisetasche rechts neben sich auf den stumpfen Parkettboden. Das Turnzeug wird ausgegeben. M. murmelt seine Konfektionsgrößen, und ein Soldat drückt ihm ein Bündel in die Arme. Mit den Sachen beladen, treten die Jugendlichen wieder in ihre Reihen zurück. »Laufschritt!« brüllt der Unteroffizier. Sein Mund erscheint M. riesig. »Laufschritt! Dalli, dalli!« brüllt er in die Ohren der Neuen. Brüllen ist hier Umgangston. Sie laufen über Treppen hoch und runter und lange Flure entlang. Dann wieder treppauf, fünf Stockwerke. M. muß aufpassen, daß er nichts fallen läßt. Irgendwo, die Orientierung im Gebäude vollends verloren, steht M. schließlich keuchend zwischen den anderen auf dem langen Kasernenflur. Sie sind in der Unterkunft, vor ihrem Zimmer angelangt.

Fünf Betten, zwei davon doppelstock, fünf Schränke, fünf Schemel,

ein Tisch. M. sieht aus dem Fenster. Hinter der Regimentsstraße beginnt ein Wäldchen. M. ist der erste im Zimmer. Das Bett rechts neben der Tür unten bestimmt er für sich. Ist der Schrank davor geöffnet, kann ihn ein Hereinkommender nicht sofort sehen. M. legt die schwarze Tasche aufs Bett. Da liegt schon ein Sack aus Zeltbahn. So ein Sack liegt auf jedem Bett. Die Kontur eines Stahlhelmes kann man erkennen. M. setzt sich auf einen der Schemel. Er stützt die Ellbogen auf den Tisch und legt den Kopf in die Hände. Vorhin hat jemand gesagt, sie sollen den Trainingsanzug anziehen. Die Zivilsachen müssen per Post nach Hause geschickt werden.

Nach einer Zeit, M. weiß nicht, wie die Zeit vergeht, kommt noch ein Neuer. Sie machen sich bekannt. Das nimmt schon etwas die Angst. Jetzt geht es schon. Sie werden ja in Ruhe gelassen. Aber nicht lange. Kaum hat der andere Neue sich umgezogen und die Schnürsenkel der Turnschuhe gebunden, ertönt ein schriller Pfiff auf dem Flur. »Raustreten«, brüllt es. M. geht zur Tür, da wird sie auch schon aufgerissen, und ein Unteroffizier in Felddienstuniform und schwarzen Stiefeln poltert herein und schreit sie an: »Raustreten war gesagt! Wir können das auch noch zwei Stunden üben! Sie sind hier nicht zu Hause!« Die beiden 19jährigen eilen am Unteroffizier vorbei und stellen sich draußen neben die Tür. Der Unteroffizier läßt die Tür zuknallen und rennt ins nächste Zimmer. Es dauert viel zu lange, bis alle draußen sind. Drei Unteroffiziere stehen im Flur, nicht viel älter als die Neuen. Mit schwerem Schritt in ihren schwarzen Stiefeln gehen sie an den jungen Männern vorbei. Hin und her. Der eine bleibt stehen, hängt die Daumen ins Koppel und brüllt mit einer Kehlkopfstimme: »Danken Sie Gott, wenn Sie diese Zeit überstehen! Sie sind jetzt nicht mehr zu Hause bei Muttern, sondern bei der Armee. Wenn Sie das nicht kapieren wollen, Genossen Unteroffiziersschüler, werden wir andere Saiten aufziehen! Wir üben jetzt das Raustreten, bis es klappt; wenn es sein muß, bis morgen früh!« Es hört sich quäkend, gebieterisch und gewalttätig an, und M. haßt es sofort. »Wegtreten!« schreit der Unteroffizier. Kaum ist die Tür hinter den beiden zu, ertönen Pfiff und Schrei. »Raustreten!« »Wegtreten!« »Raustreten!« »Wegtreten!« Der schnelle Atem ist hier keine Ausnahme. »Raustreten!« Nach dem »Links um!« kommt »Im Laufschritt marsch!«, und sie laufen die fünf Stockwerke hinab. Auf dem Hof müssen sie antreten. Immer drei nebeneinander, noch nicht sortiert nach der Länge. Auf den Befehl »Stillstann! Im Gleichschritt marsch!« setzt sich der Zug in Bewegung. Sie marschieren auf die lange Regimentsstraße und dort einen Block weiter, wo sie auf einen gleichen Hof einbiegen, wie sie ihn verlassen haben. Hier ist alles zum Verwechseln ähnlich. »Auf e Stelle masch!« Das Brüllen schluckt die Buchstaben. »Abteilung! – Da gehen die Knie hoch links zwo drei vier

höher links zwo drei vier!« Sie trampeln so lange auf der Stelle, bis das erlösende »Halt!« kommt. Sie rücken in den Essensaal ein, dreihundert Mann haben Platz an den langen Tischen, immer 15 nebeneinander. Gegessen wird in mehreren solcher Säle in mehreren Schichten. Die Kaserne ist riesig. M. steht in einer Schlange, nimmt einen Plasteteller, greift Brotscheiben aus einer Blechkiste, legt sie auf den Teller. Aus einem der drei Schalter an der Ausgabe klatscht eine Hand mit der Kuchenzange ein Stück Butter auf den Teller, eine andere Wurst und Käse. M. greift eine braune Plastetasse, die einen Viertelliter Flüssigkeit faßt, aus einer weiteren Blechkiste. Abends Tee, morgens Muckefuck, selten Milch, am Nationalfeiertag der DDR Kakao. Das Essen muß in knapper Zeit hinuntergeschlungen werden.

Später sitzen M. und der andere dann wieder im Zimmer, das hier Stube heißt. Sie haben jetzt Zeit, sie werden heute in Ruhe gelassen. Um 22 Uhr muß das Licht aus sein. Das ist die letzte Forderung an diesem Tag. Und dann setzt sich der andere unter das offene Fenster und raucht heimlich eine Zigarette. Und M. liegt in seinem Bett und guckt nach oben und fragt sich, wie es morgen weitergeht. Ob es überhaupt so weitergeht. Wie er das schaffen soll. Jetzt ist die Angst wieder da und wartet.

Berlin-Prenzlauer Berg, 26. Oktober 1988.

Der Plastewecker schrillt in den Morgen und reißt M. aus dem Schlaf. Noch fünf Minuten, dann fällt er aus dem Bett auf die kalten Dielen und tapst schlaftrunken in die Küche. Er macht den Backofen an, damit es warm wird, und geht unter die Dusche. Beim Frühstück sieht M. immer wieder auf die Uhr, die Zeit rast. Während er noch kaut, zieht er das graue Hemd an und die Uniformhose und bindet den dunkelgrünen Schlips um. Er streicht schnell noch einmal mit der Bürste über die schwarzen Schuhe, zerrt dann den grauen Mantel vom Bügel und zieht ihn über. Vor dem Spiegel kontrolliert er, ob die Uniform richtig sitzt, er rückt das Lederkoppel gerade und greift nach Schirmmütze und Aktentasche. Den Weg zum S-Bahnhof geht M. schnell, läuft fast und muß immer wieder die Mütze geraderücken. Um 5.34 Uhr fährt der Zug nach Ostkreuz, dort muß M. umsteigen nach Strausberg. Der Weg von zu Hause bis zum Ministerium für Nationale Verteidigung dauert etwa anderthalb Stunden. In der Bahn setzt sich M. auf einen Platz zwischen Zivilisten. Er fühlt sich beobachtet von ihnen, höhnisch gemustert. Diese verdammte Uniform, dieser beschissene Dienstgrad auf dem Schulterstück. Unteroffizier. Er bleibt, für alle sichtbar, länger bei der Armee, als er müßte: drei Jahre statt anderthalb. Als M. 16 war, in der Lehre, hatten die Kader ihn rumgekriegt. Der Produktionsdirektor beeindruckte M. besonders: fleißig, drahtig, unbestechlich. Der redete Klartext. M.

glaubte an den Produktionsdirektor, an den Sozialismus, an die DDR, an das Feindbild. M. wollte etwas tun für diesen Staat. Er verpflichtete sich, drei Jahre zur Armee zu gehen, zur Fahne, zur Asche. Seine Brüder warnten ihn, seine Freunde wunderten sich. Zwei Jahre später änderte M. seine Meinung und widerrief bei der Musterung. Aber so einfach kam man aus diesem Getriebe nicht mehr heraus. »Wir können Sie auch einziehen, wenn Sie 26 sind, wenn Sie Familie haben; wir können Sie auch sehr weit weg schicken, Sie sind dann für anderthalb Jahre motorisierter Schütze, und eine Fahrt nach Hause dauert 8 Stunden. Sie können aber auch jetzt Ihren LKW-Führerschein machen, wir bilden Sie zum Militärpolygraphen aus, Sie sind ja Schriftsetzer, wir haben in Strausberg bei Berlin eine Militärdruckerei. Von dort können Sie jeden Abend nach Hause fahren. Als Soldat kriegen Sie nur hundert Mark im Monat, als Unteroffizier achthundert. Wir ziehen Sie im nächsten Halbjahr ein, Sie haben mit zweiundzwanzig alles hinter sich, und Sie wissen ja, für Ihr berufliches Weiterkommen ... Also, überlegen Sie sich das gut!«

Ein paar Minuten vor 7 Uhr geht M. durch die Hauptwache ins Ministerium für Nationale Verteidigung. Der Posten am Tor salutiert. M. ist es jedesmal etwas peinlich. Er geht ins Wachgebäude und holt den versiegelten Schlüsselkasten. Der Wachhabende schaltet die Alarmanlage für das Büro aus. M. geht durch das Ministerium. Es hat fast kleinstädtischen Charakter: Es gibt einen Friseur, einen Kaufladen der MHO (Militärische Handelsorganisation) und eine Buchhandlung, eine Autowerkstatt und eine Druckerei, die Küche, einen Speisesaal und ein kleines Restaurant für Generäle. M. schließt die Tür zu den Büroräumen auf und öffnet das Fenster, draußen wartet schon der Kurier. Er bringt in zwei dicken Aktentaschen die Tageszeitungen und ein paar Zeitschriften aus dem Westen. M. arbeitet hier in der Gruppe Militärpolitische Dokumentation der 10. Verwaltung der Politischen Hauptverwaltung des Ministeriums für Nationale Verteidigung. Genitiv pur, der Zeitungen und Politikerreden der Deutschen Demokratischen Republik füllt. M. drückt den NVA-Stempel auf die Zeitungen und schreibt nach einer Verteilerliste Nummern drauf. Nr. 1 ist für den Minister. Dann kommen die andern, bis Nr. 112, die Westzeitungen werden aber nicht durchgehend an alle ausgegeben. Jeder Offizier hat seinen Spezialbereich. In den Kuriertaschen sind auch NATO-Illustrierte und technische Zeitschriften. Um 10 Minuten nach 7 Uhr trifft der erste Offizier ein. Er ist für den Frühdienst verantwortlich: Alle Tageszeitungen müssen nach militärpolitisch interessanten Meldungen durchgesehen werden. Die werden dann von M. kopiert; hier im Ministerium stehen neben alten Geräten auch neue moderne japanische Hochleistungskopierer. Mit den Kopien und den für ihn bestimmten Zeitungen verschwindet der Offizier dann nach oben in

sein Büro. Jetzt kann M. in Ruhe eine Westzeitung aufschlagen, meist nimmt er die Frankfurter Allgemeine oder die Rundschau, und kann bis 15 Minuten vor acht Uhr darin lesen. Natürlich ist ihm das verboten. Aber es sieht ja keiner. Dann kommen die Zivilbeschäftigten. Vier Frauen arbeiten hier, zwei davon sind Offiziersgattinnen. Sie machen den Ausschnittdienst, erledigen Recherche-Aufträge im Archiv, bearbeiten die Bibliothek, die zumeist aus westlichen Büchern besteht, also auch nicht jedermann zugänglich ist. Hier steht auch ein Giftschrank, in den M. einmal heimlich reinguckt: Adolf Hitler: Mein Kampf, Stefan Heym: Collin, Johannes Mario Simmel: Der Stoff aus dem die Träume sind, Hildegard Knef: Der geschenkte Gaul, Günter Wallraff: Der Aufmacher etc. pp. Einmal fragt M. eine der Frauen, was da im Panzerschrank wohl für Bücher drin seien. Ja, das sind unter anderem solche, die an der BRD-Grenze eingezogen wurden, und wissenschaftlich interessante Werke, die man angeschafft hat. Kurz vor acht Uhr kommt der Genosse Stabsoberfähnrich. Er ist für technische Fragen zuständig: wenn die Kopierer kaputt sind, wenn Papier bestellt werden muß oder Bleistifte oder eine neue Schreibmaschine. Er hat auch mit Fernsehen und Radio zu tun, die hier in der Verwaltung abgehört und ausgewertet werden. Pünktlich um acht Uhr trifft der Genosse Oberst ein, der Chef der Gruppe. Wenn er kommt, müssen alle da sein und muß die Arbeit schon laufen. Dann ist er zufrieden und verlangt nach seiner Tasse Kaffee, die M. ihm kocht. Um neun Uhr ist die Militärpolitische Tagesinformation (MTI) fertig. Eine zwei- oder dreiseitige Presseschau, die vervielfältigt und wieder nach einem speziellen Verteiler an ausgesuchte Offiziere verteilt wird. In der Politischen Hauptverwaltung wird jeden Tag am Feindbild gebastelt. Hier entstehen die Schriften für den Politunterricht der NVA. Die Organisation der Vervielfältigung und die Verteilung der MTI sind Aufgabe von M. Bis um 11 Uhr muß es erledigt sein. M. greift sich ein Köfferchen und macht sich auf den Weg durch die langen Flure des Ministeriums zur Vervielfältigungsstation. Die Offiziere, denen er begegnet, muß er grüßen, wie geht das ohne Kopfbedeckung? Mit einer zackigen Kopfdrehung um 90° in Richtung des Vorgesetzten, der seinerseits so zurück grüßt. M. geht in die Vervielfältigungsstelle, wo eine Zivilbeschäftigte, mit der er sich gut versteht, die MTI kopiert. Auflage: 112. Die ausgesuchten und vorgekauten Informationen werden gerecht an alle 112 Kader gleich verteilt. Die Hälfte davon wird in Umschläge eingetütet, und M. bringt sie zur Kurier- und Poststelle. Auf dem Weg dorthin geht er bei zwei Generälen vorbei. Wenn die Vorzimmerdamen mal nicht da sind, geht M. direkt zu den hohen Herren. Die Genossen Generäle sind immer sehr freundlich. Einer schüttelt M. sogar die Hand und fragt, wie es so geht. Gespräche darüber hinaus gibt es nie. Als er anfing hier, vor

anderthalb Jahren, fühlte sich M. wichtig, wenn sie ihn zur Kenntnis nahmen. Heute ist es ihm gleichgültig. Er ist es müde, er mag seinen Job hier nicht mehr. Von der Poststelle geht er zum Neubau. Hier sitzen die Chefs. Hier tagt der Nationale Verteidigungsrat. Wenn Honecker, der Vorsitzende des Rates, im Hause weilt, ist die Fahne gehißt. Im ersten Stock ist das Büro des Verteidigungsministers. Dort gibt M. die MTI und ein paar andere Informationen ab, und einmal die Woche bekommt er hier den Spiegel, der immer zuerst vom Minister und seinen Leuten gelesen wird, bevor er in die Politische Hauptverwaltung gelangt. M. trabt in die nächste Etage, zum Büro des Chefs der Politischen Hauptverwaltung, und tauscht auch dort Informationen aus. Manchmal denkt er hier, woran ihn sein Oberst gern erinnert, um ihn bei der Stange zu halten: Er ist der höchstgestellte Unteroffizier auf Zeit in der Armee. M. dichtet gern noch ein bißchen dazu, wenn er durch das Gelände und die langen Flure geht, wenn er Generälen und Admiralen begegnet: Er befindet sich hier, denkt er, in einer bedeutenden Schaltzentrale einer militärischen und politischen Macht; die Dreijährigen sind hier selten. Einige technische Zeichner gibt es noch und Kuriere, aber mit politischen Informationen, der DDR heißester Ware, hat nur M. als »Drei-Ender« zu tun.

Den Tag über beschäftigt sich M. mit Archivierungen, Papierkram, Vervielfältigung. Um 16.30 Uhr kommen vier Oberste, davon zwei Vorgesetzte von M., in den Raum, wo M. seinen Schreibtisch hat. Nur eine Routinekontrolle, sagt einer. Aber M. wird es schon schlecht, als er sie sieht. In seiner Aktentasche liegt heute eine Kopie mit einem Gorbatschow-Interview aus dem Spiegel. Er ist unvorsichtig geworden in den letzten Monaten. Er geht zu sorglos mit dem Material um, das er mit nach Hause nimmt. Regelmäßig hat er die Feuilleton-Teile der Tageszeitungen nach Hause getragen, Artikel aus der Zeit aus dem Papierkorb geholt, Kolumnen der Süddeutschen, Kopien aus dem Munzinger Personal-Archiv. Sein Schrank zu Hause ist voll davon. Dieses Material bedeutet ihm viel. Es ist die Entschädigung für die Janusköpfigkeit, zu der ihn sein Job hier zwingt. Er muß immer politisch integer erscheinen. Heute liegt auch sein Adreßbuch in der Tasche. Darin stehen Adressen von Freunden aus Westdeutschland, Spanien und England. Die Oberste finden sofort alles, M. kann nichts mehr verstecken. Bis zum Abend darf er den Raum nicht verlassen, einer der Obersten bleibt bei ihm. Um 20 Uhr wird er festgenommen und im Lada des Generalmajors und Verwaltungschefs in das in Strausberg stationierte Wachregiment zum Arrest gefahren. Er bekommt eine Einzelzelle. Der Posten, ein junger Soldat, fragt ihn, was er ausgefressen habe, aber M. kann nichts sagen. Ihm ist übel vor Angst. Sie könnten ihn für einen Militärspion halten, öfter mußte er geheime Dokumente kopieren, auf denen manchmal der be-

kannte Autograph »Einverstanden E. Honecker« oben in einer Ecke prangte. Das Bettgestell aus Draht ist am Tage an die Wand hochgeklappt und mit einem Vorhängeschloß vor Benutzung gesichert. Jetzt liegt M. darauf. Er sieht an der Wand gegenüber hoch zum Fenster. Gitterstäbe sind davor. Zum ersten Mal in seinem Leben ist M. in einer Zelle. Ein Hocker ist im Zementboden verankert. An der Tür, die von innen keine Klinke hat, steht ein Tisch, darauf liegt seine Uniform. Bisher hat er vom Militärgefängnis in Schwedt nur gehört. Es soll brutal dort zugehen. Davor hat M. Angst. Daß sie ihn dorthin bringen.

Am nächsten Morgen schreckt er hoch. Seine Armbanduhr zeigt auf fünf. Es ist noch dunkel. Etwa eine Stunde liegt er da und ist wieder so ängstlich wie gestern abend. Um 6 Uhr wird die Tür aufgestoßen. Ein M. unbekannter Offizier kommt in die Zelle und schreit ihn an, ob er keine Meldung machen kann. M. schreckt hoch, steht stramm und sagt, er kann nicht. Er weiß wirklich nicht, was er sagen und melden könnte. Der Offizier macht auf dem Absatz kehrt und geht raus, die Tür knallt ins Schloß. Irgendwann muß M. aufs Klo, der Posten, ein anderer als gestern, bleibt vor der Tür stehen. Um 7 Uhr bekommt M. Frühstück in die Zelle gereicht. Zwei Schrippen, Butter, Wurst, Marmelade, Muckefuck. Nach dem Frühstück geht es M. besser. Er stellt sich auf den eingemauerten Schemel und kann hinter den Gitterstäben einen Zaun und dahinter den KFZ-Park sehen. Gegen 9 Uhr wird er zur Vernehmung ins Ministerium abgeholt.

M. wird bestraft mit 10 Tagen Arrest wegen Verstoß gegen die Dienstvorschrift über Wachsamkeit und Geheimhaltung. Er hat Glück. Er atmet auf. Das Ministerium wird er nicht von innen wiedersehen. Als die Regimentsärztin ihn untersucht, ist sein Blutdruck 160 zu 110. Das ist zu hoch, aber sie schreibt ihn arrestfähig. Der Offizier aus dem Ministerium, der ihn bis zur endgültigen Einweisung begleitet, schüttelt ihm zum Abschied die Hand. M. hätte nun Zeit, über alles nachzudenken, sagt er. M. ist wieder in der Zelle, die er am Morgen verlassen hat. Und er ist froh, hier zu sein – und nicht in Schwedt. Kaum hat der Offizier die Arrestanstalt verlassen, die M. erst jetzt richtig wahrnimmt und die nur aus vier Zellen in einem Gang, dem Kabuff des Wachhabenden und den Sanitäranlagen besteht, geht seine Zellentür auf. Zwei Soldaten grinsen ihn an. »Oh, so ein hoher Dienstgrad zu Besuch. Was haste denn angestellt?« Sie sind nett. Sie zeigen M. den Gemeinschaftsraum, wo die Decken und Matratzen liegen, die man sich jeden Abend holen muß. Der eine Arrestant hat einen Schlüssel zur Gittertür, die zum Posten geht. Im Flur soll M. immer einen »Schauhaufen« Kehricht und einen Besen parat stehen haben. Wenn Offiziere zur Kontrolle kommen, muß es immer nach etwas Fleiß und Arbeit aussehen. Man braucht dann bloß zum Be-

sen zu flitzen. Er gibt M. zwei Stoffetzen, 30 × 30 Zentimeter groß. Das werden M.s Pantoffeln. Denn wenn man draußen bei Wind und Wetter Regimentsstraße und Wege fegen muß, sind die Schuhe bald durchnäßt. M. trägt die Halbschuhe von seiner Ausgangsuniform, Stiefel hat er nicht dabei.

Strausberg, November 1988.

M. und sein Freund J. stehen zwischen den Baracken auf dem Kasernengelände. J. knüpft die Schnürsenkeln ähnlichen Bänder, mit denen sie die Schulterstücke an ihren Uniformen befestigen, aneinander zu einer langen Schnur. An das Ende dieser Schnur bindet er einen Knopf, solch einen, mit denen sie ihre Schulterstücke an ihren Uniformen befestigen. Und dann geht er los, ein Ende der Schnur in seiner Hand, das andere Ende, mit dem silbernen Uniformknopf, liegt auf dem Betonboden. Und jetzt, da er zwei Schritte gegangen ist, strafft sich die Schnur, und der silberne Uniformknopf hopst hinter ihm her. Hops, hops. Hopps. Und dann stößt er mit geschlossenem Mund kehlige Laute aus, als gäbe der Knopf an der Leine Geräusche von sich. Hops, hops. Und er geht jetzt langsam, sich immerzu nach dem hopsenden Knopf an der Leine, der mit hoher Stimme fiept, umsehend, voran. Und wenn er an der Leine ruckt, hopst der Knopf hörig etwas höher und schneller weiter. Dann lachen sie darüber. Sie stehen zwischen den Baracken und lachen.

M. ist, wie er erwartet hat, zurück in die Militärdruckerei versetzt worden. Und hier haben sie ihn zum Gefreiten degradiert. Vor den versammelten Unteroffizieren. Sein Beispiel soll zur Warnung dienen, aber das erweist sich als Schuß in den Ofen. Nie wieder im Leben wird ihm so viel auf die Schulter geklopft wie an diesem Tag. Das haben sie nun davon, mit der Degradierung haben sie ihn populär gemacht. Aber was eigentlich mit ihm ist, das weiß wohl nur der Chef der Einheit. M. darf keine Waffe mehr tragen, also muß er nicht zu den Schießübungen mitfahren. Sehr gut. M. darf nicht mehr auf Wache ziehen. Prima. Die Druckerei darf er nicht mehr betreten. Wundervoll. M. macht sich nur noch Gedanken darüber, wie er die Zeit bis zu seiner Entlassung im Februar 1989 mit ein wenig Vergnügen verbringen kann. Da ist zum Beispiel der Genosse Major. Der kommt eine Zeitlang täglich mit einer Bohrmaschine in einem schwarzen Holzkoffer in die Einheit, um Bilder im Flur zu befestigen. Abends nimmt er den Koffer mit der Maschine wieder mit nach Hause. Verrückt. M. nun wird, weil er nicht mehr zu sehr viel zu gebrauchen ist, sehr oft als UvD (Unteroffizier vom Dienst) oder dessen Gehilfe (GUvD) eingeteilt. Da sitzt er also in der kleinen Pförtnerstube am Eingang zur Kompaniebaracke. Wenn der Major morgens mit seinem Köfferchen kommt, stellt er es vor das Fenster des UvD

und geht durch die Zimmer der Soldaten, um nach Zucht und Ordnung zu schauen und sie ggf. herbeizuführen. M. nun greift sich flugs den Holzkoffer und schreibt ins Dienstbuch ein: Unbekannter schwarzer Holzkoffer sichergestellt. Nach seinem Rundgang kommt der Major zurück, sucht den Koffer, findet ihn nicht und fragt M., ob er ihn nicht gesehen habe. Und M. sagt: »Ja, ist es dieser hier, Genosse Major, den ich sichergestellt habe?« Und der Major sagt: »Oh, hervorragend, Genosse Gefreiter! Sehr gute Dienstdurchführung!« Und zwei Tage später, als M. wieder Dienst hat und der Major seinen Koffer wieder vor das Fenster stellt, machen sie es wieder so, mit fast gleichem Wortlaut. Und dann nochmal. Und nochmal. Und am Ende des Monats wird M. vor der Kompanie gelobt. Für gute Dienstdurchführung.

Im Februar 1989 wird M. entlassen. Er ist 22 Jahre alt. Und er hat viel gelernt in den letzten Jahren. Es gibt keine verlorene Zeit, denkt M. Aber er ist froh, es überstanden zu haben. Er erinnert sich hin und wieder an den Tag in Prora, als sich ein Junge das Leben nahm. Er hatte ihn nicht gekannt. Aber die Nachricht damals hat ihn zum einen erschreckt, ihn zum andern stark gemacht. Er wollte alles durchhalten. Es hat geklappt.

Neuerscheinungen Herbst '93

Das literarische Programm von Klett-Cotta.

Hugo Claus:
Jakobs Verlangen
203 Seiten, Linson, DM 34,-

Die Provinz als Welt, der Globus als Dorf. Ein kleines Meisterwerk, erzählt mit lebensnahem Sarkasmus.

Angela Carter:
Das tätowierte Herz
156 Seiten, Linson, DM 28,-

Dieser frühe Roman stellt das Begehren ins Zentrum, das Hauptthema der späteren Romane von Angela Carter.

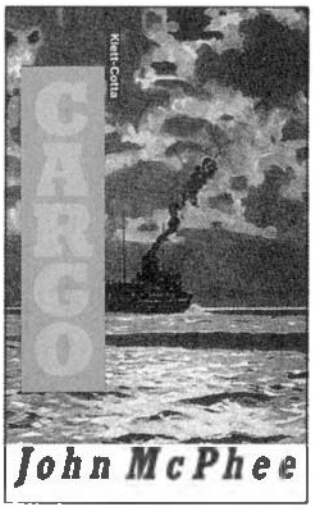
Peter Rosei:
Bei schwebendem Verfahren
216 Seiten, Leinen, DM 48,-

Eine Parabel auf die Funktionsweise der totalitären Bürokraten-Diktatur; Alptraum vom Untergang des Individuums; Lehrstück von einer politischen Umwälzung, bei der die Herrschenden nur die Stühle wechseln.

Werner Rübe:
Provoziertes Leben
Gottfried Benn

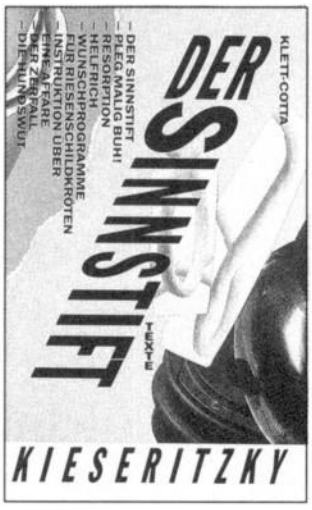
480 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Leinen, DM 68,-

Die erste umfassende Darstellung des Lebens von Gottfried Benn, mit jener Mischung aus Passion und Distanz geschrieben, wie nur große biographische Werke sie haben.



John McPhee:
Cargo
212 Seiten, Linson, DM 34,-

John McPhee erzählt von seiner Reise auf dem Containerschiff »Stella«, das auf der gleichen Route fährt wie 150 Jahre zuvor Charles Darwin. Ein Leseerlebnis von spannenden und amüsanten Geschichten.



Kieseritzky:
Der Sinnstift · Hörspiele
380 Seiten, Linson, DM 78,-
Mit zwei Hörspielkassetten.

Klett-Cotta

Neu im Herbst '93

Die Themen:

Rassismus und rechte Gewalt
Rassismus und die »Mitte«
Rassismus und Eugenik
Das rechte Netz
Die Republikaner
Medien und rechte Gewalt

Die AutorInnen:

Birgit Rommelpacher,
Ute Gerhard, Udo Sierck,
Bernd Siegler, Siegfried
Jäger, Helmut Kellershohn,
Klaus Kreimeier, Jürgen Trittin

128 Seiten, DM 5,- + Porto

Zu beziehen über:
BÜNDNIS 90 DIE GRÜNEN
Versand, Heerstr. 172, 53111 Bonn

Wie es weitergeht,
erfahren Sie auf dem Poster BrandSätze von ©TOM.
Format A3, 4-farbig, DM 5,- + Porto

BÜNDNIS 90
DIE GRÜNEN

Wolfgang Engler
Das halbierte Gewissen

»Die gehen alle zu sachte mit uns um. Die sind überhaupt nicht streng, doch wirklich. Die müßten mal 'n Machtwort sprechen.«
(Doreen, 14 Jahre, Grevesmühlen)

1.

»Erziehung nach Auschwitz«, überschrieb Adorno einen Aufsatz aus der Mitte der fünfziger Jahre. Sein Thema: Aufklärung nach dem Grauen. Ein zurückgenommenes Projekt, ein resignatives obendrein. Die verhängnisvollen Dispositionen, diffuse Unerfülltheit und Gefühlskälte, dauerten zusammen mit den sie zeugenden Grundstrukturen fort: isolierende Konkurrenz in der verwalteten Welt. Zudem liege die barbarische Neigung in den Prinzipien der modernen Zivilisation, in Versagung, Verzicht und Triebunterdrückung, selbst beschlossen. Eitel die Hoffnung, das Übel sei an der Wurzel, an den Persönlichkeitsstrukturen der Menschen, zu packen. Wo eine wirkliche Humanisierung der bösen Gelüste nicht zu erwarten stehe, müsse man sich mit ihrer Zähmung begnügen; dies aber, die Herstellung einer Öffentlichkeit, die auf inhumane Grenzüberschreitungen prompt mit Negativsanktionen reagiert, sei mit aller Entschlossenheit zu betreiben. Das Tabu als Statthalter einer gewaltfreieren Art des Menschseins. »Wenn rationale Aufklärung auch – wie die Psychologie genau weiß – nicht geradewegs die unbewußten Mechanismen auflöst, so kräftigt sie wenigstens im Vorbewußtsein gewisse Gegeninstanzen und hilft ein Klima bereiten, das dem Äußersten ungünstig ist.«[1] Bei Eltern, Lehrern, Publizisten, Literaten und Wissenschaftlern die Erinnerung an die pathogenen Züge wachzuhalten, die in Auschwitz zu dem Ihren kamen, auf daß sie auch bei den Nachwachsenden lebendig bleibe – das könne und müsse einer zeitgemäßen Aufklärung, die um ihre Grenzen schmerzlich weiß, abverlangt werden.

Das Zivilisationsverständnis, aus dem diese Aufklärung ihr gebrochenes Pathos zieht, ist von abgrundtiefer Skepsis. Wo das Wuchern von Versagungen und Ängsten den direkten Gradmesser für »Zivilisation« bildet, kann es mit den sie befestigenden Prozessen menschlich nicht allzu weit her, kann sie selbst nicht von Dauer sein. Das Gewissen, auf solchen Grundlagen errichtet, bleibt ein unsicherer, ein unberechenbarer Kantonist. Wer wollte allen Ernstes mehr als eine Einhegung der stets sprungbereiten Reflexe erwarten, wenn zivilisatorische Verhaltenstan-

dards, wenn die koexistentiell unentbehrlichen Trieb-, Gewalt- und Tötungshemmungen nur um den Preis greifen, daß die bedrängte Kreatur die erste sich bietende Gelegenheit nutzt, um kaputt zu machen, was sie in Schach hielt?

Unglücklicherweise steht der resignative Tenor dieser Auffassung ganz im Einklang mit den bedrückenden Realitäten im heutigen Nachwendedeutschland. Ein weiteres Mal, so scheint es, ist die zivilisatorische Kette zwischen den Generationen gerissen. Erneut trifft der ganz alltägliche Wahnsinn vollkommen unschuldige und wehrlose Menschen. Beschwichtigungen derart, daß das Unheil vorübergehender Natur, eine Folge der autoritären Erblast derer aus dem Osten sei, verfangen längst nicht mehr. Hoyerswerda und Rostock paßten noch in dieses Schema. Mölln und Solingen erzwingen seine Korrektur. Das Unheil kommt nicht nur von außen; es ist dem Westen einheimisch. Erste Diagnosen liegen vor.

2.

Die Selbstkritik fand schnell zu ihrem Thema. Die Enttabuisierungsbewegungen, so war alsbald zu hören, die in Westeuropa seit den späten Sechzigern Platz griffen, schütteten das Kind mit dem Bade aus. Man attackierte überlebte Zwänge, repressive Erziehungsmuster, löste aber, da das auf eine provokative, sich selbst übertreibende Weise geschah, auch zivilisatorisch unverzichtbare Verhaltensrestriktionen auf. In der Folge verzahnten sich die ungeplanten Nebenwirkungen der libertären Revolte mit den Infantilisierungsprojekten der Kulturindustrie. Die hemmungslose Zelebrierung von Intimität und Gewalt, wie sie uns heute innerhalb wie außerhalb der Medien begegnet, setzt die seinerzeit schokkierend gemeinte Veröffentlichung des Privaten, das schamlose Spiel mit der Differenz von Privat und Öffentlich, unter Ausklammerung aller emanzipatorischen Gehalte fort. Die Nonkonformisten von einst blicken heute in ihren eigenen Zerrspiegel, den sie aber nicht zu zerschlagen wagen, weil sie um die Revision ihrer »Errungenschaften« fürchten. Aus dem Spiel ist blutiger Ernst geworden, doch das Gewissen, einmal eingeschläfert, regt sich nicht mehr.

Eine solche Sicht der Dinge ist nicht länger das Markenzeichen elegischer Kulturkritik. Auch Liberale und Linke mutmaßen, daß sich das »barbarische« Absenken von Scham- und Peinlichkeitsschwellen im engsten Zusammenhang mit der Lähmung des öffentlichen Gewissens, mit dem Verlust beispielgebender Autoritäten vollzieht. Und es ist nicht einfach abwegig oder ein Zeichen altkonservativer Gemütsverfassung, wenn man sagt, daß in den zivilisatorischen Prägestätten par excellence, den Familien, heute etwas Wesentliches nicht stimmt, ja mehr noch, daß diese

»Unstimmigkeiten« eine zu weit getriebene Enttabuisierung anzeigen. Konfrontiert mit den Irrläufern des eigenen, kulturrevolutionären Impulses, macht sich die Besorgnis nun auch im Umkreis der Achtundsechziger breit. Eine 40jährige Lehrerin, Abgeordnete der Grünen im nordrhein-westfälischen Landtag, brachte die einsetzende Selbstkritik auf den Begriff:

»Die Jugendlichen von heute sind unsere Kinder, unsere SchülerInnen, sie sind auch das ›Produkt‹ unserer Erziehung. Es war unsere Revolte, die viele Wertsysteme hat zusammenbrechen lassen. Waren wir es nicht, die gegen alle Normen angekämpft haben? Wir haben jede Autorität in Frage gestellt, wollten die Familien am liebsten auflösen. Haben wir als Erziehende unseren Kindern nicht zu selten die Chancen zur Auseinandersetzung mit uns gegeben? Wir ließen sie diskutieren, bestimmen und entscheiden. Wir setzten möglichst wenige Grenzen, sprachen ungern Verbote aus, mit denen sich die Kinder hätten auseinandersetzen müssen.

Ich halte die emanzipatorische Erziehung nach wie vor für richtig, muß aber feststellen: Wir haben unsere Erziehungsziele nicht erreicht. Statt der mündigen, sozial und ökologisch engagierten, politisch hochmotivierten Jugend hat unsere Erziehung eine Spezies hervorgebracht, die zum überwiegenden Teil egozentrisch, konsumorientiert und im schlimmsten Falle sogar gewalttätig und fremdenfeindlich ist...«[2]

Allein schon die geharnischten Reaktionen, die sie erfuhr – »absurd«, »ungeheuerlich«, »paranoid«, »Beleidigung einer ganzen Generation« –, zeigten, daß hier ein brisantes Thema brisant zur Sprache kam. Die Moderierung des Diskurses schlug fehl. Die Diskussion entbrannte mit ganzer Heftigkeit, ohne Selbstschonung, zuweilen geradezu lustvoll auf die Kränkung liebgewordener Wir-Ideale bedacht. Die Kinder der Kommune, befand ein Politologe, gehörten zu einer verlorenen, weil unberatenen Generation. »Als ›Faschos‹ deklarieren wir die kindischen Opfer der Aufhebung der Kindheit und der Abdankung der Autoritäten um sie herum.«[3]

3.

Das ist vielleicht zu pointiert. Aber es bedarf sicher keiner weiteren Gewalttaten, um zu erkennen, daß Tabubrüche, die Auflösung von Schamängsten, nur dann zivilisatorisch wirken, wenn sie zugleich gegen die Aufdringlichkeit, gegen den »Terror der Direktheit« versichern. Daß, um es positiv zu formulieren, jedes nichtkonditionierte Ausleben von Trieben und Gefühlen zustimmungsbedürftig ist; daß wir, daß Sie und ich gehalten sind, diese Zustimmung in Fällen zu verweigern, in denen wir eine neue Form der Freiheitsberaubung erblicken, der Freiheit nämlich,

mit anderen so lange distanziert, im Schutz von Konventionen, zu verkehren, wie wir es wünschen. Wer sich zügellos gibt, macht uns, ohne vorher zu fragen, zum Du, setzt an die Stelle unserer Entscheidung, rückhaltlos zu kommunizieren, unsere stillschweigende Duldung und verletzt dadurch unsere Souveränitätssphäre. *Daß die Rechte des unverstellten Daseins soziale Sorgfaltspflichten anderen gegenüber einschließen* – das ist es, was stärker ins öffentliche Bewußtsein treten und sich darin gegen anders lautende und anders laufende Bestrebungen behaupten muß.

Auch im Osten zeigte die »Kette des Anstands« bedrohliche Risse. Der ausdrückliche Bruch datiert aufs selbe historische Datum, auf 1968. Zusammen mit der Intervention in die ČSSR leistete der Staatssozialismus seinen Offenbarungseid. An grundlegende, perspektivgebende Reformen war fortan nicht mehr zu denken. Überleben hieß die nun ausgegebene Devise, oben wie unten. Was konnten die Älteren, die ihr bisheriges Engagement verraten, ihre Zukunftserwartungen enttäuscht sahen, schon antworten, wenn die Jüngeren Fragen nach dem Sinn, der Motivation *ihres* Lebens laut werden ließen? Kaum etwas, das über pragmatische Anpassungsregeln hinauswies. So wuchs auch hier, wenngleich aus anderen Gründen, eine »widerstandslose« Generation heran, die das Schweigen der Autoritäten auf ihre Art auslegte: *anything goes – if it works*. Die einen vollzogen im Bewußtsein der Banalität ihres Tuns die inspirationslose Anpassung ans Gegebene: die aufgeklärten Zyniker; andere versuchten ein doppeltes Spiel und sangen den Etablierten, den Herrschenden und Erwachsenen, die Melodie ihrer eigenen Aufbruchsideale vor: die häretischen Reformer; wieder andere, der Pose überdrüssig, verabschiedeten sich in die Dissidenz; eine weitere Gruppe gab sich skeptisch, formell unpolitisch, interessiert einzig an Experimenten und Sprachspielen: die »Postmodernen« der spätsiebziger und achtziger Jahre; schließlich waren da jene, die den stillen Groll der Älteren, nicht jedoch deren Resignation übernahmen und darauf hofften, sich eines nicht so fernen Tages für all die verlorenen Jahre schadlos halten zu können: die schweigende Mehrheit.

So oder so: eine Elterngeneration, die in den Augen ihrer kollektiven Kinder an Relevanz verliert, kann das Klima nicht schaffen, das die freien Aktionsvalenzen der Halbwüchsigen bindet. Sie hilft einer »Protestkultur« in den Sattel, die den Ungehorsam zum Prinzip erhebt und auch dann noch weitermacht, wenn die Antwort auf die Frage nach dem Wozu längst aus dem Gesichtskreis geraten ist.

4.

Ein Einschub aus eigener Erfahrung. Als ich Westberlin zum ersten Mal sah, im Jahre 1986, war das noch ein Erlebnis. Die Mauer stand, und so

bedurfte es besonderer Anstalten, hindurchzugelangen. Da ich Familiäres nicht ins Feld führen konnte, gab ich einen Besuch der dortigen Bibliotheken als Ziel der Reise an. Das Kulturministerium, dem meine damalige Arbeitsstelle unterstand, entsprach der Bitte. Ausgestattet mit gültigen Dokumenten und einem Tagessatz von DM 10,– machte ich mich auf den Weg. Mehr noch als das Lesen interessierte mich das Leben, der Alltag in dieser fremden Stadt. Ausgiebige Exkursionen hinter die Fassaden verboten sich wegen der bescheidenen Mittel. Aber nach ein paar Tagen rang ich mich doch zu einem Kaffeehausbesuch durch. Eine frappierende Erfahrung. Niemand, der einen »plazierte«. Man konnte seinen Platz, von der lästigen Formalie befreit, selber wählen und wurde, einmal zur Ruhe gekommen, auch nicht gleich wieder aufgescheucht, nur weil man vergessen hatte, seinen Mantel an die Garderobe zu hängen. Ganz anders, erfreulich, auch das Verhältnis der Gäste zum Personal, nicht steif und unterwürfig, sondern gelöst, fast nebensächlich. Man gab sich wie jemand, der zahlt, und zwar mit gutem Geld, daher Freundlichkeit und Fürsorge neben prompter Bedienung wie selbstverständliche Gratisgaben empfängt.

Schon weniger sympathisch erschien mir die Sitte, Haustiere, vor allem Hunde, mit ins Café zu bringen. Sich selbst überlassen, schnupperten sie, wenig appetitlich, auf den Tischen und Tellern der umhersitzenden Kundschaft herum. Und ganz entschieden, wenngleich stillschweigend, mißbilligte ich das Verhalten derer, die ihre Beine ungeniert auf nichtbesetzte Stühle legten und deren Sitzflächen zum Fußabtreter umfunktionierten. Niemand außer mir schien daran Anstoß zu nehmen. Ganz offenkundig handelte es sich um eine Manier mit Bürgerrecht. Man gab ausdrücklich zu erkennen, daß man nicht gewillt war, sich in der Öffentlichkeit anders zu bewegen als in der eigenen Privatsphäre. Was für den Umgang mit sich selbst taugte, mutete man, ohne weiter um Erlaubnis zu fragen, auch anderen zu.

Ich verließ den Raum mit gemischten Gefühlen und ertappte mich, wieder auf der Straße, bei dem Gedanken, es möchte an meiner Verstrikkung ins ostdeutsche Dickicht sozialer Konventionen liegen, daß mir der Sinn für derlei Freizügigkeiten einstweilen noch fehlte. Aber es gelang mir nicht, das »Vorurteil« zu überwinden. Nach wie vor stört es mich, wortlos ins Benehmen, in die Intimsphäre vollkommen fremder Menschen gezogen zu werden. Nur kann ich heute, nach längerer Erfahrung in und mit der anderen Kultur, den Grund meines gespaltenen Eindrucks deutlicher benennen. Er liegt in der Ambivalenz der westlichen Verhaltensformen selbst; einer Ambivalenz, die sich mal unschuldiger äußert, wie in der geschilderten Begebenheit, mal aber auch bedrohlicher. Dem strengen Reglement der falschen Autoritäten abgerungen, spielen die

»zwanglosen« Alltagspraktiken eine Doppelrolle. Sie laden ein und ziehen herab; sie erleichtern den Austausch und vergröbern ihn zugleich; sie verlachen die Vorschrift, aber auch den Takt und sind insofern *Bestandteil* des Problems, dessen Lösung sie versprachen. Wie man den sozialen Verkehr stärker den Bedürfnissen von Spontaneität und Echtheit verpflichten, die Verkehrsformen gleichsam entrümpeln könnte, ohne eine Vulgarisierung, eine Verrohung der Sitten herbeizuführen – das ist die Kernfrage jedes Angriffs auf die herrschenden, maßgebenden Umgangsformen einer Gesellschaft.

5.

Die Struktur einer intakten Selbststeuerung schließt zwei Verhaltensregime zusammen: ein inneres und ein äußeres, ein psychisches und ein soziales; ein persönliches und ein überpersönliches; sie bindet die Angst vor seelischen Nöten an die Furcht vor greifbaren Strafen und umgekehrt. Die verwandten Begriffe – »Regime«, »Angst«, »Not«, »Furcht«, »Strafe« – signalisieren eine Moral der Kasteiung, ein asketisches und skrupulöses Selbstverhältnis. Diese »archaischen« Anklänge lassen sich nicht gut vermeiden, wo es um die Grundstruktur, die elementaren Komponenten jeder Gewissensbildung geht, um das Gewissen »als solches«. Wir haben uns in unserem Austausch ganz gewiß Interessanteres und Aufregenderes zu bieten als Zuverlässigkeit, Anstand und Pflicht. Doch ohne die Kontrastierung durch ebenso eintönige wie lästige Pflichtfiguren kämen auch Grazie und Leichtigkeit unserer sozialen Kür nicht recht zum Tragen. Wer ohne Regeln experimentiert, spielt Spiele ohne Reiz und Einsatz.

Überdies: Bliebe das äußere Regime, bliebe die soziale Bewirtschaftung der menschlichen Ängste uns vollkommen unzugänglich und fremd, bedürfte es ebenso vieler Kontrolleure wie Handelnder, uns zu Verzichtsleistungen anzuhalten, müßte hinter jedem aktiven Gesellschaftsmitglied ein »Wächter der Sitten« stehen. Die Gesellschaft ginge an ihrem eigenen Kontrollaufwand zugrunde. Müßten wir, andererseits, im Falle unbotmäßigen Verhaltens keinerlei Strafe gewärtigen, gelangten wir schnell zu der Überzeugung, päpstlicher als der Papst zu sein, Normen zu respektieren, um deren Einhaltung sich niemand sonst schert. Wir machten die Probe aufs Exempel, schlössen von der Indolenz der anderen auf die Antiquiertheit unseres inneren Regimes und lockerten nach den sozialen auch die psychischen Zügel. Ergriffe diese Lockerung den ganzen Normenkosmos, verwandelte sich die Gesellschaft aus einer bindenden Wir-Einheit in einen Schauplatz der bloß faktischen Verwicklung ihrer Mitglieder.

So weit ist es noch nicht. Aber eine Bewegung, die sich in dieser Rich-

tung vollzieht, läßt sich beobachten. Man kommt ihr nicht auf die Spur, wenn man sich auf die Betrachtung der Gegenwart oder der unmittelbaren Vergangenheit beschränkt. So existentiell sich die Lebensprobleme auch ausnehmen mögen, denen sich Ost- wie Westdeutsche seit dem Untergang der alten DDR und dem nachfolgenden Integrationsprozeß gegenübersehen: das Phänomen rapid zusammenbrechender Zivilisationsstandards findet eine befriedigende Erklärung nur unter Einbeziehung der umfassenderen Vorgeschichte beider zusammenwachsender Teile. Und dann, mit dieser Blickerweiterung, steht man allerdings sofort vor dem ganzen Problem. Um es vorab und etwas schlagwortartig zu sagen: Im Osten wie im Westen dominierte eine *strukturell halbierte Gewissensbildung;* im einen Fall versagte »die Gesellschaft«, im anderen Fall »der Staat«. Um diese Problemlokalisierung verständlicher zu machen, die in vergleichender Perspektive mit der Unterscheidung von bürgerlicher und politischer Gesellschaft operiert, sei Antonio Gramsci das Wort erteilt.

6.

»Im Osten«, heißt es in den Gefängnisheften, »war der Staat alles, die bürgerliche Gesellschaft steckte in ihren Anfängen, und ihre Konturen waren fließend. Im Westen herrschte zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft ein ausgewogenes Verhältnis, und erzitterte der Staat, so entdeckte man sofort die kräftige Struktur der bürgerlichen Gesellschaft.«[4] Man kann diese Bemerkung getrost von ihrem revolutionsgeschichtlichen Erwartungshintergrund ablösen und auf den nachrevolutionären Staatssozialismus übertragen. Natürlich gab es beträchtliche nationale Unterschiede, was Dasein und Dichte der bürgerlichen Gesellschaft betraf. Richtig bleibt aber, daß intermediäre Institutionen, Orte der autonomen gesellschaftlichen Urteilsbildung, die zwischen der Privatexistenz und der politischen Gesellschaft vermittelten, bis zuletzt Seltenheitswert besaßen. Wo die Machthaber derartige Institutionen vorfanden: Presse, Klubs, Vereine, Zirkel usf., betrieben sie deren Gleichschaltung. Die Verstaatlichung des Sozialen rächte sich in der Passivität der Privatleute gegenüber der *res publica.* Norm- und Tabubrüche, die Leib, Leben und persönlichen Besitz verschonten, wurden hingenommen. Sollten »die da oben«, die alle Initiative an sich gerissen hatten, für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sorgen! Mit dem schließlichen Verfall der etablierten politischen Gesellschaft zeigte sich die Schwäche der bürgerlichen in aller Dramatik. Die amtlich angesonnenen Verhaltensrichtlinien, die autokratischen nicht nur, sondern auch die auf innergesellschaftliche Pazifizierung bedachten, überdauerten den Herrschaftsverband nicht, in dem allein sie Sinn zu machen schienen. Zivilisation war

und blieb das repressiv verfälschte Projekt einer Obrigkeit mit zugeschriebenem Besatzerstatus.

Im Westen lagen die Dinge anders, seitenverkehrt, betrieben geschichtlich hochbelastete Funktionseliten einen mehr als läßlichen Umgang mit der Lektion des Nationalsozialismus; einen Umgang, der den Vorgaben des Grundgesetzes Hohn sprach und Ungerechtigkeiten einschloß, die bis heute nachwirken. Aber nach einer gewissen Erschöpfungs- und Latenzphase regte sich die bürgerliche Gesellschaft, legte sie, zunächst noch im klassischen Gewand von Gewerkschaftsbewegung und innerparlamentarischer Opposition, Protest ein gegen Wiederbewaffnung, atomare Einschüchterungsszenarien und Omnipotenzgebärden der westlichen Führungsmacht. Später, mit der Zäsur der Anti-Notstands-Aktionen, ging die Initiative an radikaldemokratische Bewegungen über, die in die Bresche der staatlichen Passivität sprangen und Normen einer offenen und lernbereiten, Minderheiten, Fremde und Fremdes respektierenden Kultur entwickelten. Allerdings: Auch das war das Werk einer engagierten Minderheit, voran der »humanistischen Intelligenz«. – So wie im Osten die Illusion zerbarst, der Antifaschismus der Funktionäre möchte seine Trägerschichten überdauern, trug auch die westliche Hoffnung nicht weit, daß die »rationalisierte Lebenswelt«, daß die von ihr getragene Synthese menschheitlicher und nachbarschaftlicher Identifizierungen, schon Gemeingut geworden, deshalb auf institutionelle Hilfestellungen, auf äußere Stützen, nicht mehr angewiesen sei.

7.

Mit diesen kollektiven Täuschungen sehen wir uns nun konfrontiert. So schmerzlich der Vorgang, so unzweideutig die Lehre, die er uns erteilt. Eine auch in Krisenzeiten wirksame Trieb- und Gewalthemmung setzt beides voraus: staatliche *und* gesellschaftliche Anstrengungen. Ohne eine bürgerliche Gesellschaft, die Normen diskutiert und Normen setzt, gibt es keine verläßliche und flexible Gewissensbildung. Auf sich allein gestellt, vermag sie die Aufgabe: ein Klima zu schaffen, »das dem Äußersten ungünstig ist«, jedoch nicht zu lösen. Dazu bedarf es des Zusammenspiels mit einer öffentlichen Gewalt, die die gesellschaftlichen Grenzziehungen stützt und, gegebenenfalls, für alle sichtbar nachzieht. Falsche Toleranz gegenüber Durchbrechungen des staatlichen Gewaltmonopols, die Regel der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, wo nicht der Staat selbst oder Funktionseliten die Zielscheiben der Gewalt bildeten, sendet eine verheerende, am Ende die Gesellschaft selbst treffende Botschaft aus, daß nämlich *Klugheit genügt, wo eigentlich Moral erforderlich wäre*. Wo das sich selbst genießende Austesten der Grenzen an die Stelle ihrer behutsamen Überprüfung tritt und damit auch noch Erfolg

und Anerkennung einheimst, geht und gilt schließlich alles, vorausgesetzt, man läßt sich nicht erwischen. Die Absenkung der Schamschwellen schreitet im selben Maße voran wie die Anhebung der öffentlichen Aufmerksamkeits- und Reaktionsschwellen. »Die 13- bis 14jährigen probieren aus, wie weit sie gehen können, und wenn da kein Widerstand kommt, schieben sie die Grenze immer weiter«, faßte der Leiter eines in Niedersachsen gelegenen Jugendzentrums seine diesbezüglichen, mehr als ein Jahrzehnt umspannenden Erfahrungen zusammen.[5]

Falsche und übertriebene Härte, die Regel der ostdeutschen Nachkriegsgesellschaft, signalisiert das dazu komplementäre Falsche, daß es nämlich auf die eigenen Urteils- und Handlungsfähigkeiten nicht so sehr ankommt, wenn Gefahr im Verzuge ist. Wo eine mit eingelebten Normen experimentierende Alltagskultur an ihrer staatsfernen Entfaltung gehindert wird, wo *Moral der Klugheit entraten zu können glaubt*, geht und gilt schließlich nichts mehr, wenn die offiziösen Leitbilder verblassen. Kaum nötig zu sagen, daß sich das, was man gemeinhin »das Leben« nennt, nur selten in Deckung mit diesen Extremlagen befindet. Nicht falsche Evidenzen sollen die begrifflichen Typen spenden, sondern Orientierung.

8.

Gerade um dieser Orientierungsfunktion willen muß man der Relativität der Entgegensetzung von Staat und Gesellschaft eingedenk sein. Wenn Probleme der Gewissensbildung sich in Ostdeutschland vorwiegend in bezug auf die Gesellschaft stellen, dann deshalb, weil der Staat, weil die öffentlichen Gewalten und Autoritäten zuvor in diese Gesellschaft eindrangen und sie der Mittel für eine wache und entschlossene Reaktion auf das dezivilisatorische Übel beraubten. Wenn, auf der anderen Seite, Gewissensprobleme in Westdeutschland vor allem staatlicher Natur zu sein scheinen, dann deshalb, weil Staat und Gesellschaft über lange Zeit ein Bündnis des Schweigens eingingen, das das soziale Gewissen einschläferte. Und als das Bündnis unter dem Ansturm der Jugendrevolte zerbrach, geschah das unter Bedingungen, die der aufbegehrenden Gesellschaft ein kräftiges Mißtrauen gegen den Staat einpflanzten. Der Argwohn ist verständlich. Hatte doch die lautstarke Forderung nach mehr Demokratie die Etablierten und das sie stützende Gewaltmonopol allemal gegen sich. Die Erfahrung wirkt bis heute nach. Zwar bedarf es einer wirksamen Gewaltprävention, die auch die Resultate der soziokulturellen Modernisierung schützt. Doch den Staat geradewegs zu ermuntern, die eigenen Sprößlinge, im leiblichen oder übertragenen Sinn, in die Schranken zu weisen, an der Aufhebung der »Errungenschaften« zu hindern – das liefe für viele auf einen unerträglichen Offenbarungseid

hinaus. Sieht man also, daß der ostdeutsche Staat nicht nur als Garant der Zivilisation in Erscheinung trat, sondern zugleich eine ihrer Hauptgefahrenquellen bildete; daß die westdeutsche Gesellschaft, aus dem dogmatischen Schlummer erwacht, die Balance von Bindung und Freiheit zeitweise allzu sehr nach der Freiheitsseite überdehnte, könnte man am diagnostischen Nutzen der Ausgangsunterscheidung zweifeln.

So viel scheint indes gewiß: Wenn es, aus welchen Gründen auch immer, an *einer* unverzichtbaren Strukturkomponente der Gewissensbildung fehlt, hängt das gesamte Gebilde in der Luft. Entweder fällt alle Last der Triebkontrolle auf das Individuum, gegebenenfalls noch auf seine unmittelbaren Bezugsgruppen, bleibt es, gesamtgesellschaftlich gesehen, ohne Verbündeten. Oder es verhält sich genau umgekehrt, die ganze Last liegt auf dem staatlichen Bestreben, ein Über-Ich, einen verbindlichen Normenkatalog und Verhaltenskodex in uns einzupflanzen, und die Resonanz dieses Ansinnens in der psychischen Apparatur der einzelnen bleibt gering. Das Ergebnis, so oder so: eine erhöhte Wahrscheinlichkeit des Gewissenszerfalls, eine allzu große Nachgiebigkeit seiner Imperative. Ein Klima, das dem Äußersten günstig ist.

Zum Bestürzendsten der zurückliegenden Monate zählt zweierlei: das Eintreten von Jugendlichen, selbst von Kindern in den Kreislauf aktiver Gewalt sowie die Duldung, zuweilen sogar Ermutigung, die sie durch ihre Nachbarschaften, durch Eltern und Bekannte erfuhren. Das erste Phänomen zeigt, daß es nicht oder nur unzureichend gelang, ein schon durchgesetzt geglaubtes Niveau von Selbsttechniken an die Jüngeren weiterzugeben, das zweite Ereignis benennt die Gründe dafür. Wer Haß- und Gewaltausbrüchen gegenüber wehrlosen Menschen innerlich unbeteiligt, wo nicht anspornend begegnet, »sagt«, wenn er sich auch sonst bedeckt hält, wenigstens dies: Verhaltensnormen, gegen die massiv zu verstoßen wir, die Älteren, nicht wagen, (ob noch nicht oder nicht mehr, mag hier offenbleiben), setzen stellvertretend für uns die Jüngeren außer Funktion. Daß diese keine Schamängste empfinden, liegt letztlich daran, daß wir keine Peinlichkeitsgefühle entwickeln; daß das schaurige Treiben für uns keinerlei Aufforderung zum Einschreiten einschließt. Es ist heute viel von einem neuen Generationskonflikt die Rede. Davon ist uns nichts bekannt. Das einzige, was wir mit einiger Sicherheit bezeugen können, ist die Tatsache eines grundlegenden Einverständnisses zwischen den Generationen. So sehen es auch die Kinder. »In puncto Ausländer verstehe ich mich hundertprozentig mit meinen Eltern«, sagt ein 18jähriger Jugendlicher aus Wismar. Und seine westdeutsche Freundin assistiert, daß auch ihre Mutter es begrüße, wenn endlich etwas gegen die Asylanten unternommen werde: »Ich soll mich nur vorsehen, daß ich keine Schwierigkeiten kriege mit der Polizei.«[6]

9.

Gut möglich, daß die dezivilisatorische Allianz, daß der von ihr ins Werk gesetzte Furor nur den letzten Kitt eines tief erschütterten Generationsvertrauens bildet. Symptome einer Vertrauenskrise finden sich zuhauf, in Ost wie in West. Mögen sich Hintergründe und Verlaufsformen der Krise noch so unterschiedlich gestalten – ihre Schlußfiguren fallen zusammen. Hier wie dort bildet die Abmeldung der Autoritäten als Autoritäten, als widerständiger Instanzen, an denen man sich reiben und versuchen kann, den hauptsächlichen Stein des Anstoßes. Natürlich: Widerstehen, Versagen, nötigenfalls Entzug von Zuwendung – all das muß, soll es einer humanen Zivilisierung zuarbeiten, *als Methode* erkennbar bleiben, als gezielte, zeitweilige Außerkraftsetzung von Anerkennung. Wo Desinteresse, Abwendung und Gefühlsentzug die Regel bilden, gibt es keinen Anlaß zur Nachdenklichkeit und Einkehr. »Wir sind die erste Generation, die sich selbst erzogen hat«, erklärte kürzlich ein 22jähriger Westdeutscher in einer jugendsoziologischen Befragung.[7]

Das ist ganz sicher übertrieben. Aber in der Übertreibung steckt etwas richtig Gesehenes. Eine Erwachsenengesellschaft, die auf jede »Führung« verzichtet, »Anforderung« mit »Unterdrückung«, »Leistung« mit »Streß« verwechselt; die, um selber nicht weiter in die Pflicht genommen zu werden, ihren Nachkommen das Gefühl vermittelt, soziale Integration sei ein nicht enden wollendes Spiel, ein ewiges Kinder- und Jugendfest, annuliert sich als ernstzunehmende Instanz. Sie glorifiziert die Unterforderung, in der beständigen Bereitschaft, alle Hürden, durch deren Überwindung sich so etwas wie Selbstbewußtsein einstellen könnte, aus dem Weg zu räumen, ehe sie überhaupt in Angriff genommen werden. Diese Ermäßigung aller Ansprüche aus dem Geist vorauseilender Protektion, die Eskamotierung all dessen, was dem Leben Witz und Würze gibt, verwandelt die soziale Welt der »Zöglinge« in jene Aktions- und Erlebniswüste, aus der sie dann in Scharen flüchten. Erlaubt ist hernach alles, Hauptsache, es ist wirklich Action, Action »mit Biß«. So rächt sich der Infantilismus der Erwachsenen in der Abgebrühtheit der Kids.

Das Problem ist nur, daß sich der Protest, der Zorn der Jüngeren, die denkbar ungeeignetsten Adressaten sucht. Statt sich einander, den Privat- und Generationsverhältnissen samt der sie tragenden gesellschaftlichen Großkonstellation zuzuwenden, geht's gegen die andern. Deshalb ist die Unheilsspirale so schwer zu stoppen. Äußerte sich das Unbehagen, was zu wünschen und, wo möglich, mit Energie zu betreiben ist, am richtigen Ort, inmitten der Familien, zerbräche das Bündnis und, wir können sicher sein, erschallte der Ruf nach einer dem unseligen Treiben Einhalt gebietenden Ordnungsmacht lauthals aus den neudeutschen Wohnstuben. *Dann* könnte eine Diskussion beginnen, die die Mühe lohnt. Bis

dahin scheint eine Politik des Eindämmens, die über funktionstüchtige Frühwarnsysteme gebietet, das Mögliche und Geratene. Soziologisch läßt sich jedenfalls voraussagen, daß die größten Gefahren für die Zivilisation dort lauern, wo die Defizite west-östlicher Gewissensbildung aufeinandertreffen, wo ein nachgiebiger Staat einer strukturschwachen Gesellschaft den Rest gibt.

Anmerkungen

1 Th. W. Adorno, »Erziehung nach Auschwitz«, in: ders., *Erziehung zur Mündigkeit*, Frankfurt/M. 1971, S. 103.
2 Vgl. den Essay »Linke Lehrer, rechte Schüler«, in: *Spiegel*, Nr. 4, vom 25. Januar 1993.
3 C. Leggewie, »Plädoyer eines Antiautoritären für Autorität«, in: *Die Zeit*, Nr. 10, 1993, S. 93.
4 Zitiert nach: A. Gramsci, *Zu Politik, Geschichte und Kultur. Ausgewählte Schriften*, Leipzig 1980, S. 272.
5 Siehe *Spiegel*, Nr. 50, S. 37.
6 Siehe *Spiegel*, Nr. 50, S. 27.
7 Zitiert nach R. Zoll, *Alltagssolidarität und Individualismus. Zum soziokulturellen Wandel*, Frankfurt/M. 1993, S. 61.

ABITUR
was dann?

Berufsausbildung?
Studium?
Wo + wie studieren?
Welches Fach?
Berufsperspektiven?
Wie belegen?
Wo bewerben?

Wir bieten die Orientierungshilfe zur Berufswahl:

- **Berufswahl für Abiturienten.** Mit Berufe-Lexikon
- **Studienführer** mit Arbeitsmarktperspektiven - für alle Fächer

Bestellcoupon

❑ Prospekt Studienwahl
❑ Prospekt Berufswahl
❑ Gesamtverzeichnis des Lexika Verlages

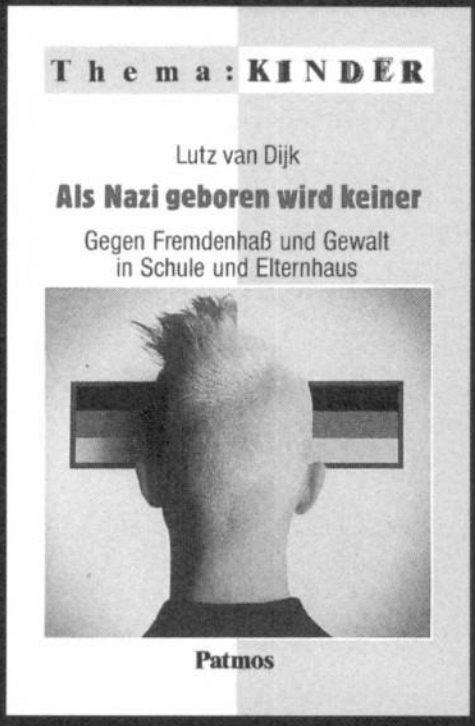
Vor/Nachname

Straße/Hausnr.

PLZ/Ort

Lexika Verlag
Barbara Rumpf
Hofangerstraße 27a
D-81735 München
Telefon (089) 49 17 72
Telefax (089) 40 76 55

Gegen FREMDENHASS und GEWALT



Lutz van Dijk
Als Nazi geboren wird keiner
Gegen Fremdenhaß und Gewalt in Schule und Elternhaus
192 Seiten,
DM 29,80 sFr 29,80 öS 233,-
ISBN 3-491-50006-0 (Sept.)

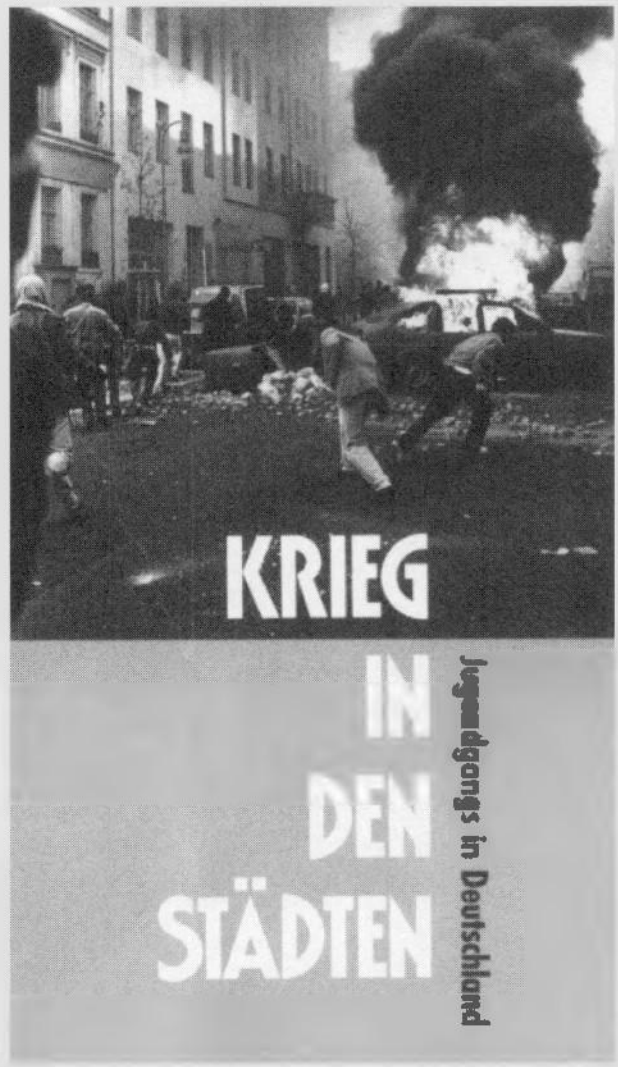
Lutz van Dijk, erfolgreicher Sach- und Jugendbuchautor, geht den Bedingungen von Rechtsextremismus, Fremdenhaß und Gewalt auf den Grund. Anhand ausgewählter Fallbeispiele stellt er Alternativen pädagogischen Handelns für Elternhaus und Schule vor.

Patmos

Krieg in den Städten

Jugendgangs in Deutschland

Eine illusionslose Reportage über den alltäglichen Bürgerkrieg, die rivalisierenden Gangs der zweiten Immigrantengeneration, die Randale der Skinheads und Redskins, die politisierten Autonomen und die unpolitischen Hooligans, die Taktiken der Polizisten und gutmeinenden Sozialarbeiter, über die haarsträubende Hilflosigkeit der Politik.



»Ausländer und Skinheads, Linke und Rechte, Mädchen und Jungs, Fußballfans und Autonome erzählen von ihren Problemen. Die Autoren decken eine Fülle von Vorurteilen auf allen Seiten, Falschmeldungen seitens der Presse und verblüffende Gemeinsamkeiten zwischen den verfeindeten Gruppen auf.«
Frank Schüre, Die Zeit

von Klaus Farin und Eberhard Seidel-Pielen

Mit kommentiertem Literaturverzeichnis
Rotbuch Taschenbuch 34, DM 15,90

Rotbuch Verlag

Peter Schneider
Erziehung nach Mölln

Gesetzt, es gäbe wirklich ein zweites, ein anderes Programm, ein Metafernsehen, in dem ein von einem anderen Stern geschicktes Forscherteam das Betragen der irdischen Moderatoren, Diskutanten, Experten in den sich jagenden Talkshows zum Thema »Gewalt« mit der gleichen Neugier betrachten würde, die diese seit zwei Jahren für die Spezies »jugendlicher Gewalttäter« aufbringen. Befragt nach der auffälligsten Eigenart ihrer Kollegen aus dem ersten Programm, würde eine solche Meta-Runde wahrscheinlich die merkwürdige und ratlose Faszination für die Gewalttäter registrieren.

Von Mal zu Mal sah und hörte man Halbwüchsige mit kahlgeschorenen Köpfen und tätowierten Armen, ihrer Muttersprache kaum mächtig, sich auf ihr Deutschtum berufen und, unter den elektrisierten Blicken der Experten, ihre Absicht verkünden, Ausländer bei der nächstbesten Gelegenheit zu »klatschen« und »wegzutreten«. Statt ihnen das Mikrophon wegzunehmen, statt die ebenfalls mitdiskutierenden Polizisten an ihre Aufgaben zu erinnern, überbot sich die versammelte Übermacht der zivilen Gesellschaft in Bekundungen eines ethnologischen Interesses für diese Barbaren. Die Empörung einiger verstreuter Ausländer bremste die Moderatorin im vertraulichen Du-Ton gegenüber dem mordbereiten Star der Veranstaltung: »Es will dich hier niemand ausgrenzen, Arno!« und erkundigte sich sanft nach seiner Kindheit, nach der Mutter, nach kindlichen Traumata. Der Sozialhelfer, der im ärmellosen Hemd, aber mit deutlich dünneren Oberarmen neben ihm saß, führte durch Schulterklopfen und leichte Püffe stolz das erreichte Vertrauensverhältnis vor. Wenn dann, durch die gestammelten Auskünfte des Stars und die ergänzenden Angaben des Lehrers, das soziale Umfeld abgesteckt war – alleinerziehende Mutter, Schulversager, arbeitslos, Sozialhilfeempfänger, städtischer Randbezirk –, kam jene verdruckste Erleichterung, ja Fröhlichkeit auf, die man Betroffenheit nennt. Mit frommem Schauder formulierte die Runde ihren Befund – je nach politischem Steckenpferd war entweder der unmenschliche Leistungsdruck oder der schleichende

Autoritätsverfall an den Schulen für das tragische Täterschicksal verantwortlich, die fehlgeschlagene Wiedervereinigung, den Werteverfall, die »Asylantenflut« nicht zu vergessen – und reichte die Anklage an die allein Verantwortliche weiter: die Gesellschaft, wobei regelmäßig ungeklärt blieb, was die Ankläger selber mit dieser schandbaren Instanz zu schaffen hatten. Das Ziel der Übung war erreicht: der Täter war zum Opfer geworden, die verstörende Abweichung von der Norm erklärt, man selber gegen den noch in dieser Nacht eintretenden Wiederholungsfall gewappnet – man hatte schließlich begriffen, warum er passiert.

Läßt man die Flut von Artikeln, Talkshows, Expertenrunden, die die Gewaltexplosion der letzten zwei Jahre hervorgebracht hat, Revue passieren, so kann man sich des Verdachts nicht erwehren, Akademiker aller Disziplinen – Soziologen, Psychologen, Pädagogen, Philosophen, Ethnologen – hätten sich verschworen, das Phänomen durch Erklärung zu beseitigen. Ich sage nicht, daß all diese Erklärungsversuche absurd oder überflüssig sind. In einigen Fällen leuchten sie mir vollkommen ein. Das Problem liegt in der Fixierung auf die Täter. Man hat in den letzten zwei Jahren fast nur Berichte und Interviews mit den Tätern, fast nie mit den Angehörigen und Kompatrioten der Opfer gesehen. In Solingen haben einige Deutsche beim Gebet des Imam in deutscher Überergriffenheit ihre Hintern solidarisch in den Himmel gereckt, in den Medien kamen die Opfer nicht zu Wort. Das änderte sich erst, als die Türken in Solingen tage- und nächtelang randalierten; als sie die Eintrittsbedingung für mediale Präsenz erfüllten und selber zu »Tätern« wurden.

Die Crux des medialen Erklärungsdrangs besteht zuerst einmal darin, daß die Opfer entwirklicht werden. Offenbar ist es nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß einem vietnamesischen Straßenhändler, der mit Stiefelspitzen halbtot getreten wird, mit dem Hinweis, die Aggression gelte in Wirklichkeit gar nicht ihm, sondern dem Stasi-Vater, dem Wessi oder der Arbeitslosigkeit, nicht geholfen ist. Es trägt auch nicht zur Erhellung bei, wenn der als »Scheinasylant« Diffamierte von seinen Verteidigern nun zum »Scheinopfer« erklärt wird. Im übrigen: woher wissen wir denn, daß die jugendlichen SA-Horden mit ihrem Haß wirklich die Juden meinten? Vielleicht war auch damals zunächst ein ganz anderer Feind gemeint. Fest steht nur, daß am Ende für den womöglich gar nicht gemeinten Feind Vernichtungslager gebaut wurden.

Aber noch etwas anderes fällt an diesem Erklärungszwang auf. Er scheint ersetzen zu wollen, was ihm vorausgehen müßte: einen durchaus egoistischen, zivilen Gefahreninstinkt, einen notfalls blinden Reflex, den Ausbruch der Barbarei, gleichgültig was ihre Motive sind, mit allen Mitteln zu stoppen. Gesetzt, es gäbe keinen einzigen Ausländer im Land. Glaubt irgend jemand im Ernst, der mordbereite Mob, der jetzt gegen

Asylanten und Ausländer wütet, würde sich mit Biertrinken begnügen? Viel zu selten wird auf die Tatsache hingewiesen, daß mehr als die Hälfte der 17 Todesopfer des Jahres 1992 Inländer waren, Deutsche: Penner, Obdachlose, Leute, die wie Ausländer oder Juden aussahen. Das Thema heißt nicht »Ausländer«, es heißt »Gewalt«. Die Unverantwortlichkeit der Asyldebatte, die nach jedem Anschlag neue Spiralen drehte, bestand ja gerade darin, daß sie den Tätern einen irgendwie legitimen Grund für ihre Untaten zuerkannte. Wenn Menschen, weil sie undeutsch sind oder so aussehen, ihres Lebens nicht mehr sicher sein können, steht das zivilisatorische Minimum auf dem Spiel. In diesem Fall ist es zweitrangig, ob wir, ja oder nein, ein Problem mit dem Asylartikel unserer Verfassung haben, ob die halbstarken Gewalttäter »eigentlich« ihre Väter, die Armen oder die Wessis hassen, ob sie überhaupt wissen, was sie tun. Es kommt zuallererst darauf an, daß die zivile Gesellschaft alle Kräfte mobilisiert, um das existenzbedrohende Übel abzustellen. Erst nachher, wenn die Gewalttäter in Gewahrsam gebracht sind, kann und soll man sich den Kopf darüber zerbrechen, daß es sich ja eigentlich um Kinder handelt, daß sie womöglich ganz andere Feinde meinen, daß Jugendgefängnisse sich noch nie als der geeignete Ort für eine Resozialisation erwiesen haben.

Die Erklärer reden sich um Kopf und Kragen, wenn sie uns weismachen wollen, die Untaten seien eine direkte und logische Folge sozialer Deprivation, gar Ausdruck einer »Protestbewegung«; von arbeitslosen Jugendlichen sei nun einmal die Einsicht nicht zu verlangen, daß es sich nicht gehört, ausländische Frauen und Kinder zu verbrennen oder Obdachlosen mit Baseballschlägern den Schädel zu zertrümmern. Wer nicht durch ideologische Kontaktgläser behindert ist, kann und konnte sich darüber informieren, daß die lieferbaren Erklärungsmuster und Formeln nicht ausreichen: die Mehrzahl war zum Zeitpunkt der Tat keineswegs arbeitslos, nur einige, aber keineswegs alle kommen aus zerrütteten Familienverhältnissen, nur einige, keineswegs alle stammen aus der ehemaligen DDR – der minderjährige Mittäter von Christian R., dem Hauptangeklagten im Solingen-Prozeß, ist der Sohn einer grünen Aktivistin und eines Vaters, der bei der Gruppe »Ärzte für den Frieden« engagiert ist. Das bisher einzige, fast allen Tätern gemeinsame Merkmal ist Minderjährigkeit und exzessiver Alkoholkonsum. Es ist rätselhaft, warum Besoffenheit, anders als bei Verkehrsdelikten, im Fall von Brandanschlägen auf Menschen als Strafminderungsgrund anerkannt wird, ganz offensichtlich dient sie der Tatvorbereitung. Kurz: die umlaufenden Erklärungsmodelle und der allgemeine Erklärungsdrang selbst sind ein Teil des Problems, das sie lösen möchten.

Wer nach den Ursachen der um sich greifenden barbarischen Gewalt sucht, setzt voraus, daß es Ursachen gebe. Ich schlage vor, die Fragestel-

lung umzukehren: welche zivilisatorischen Kontrollmechanismen und Tabuvorschriften haben so versagt, daß das vorhandene rohe Gewaltpotential plötzlich um sich greifen kann? Die Idiotie der zivilen Gesellschaft zeigt sich gerade darin, daß sie Erklärungen für etwas sucht, was nicht erklärt werden kann, keiner Erklärung bedarf und das eigentliche Movens der kulturellen Anstrengung ist: die Tatsache, daß Menschen ein zu allem fähiges Aggressionspotential mitbringen, das nur durch eine eher unwahrscheinliche und äußerst fragile Leistung, die gemeinhin Kultur oder Zivilisation genannt wird, in Schranken gehalten wird. Eine Zivilisation, die vergessen hat, warum sie entstanden ist, hat schlechte Karten, dem Ausbruch der Barbarei zu widerstehen. Wie, so muß man jetzt fragen, ist diese ungeheuerliche Selbstvergessenheit der zivilen Gesellschaft möglich? Wie ist es zu erklären, daß sie, in eingebildeter Unschuld, nach Gründen für jene Lust an der Zerstörung sucht, zu deren Abwehr und Zähmung sie sich überhaupt auf den Weg gemacht hat? Wäre es nicht viel spannender zu erkunden, warum die vorzeigbaren Exemplare des Zivilisationsprozesses, zum Beispiel all die Talkshow-Experten, *nicht* mit Baseballschlägern über wehrlose Mitmenschen herfallen, als zu fragen, warum ihre Beobachtungspersonen es tun? Und ist es nicht ein Grund zur Beunruhigung, daß sie offenbar in sich selber nicht den mindesten Rest dieser barbarischen Regungen wiedererkennen? Dabei haben sie doch alle die folgenden Zeilen gelesen:

»Das gern verleugnete Stück Wirklichkeit hinter alledem ist, daß der Mensch nicht ein sanftes, liebebedürftiges Wesen ist, das sich höchstens, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern daß er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen darf. Infolgedessen ist ihm der Nächste nicht nur möglicher Helfer und Sexualobjekt, sondern auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, seine Arbeitskraft ohne Entschädigung auszunützen, ihn ohne seine Einwilligung sexuell zu gebrauchen, sich in den Besitz seiner Habe zu setzen, ihn zu demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, zu martern und zu töten. *Homo homini lupus;* wer hat nach allen Erfahrungen des Lebens und der Geschichte den Mut, diesen Satz zu bestreiten? Diese grausame Aggression wartet in der Regel eine Provokation ab oder stellt sich in den Dienst einer anderen Absicht, deren Ziel auch mit milderen Mitteln zu erreichen wäre. Unter ihr günstigen Umständen, wenn die seelischen Gegenkräfte, die sie sonst hemmen, weggefallen sind, äußert sie sich auch spontan, enthüllt den Menschen als wilde Bestie, der die Schonung der eigenen Art fremd ist. Wer die Greuel der Völkerwanderung, der Einbrüche der Hunnen, der sogenannten Mongolen unter Dschengis Khan und Timurlenk, der Eroberung Jerusalems durch die frommen Kreuzfahrer, ja selbst noch die Schrecken des letzten Weltkriegs in seine Erinnerung ruft, wird sich vor der Tatsächlichkeit dieser Auffassung demütig beugen müssen.

Die Existenz dieser Aggressionsneigung, die wir bei uns selbst verspüren können, beim anderen mit Recht voraussetzen, ist das Moment, das unser Verhältnis zum Nächsten stört und die Kultur zu ihrem Aufwand nötigt. Infolge dieser primären Feindseligkeit der Menschen gegeneinander ist die Kulturgesellschaft beständig vom Zerfall bedroht. Das Interesse der Arbeitsgemeinschaft würde sie nicht zusammenhalten, triebhafte Leidenschaften sind

stärker als vernünftige Interessen. Die Kultur muß alles aufbieten, um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen, ihre Äußerungen durch psychische Reaktionsbildungen niederzuhalten. Daher also das Aufgebot von Methoden, die die Menschen zu Identifizierungen und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkung des Sexuallebens und daher auch das Idealgebot, den Nächsten so zu lieben wie sich selbst, das sich wirklich dadurch rechtfertigt, daß nichts anderes der ursprünglichen menschlichen Natur so sehr zuwiderläuft.«

Diese Zeilen stammen aus Sigmund Freuds »Das Unbehagen in der Kultur«, und sie wurden 1930 geschrieben. Um gleich einem wohlfeilen Mißverständnis zu begegnen: Selbstverständlich behaupte ich nicht, in der rassistischen Wut, die neuerlich durch Deutschland tobt, zeige sich »die ursprüngliche menschliche Natur«. Selbstverständlich ist die spezifische Gestalt des Ausbruchs roher Gewalt historisch vermittelt, sehr wohl hat sie benennbare geistige Väter, sehr wohl muß sie »ihr günstige Umstände« vorfinden. Man muß auch gar nicht über eine »ursprüngliche menschliche Natur« spekulieren; über diesen Gegenstand kann, wegen Unauffindbarkeit, niemand etwas Gesichertes sagen. Es reicht vollkommen aus, die von Sigmund Freud skizzierte Gewaltgeschichte der Menschheit bis in unsere Tage zu verlängern, um sich davon zu überzeugen, daß es sich bei der These, die menschliche Fähigkeit zur rohen Gewalt sei nachträglich, durch ungünstige gesellschaftliche Verhältnisse erworben und werde mit diesen Verhältnissen wieder verschwinden, um reines Wunschdenken handelt. Diese These stellt eine Rückprojektion vernünftiger Wünsche und notwendiger kultureller Ziele in irgendein Wesen des Menschen dar. Die durchaus sympathische Selbsttäuschung wäre zu entschuldigen, wenn sie nicht zwangsläufig zu einer falschen Aufgabenbestimmung führte: sie drängt, statt zur Korrektur historisch überlebter Verbote und Normen, nach deren möglichst vollständiger Abschaffung, um den Weg zu jener angeblich verschütteten, durch und durch friedlichen Natur des Menschen freizulegen.

Die Frage, was Menschen zur grausamen Aggression bereit macht, ist ebenso sinnvoll wie die, warum sie lieben oder ihrem Nahrungstrieb nachgehen. Die einzig zuverlässige Antwort lautet: sie sind dazu fähig, und zu fragen bleibt nur, warum es plötzlich nicht mehr gelingt, die kulturzerstörerischen Strebungen niederzuhalten bzw. in gesellschaftlich erträgliche Ausdrucksformen zu lenken.

Die Verleugnung der menschlichen Fähigkeit zur rohen Gewalt ist um so erstaunlicher, als sie durch den Augenschein jeden Tag ad absurdum geführt wird. Man braucht nicht erst zur Gute-Nacht-Zeit den Fernseher anzustellen, um zu erkennen, daß die selbe Gesellschaft, die in Sonntagsreden ihr friedliches Wesen beschwört, von Gewalt besessen ist. Der Vorwand von Peripetie und Katharsis wird nur noch von den ganz drei-

sten Lügnern zitiert. So gut wie alle Action-Filme, deren kundigste Hersteller immer noch die Studios in Los Angeles sind, gehorchen dem folgenden Schema: eine Kleinfamilie, bestehend aus Mann, Frau, Kind, Hund, wird von einer Horde entmenschter Brutalos überfallen. Die wehrlosen Teile der Familie, also Frau, Kind und Hund (in neueren »feministischen« Versionen auch Mann, Kind und Katze), werden auf jede Weise gequält, gedemütigt, vergewaltigt und schließlich ermordet. Die nächste, sehr kurze Phase gilt der Kräftigung, Genesung und Ausbildung des einzigen überlebenden Opfers (in der neueren, »feministischen« Version ist es eine Frau) in allen möglichen Waffen- und Folterarten. Der lange Rest des Films zeigt, wie das Opfer zum Gewalttäter mutiert und die Bösewichter einen nach dem anderen mit exakt derselben Grausamkeit zu Tode bringt, die es zuvor erlitten hat. – Der Vorteil dieser Dramaturgie ist ein zweifacher: in der Exposition schreibt sie zwingend die Darstellung einer Gewaltorgie vor, die als Motiv für die Wandlung des Opfers zum rächenden Täter dient. Im zweiten Teil schreibt sie zwingend eine zweite und, wegen der Vielzahl der Täter, weitaus ausführlichere Gewaltorgie vor. Die Botschaft ist immer dieselbe: der Gute, der stets in der Einzahl vorkommt, obsiegt nur, wenn er die gleiche Grausamkeit entwickelt wie die zahllosen Bösen. Mit anderen Worten: die Scheußlichkeiten des erlittenen Unrechts sind der kaum getarnte Vorwand, um noch mehr solcher Scheußlichkeiten im Namen der Gerechtigkeit vorzuführen.

Es kann niemand entgehen, daß die öffentliche Vorführung solcher Gewaltszenen einer Suchtlogik gehorcht. Die privaten und die öffentlich-rechtlichen Dealer der Gewaltdroge müssen dem Publikum immer neue, noch nie genossene Dosen von Grausamkeiten verabreichen, um die Konsumenten an der Nadel zu halten. Wenn Robert de Niro in Scorseses »Cape Fear« inmitten einer detailversessen gezeigten Vergewaltigung seinem Opfer ein Stück Fleisch aus der Wange beißt und es aus dem Fenster spuckt, wird nicht einmal der zynischste Werbestratege behaupten, diese Szene werde aus Wahrheitsliebe gezeigt und diene der Abschreckung. Alle Beteiligten der Drogengemeinschaft – Hersteller, Vertreiber und Konsumenten – wissen und geben zu, daß die Szene entworfen wurde, um der Sucht nach Gewalt einen neuen Kick zu verschaffen.

Zu dieser »Volksschule« der Gewalt gesellt sich eine Art »Oberstufe« in Gestalt der Nachrichtensendungen. In den USA, wo auch die Nachrichtensendungen für sich werben, wird diese Crack-Version der alltäglichen Gewaltdosis ungeniert angekündigt. In den 15- oder 30-Sekunden-Spots sieht man das Live-Bild einer Frau, die aus einem brennenden Haus springt, einen Todesschwadronisten aus Rio, der in den Kopf eines herumstreunenden Kindes schießt, und vernimmt das Ver-

sprechen des Ansagers: »More at the 7-o'clock-news.« Aber es gibt einen entscheidenden Unterschied: in der Live-Version der Gewalt tritt der fürchterliche, der brutal rächende, aber immerhin siegreiche Gute nicht mehr in Erscheinung. Die Hungerbilder aus Afrika, die quälenden Berichte aus Bosnien, die wir uns unter abnehmenden Seufzern allabendlich anschauen, vermitteln nur noch eine einzige Botschaft: der Aggressor obsiegt und wird belohnt, den Opfern kann nicht geholfen werden. Was von ihnen bleibt, ist der Kitzel des Grauens, den sie dem fernen Beschauer verschaffen.

Wenn dies so ist, wenn die Nachrichtensendungen und die Gewaltfilme hauptsächlich das unterdrückte Gewaltpotential der Konsumenten ansprechen und irgendwohin abführen, so ist mit einem moralischen Lamento über die Schlechtigkeit des Menschengeschlechts nicht viel getan. Mit einem gewissen Recht haben Kenner der menschlichen Seele vermutet, die im Idealfall kunstvolle Darstellung roher Gewalt diene einer unentbehrlichen und vergleichsweise ungefährlichen Abfuhr für die entsprechenden Strebungen. Nach dieser Auffassung könnte Hollywood sich der Leistung rühmen, jene entlastende Rolle übernommen zu haben, die in früheren Zeiten der Teufel spielte. Hollywood habe den Menschen für jenen »Triebverzicht«, den die Kulturanstrengung jedem Einzelnen auferlegt, ein vergleichsweise harmloses Surrogat verschafft, ein notwendiges Ventil, das die Triebopfer der Kultur erst ermögliche.

Die unausgesprochene Voraussetzung dieses Gleichgewichtsmodells ist die Annahme, daß die Kultur noch die Bindekräfte aufbieten könne, die jeden Einzelnen dazu befähigen, die zur Anschauung freigegebenen Gewaltstrebungen anschließend wieder zu verwerfen und zu unterdrükken. Man setzt voraus, daß die entscheidenden Institutionen des zivilen Konsenses – Familie, Schule, Verein, Partei, Kirche – noch über die Macht verfügen, jene »Identifizierungen« und »zielgehemmten Liebesbeziehungen« zu fördern, die die »ursprüngliche Aggressionsneigung« in Schranken halten. Ich denke, daß diese Annahme nichts weiter als blauäugig ist. Aus statistischen Erhebungen wissen wir, daß die acht- bis zwölfjährigen Kinder in Deutschland pro Woche durchschnittlich 28 Stunden vor dem Fernseher sitzen. Das bedeutet, daß sie im Durchschnitt mehr Zeit vor dem Fernseher als in der Schule verbringen. Entsprechende Untersuchungen in den USA haben ergeben, daß Kinder vor ihrem ersten Schultag 8000 Morde und Gewalttaten gesehen haben. An einem einzigen Wochenende, so hat eine New Yorker Studie aufgezählt, stellen die vier amerikanischen Networks ABC, CBS, NBC und Fox und sechs weitere Sender folgende Gewalttaten zur Schau: 362 Schießereien, 226 Handgemenge, 272 Fausthiebe, 389 schwere Überfälle. Die Flucht in den Kinderkanal gewährt längst keinen Schutz mehr. Die

neuen Kinderserien wie He-Man, Batman und Der Rote Blitz sind nichts anderes als Rambo- und Schwarzenegger-Filme für Dreijährige – Schulen der Gewalt, in denen von der Folter bis zur Verstümmelung und Zerschneidung des Körpers kein Fach ausgelassen wird. Sogar die neueren Tierzeichentrickfilme folgen dem Sog. Da purzeln die Köpfe, fallen Schnäbel und Schwänze ab oder werden ausgerissen, fliegen Hände und Füße durch die Luft und finden auf unbegreifliche Weise wieder zu der Trennstelle zurück. Was den Kleinsten dort vorgeführt wird, ist die beliebige Teilbarkeit und Zerstückelbarkeit des Körpers, die Lachhaftigkeit körperlicher Integrität. Wer jemals einem Kleinkind zu erklären versucht hat, was ihm passiert, wenn es von einem Balkon fällt oder unter ein Auto kommt, weiß, worauf in diesen Filmen gesetzt wird. Zerstückelung, Verstümmelung, Tod ist in den Augen der Kinder ein Spleen der Erwachsenen, ein Scherz, ein höchst verlockendes Abenteuer, das, falls es schief geht, jederzeit, durch einen wunderbaren Trick, rückgängig zu machen ist.

Eine Gesellschaft, die auf einen wissenschaftlichen Beweis wartet, daß zwischen dem Gewaltexzeß in den Medien und der realen Zunahme der Gewalt ein Zusammenhang besteht, kann man nur auf den Mond schießen. Der entscheidende Punkt ist, daß Gewaltdarstellungen, wenn sie nicht mehr auf ein Umfeld von akzeptierten Wertvorstellungen und Tabuvorschriften stoßen, als bloße Information wirken, als Mitteilung: das alles ist möglich. Wer auf eine automatisch abschreckende Wirkung von Gewaltbildern vertraute, hatte in den letzten Jahren hinreichend Gelegenheit, seine Auffassung zu überprüfen. Es steht fest, daß die Live-Bilder über die Plünderungen in Los Angeles, die von einem vier Meter über der Szene schwebenden Hubschrauber in sämtliche Haushalte geschickt wurden, entscheidend zu deren Ausbreitung beigetragen haben. Es hat sich erwiesen, daß die »hautnahe« Berichterstattung über die bestialischen Morde in Mölln und Solingen keinen Augenblick der Irritation oder Besinnung bei den Mordbrennern bewirkt hat. Ganz im Gegenteil: je scheußlicher und »erfolgreicher« die Anschläge, desto mehr folgten. Es ist nichts weiter als lächerlich, wenn sich die Medienmacher bei ihrem Run auf Live-Bilder von Greueltaten auf ihre Informationspflicht berufen. Keine Informationspflicht gebietet es, live die erfolgreiche Stürmung eines Asylantenheimes zu senden. Wer es tut, muß wissen und weiß, daß er ein anderes Bedürfnis befriedigt als das nach Information. Ich habe einmal einem ehemaligen RAF-Terroristen die folgende Frage gestellt: gesetzt, er sei Innenminister – welches wäre die schlimmste Maßnahme, die er gegen Terroristen ergreifen könnte? Der Gefragte zögerte keinen Augenblick mit der Antwort: jede Berichterstattung über Terrorakte verbieten!

Es liegt auf der Hand, daß eine Demokratie diesem Rat eines sachkundigen Mannes nicht folgen kann. Aber die Medien können auch die unübersehbare Spirale von Berichterstattung über Gewalt und neuer Gewalt nicht länger ignorieren und müssen über eine Selbstkontrolle nachdenken. Ein solches Nachdenken hätte mit der jedem Medienmenschen geläufigen Erfahrung zu beginnen, daß bewegte Bilder eine ungleich höhere emotionale Kraft entfalten als Worte. Der beste gesprochene Kommentar über eine Greueltat ist hilflos gegenüber einem gleichzeitig laufenden detailfreudigen Bildbericht.

Einen Ausweg aus der hier beschriebenen Suchtspirale zeigt ein scheinbar paradoxer Satz: die Erzieher und Lehrer müssen ein positives Verhältnis zu dem in ihnen angestauten Gewaltpotential gewinnen. Es ist bekannt, daß keine Kulturleistung ohne einen gewissen Anteil von Aggression zustande kommt. Aber auch die Kontrolle der grausamen, barbarischen Anteile der Aggression setzt voraus, daß man ihre Existenz anerkennt. Mir scheint, daß die Kindererzieher, die Lehrer und die Ausbilder von Lehrern sich weit von dieser Bedingung entfernt haben. Im Umgang mit dem Gewaltpotential herrscht ein leugnerisches, verdrängendes, geradezu panisches Verhalten vor.

In der Elternversammlung eines Schülerladens machte eine Mutter den Vorschlag, in einem der drei Räume des Ladens einen Punchingball anzubringen. Sie führte bedenkenswerte Gründe für ihren Vorschlag an. Ihr Junge gehöre mit seinen zwölf Jahren zu den ältesten Kindern, finde deswegen im Schülerladen nur schwer einen Widerpart, und sie, als alleinerziehende Mutter, sehe sich nicht in der Lage, der aggressiven Motorik des Kindes geeignete Angebote zu machen. Ihr Ansinnen löste einen Aufschrei der Empörung aus. Die beiden Erzieherinnen und der männliche Hospitant verwahrten sich im Chor gegen die Zumutung, ein derartiges Symbol der Machokultur, das womöglich als Vorbereitung auf den barbarischen Boxsport diene, in das Inventar einer pädagogischen Institution aufzunehmen. Es folgte ein Ausfall gegen Wasser- und Zündplätzchenpistolen, gegen die von der Spielzeugindustrie betriebene und von halbherzigen Eltern geduldete Aufrüstung der Kinder. In diesem letzten Punkt fühlten sich alle Eltern zur Zustimmung genötigt, womit dann auch die Frage nach dem Punchingball erledigt war. Auf der Walstatt des Diskurses blieb eine alleinerziehende Mutter mit ihrem pubertierenden Jungen, der für seine unruhigen Fäuste nun ein Ziel außerhalb des Schülerladens suchen mußte.

Es ist viel darüber spekuliert worden, daß die bei pubertierenden Männern kraß hervortretende Aggression einer verfehlten Erziehung zu danken sei. In meiner und der nachfolgenden Generation gibt es wohl kaum ein Elternpaar, das nicht versucht hat, die entsprechenden Glau-

benssätze in die Praxis umzusetzen. Kleine Jungen wurden mit Puppen, Babyküchen, Nähzeug, Kuscheltieren verwöhnt; kleine Mädchen mit Plastikschwertern, mit Ritterrüstungen, mit Pfeil und Bogen oder mit Imitaten von Maschinenpistolen überhäuft. Jedes dieser Elternpaare kann bezeugen, daß die guten Absichten rasch an ihre Grenze stießen. Kleine Mädchen legen ihre Waffen und Rennautos ziemlich rasch uninteressiert aus der Hand, während der männliche Winzling, kaum kann er zwei Finger koordinieren, aus seinen ersten drei Legosteinen einen länglichen, waffenähnlichen Gegenstand zusammensetzt, dem Vater vor die Brust hält und peng! sagt.

Die Ratlosigkeit der Gesellschaft gegenüber dem Aggressionspotential heranwachsender Männer, die bis zu dessen Verleugnung geht, deutet auf einen kollektiven Dämmerzustand. Alle sogenannten primitiven Kulturen haben aufwendige Rituale entwickelt, um die Aggression männlicher Pubertierender zu formen und zu lenken. Nach allem, was wir wissen, dienten diese schmerzhaften und langwierigen Initiations- und Mannbarkeitsriten keineswegs der Vorbereitung auf einen Kriegsfall. Sie hatten die Aufgabe, den aggressiven Strebungen den Weg zu zeigen, auf dem allein die Gemeinschaft ihnen erlaubte, sich zu äußern. Von diesen Riten hat die industrielle Zivilisation nur den Massensport und den militärischen Drill in Gestalt des Wehrdienstes übrig gelassen. Nur zivilisatorische Hybris und Selbstvergessenheit konnte zu dem Irrtum verleiten, das aggressive Potential pubertierender männlicher Jugendlicher könne durch Wegsehen zum Verschwinden gebracht werden.

Die Neigung zur Verleugnung hat wohl speziell in Deutschland damit zu tun, daß die Deutschen nach dem Exzeß »des Bösen« sich und die Welt vergessen machen wollten, daß es das Böse gibt und daß es jederzeit wieder unter dem dünnen Firnis der Zivilisation hervorbrechen kann. Um nicht in den Bann der Naziväter und ihrer Untaten zu geraten, hat die nachfolgende Generation sich und ihren Kindern einzureden versucht, daß sie frei sei von destruktiven und barbarischen Instinkten. Die Folge war eine Unfähigkeit, auch noch mit den schüchternsten Formen dieser Strebungen umzugehen. Wer einmal beobachtet hat, mit wieviel Verlegenheit und innerer Abwehr die vierzig- oder fünfzigjährigen Erzieher die Herausforderung ihrer Sprößlinge zum Zweikampf mit dem Plastikschwert annehmen, der wird zugeben, daß es hier ein Problem der Erzieher gibt. Hinzu kommt häufig eine tiefe Verachtung für jede Art von körperlicher Auseinandersetzung und die entsprechende Untüchtigkeit. So öffnet sich eine Schere zwischen dem Unterricht in der Schule und der außerschulischen Erfahrung. In der Schule ist hauptsächlich vom Frieden, von Versöhnung mit der Natur, von Ökologie die Rede, im Pausenhof und erst recht außerhalb der Schule regiert immer mehr die

Gewalt. Seit Jahren weisen Beobachter darauf hin, daß die Schlägereien in Schulhöfen eine neue Qualität angenommen haben. Noch vor ein paar Jahren war es einigermaßen selbstverständlich, daß ein Kampf zwischen Halbwüchsigen beendet war, wenn der eine von beiden wehrlos am Boden lag. Heute, so ist zu hören, treten die Sieger auf das wehrlose Opfer ein, bis es sich nicht mehr rührt. Ich fürchte, daß die einfachste Erklärung für dieses barbarische Verhalten die zutreffendste ist. Diese Halbwüchsigen »verachten« die elementarsten Regeln der Fairneß nicht etwa, sie kennen sie gar nicht und haben sie nie, nach den Gesetzen von Lohn und Strafe, erlernt. Sie sind nicht entmenscht und zu Bestien geworden, sie wurden erst gar nicht zu Menschen gemacht. Selbstverständlich gehört das Thema Gewalt in den Unterricht, ihre Äußerungsformen müssen studiert, nach Regeln geübt und bewertet werden.

Das wichtigste Antriebsmittel der hervorbrechenden barbarischen Gewalt ist ihr Erfolg. Wenn viele Lehrer inzwischen physische Angst vor ihren halbwüchsigen Schülern haben müssen, wenn sie sich gar nicht mehr trauen, in solche Rohheiten einzugreifen, ist die soziale Macht des Gewalttäters bekräftigt. Und wenn eine Gesellschaft sich nicht mehr erlaubt, die Äußerungen barbarischer Gewalt mit notfalls martialischer Gegengewalt zu unterdrücken, so fehlt ihr der Überlebenswille.

Für das Versagen der »seelischen« und auch der institutionellen Gegenkräfte gegen die Ausbrüche roher Gewalt sind strukturelle Veränderungen verantwortlich, die sich durch Appelle nicht rückgängig machen lassen. Die »zerrütteten« Familien werden nicht plötzlich zusammenwachsen, die Ehen nicht auf einmal heilen, die Lehrer ihre verlorene Autorität nicht wiedererlangen, nur weil ein paar konservative Propheten entsprechende Mahnungen ausstoßen. Wenn Schule und Familie immer weniger in der Lage sind, den zivilen Konsens weiterzugeben, so kommt die vielbeschworene »Wiederbesinnung auf die traditionellen Werte« der Empfehlung gleich, ins Epizentrum des Erdbebens zurückzukehren. Die Zurückdrängung der Barbarei verlangt eine Anstrengung der gesamten zivilen Gesellschaft, fast möchte man sagen: einen erneuerten »contrat social«. Kommt er nicht zustande, so wird diese Gesellschaft die Monster ausbrüten, die sie in aller Unschuld umbringen werden.

Es ist ziemlich schwer, sich auf das Abitur vorzubereiten, wenn man täglich mit den Folgen des jugoslawischen Krieges konfrontiert wird, und das schon seit zwei Jahren. Seit zwei Jahren leben in unserer Wohnung meine Oma, 81 Jahre alt, mein Onkel, 54, und sein Enkel, 5 Jahre alt, der keine Eltern mehr hat. Vor einem Monat waren es insgesamt sechs. Manchmal kamen welche, die für eine Woche blieben und dann wieder gingen. Für mich war es schwer, mich daran zu gewöhnen, mit so vielen Menschen zusammenzuleben. Ich hatte zwar mein eigenes Zimmer, doch der Lärm dringt durch die Wände, denn meine Oma ist fast taub. Vorher lebte ich mit meinen Eltern in der Drei-Zimmer-Wohnung. Mein Bruder hat seine eigene Wohnung direkt über uns (auch drei Zimmer), das ist unser Glück. Er geht zur Zeit auf die Techniker-Schule, um sich weiterzubilden, denn durch das Hin und Her zwischen Deutschland und Wojwodina hatte er vorher nicht die Möglichkeit.

Wieviele Familienmitglieder Opfer dieses unfairen Krieges sind? An näheren Verwandten sind es sieben. Von meinem Onkel und seinem Sohn habe ich seit über einem Jahr nichts mehr gehört. Ob er noch lebt, weiß ich nicht. Ob unser Haus wohl noch steht? Jedenfalls leben in unserem Dorf keine Menschen mehr. Vierzig sind ums Leben gekommen. Meine Familie ist über die ganze Welt verstreut. Manche sind an der Front, einige sind aus einem Lager geflohen, viele sind in Srebrenica, Tuzla, Berlin, Frankfurt, Offenbach, Österreich, Malaysia, Kroatien, Slowenien. Mitten in der Nacht Anrufe, viele Briefe, die um Hilfe bitten (finanziell). Die Leute glauben, wenn man in Deutschland lebt, ist man Millionär, das Geld würde vom Himmel runterregnen und man würde wie im Schlaraffenland leben.

Geboren wurde ich am 5. 5. 1974 in Zvornik (Bosnien). Als ich ein halbes Jahr alt war, zog ich nach Panonija (Wojwodina). Mit knapp einem Jahr kam ich nach Frankfurt am Main, wo ich auch aufwuchs. Mein Bruder wurde von mir getrennt, da wir wie fast alle »Ausländer« zurück in unsere Heimat wollten. Erst seit sieben Jahren ist mein Bruder ständig in Deutschland. Es war für mich sehr schwer, einen Bruder zu haben, den ich nur zweimal im Jahr sah. Doch ich habe schon seit zwölf Jahren eine gute Freundin, die ich immer noch wie eine Schwester sehe, und ich habe mit ihr ihre Geschwister geteilt.

Mein Vater ist Baupolier und lebt seit 20 Jahren in Deutschland, meine Mutter ist mit mir vor 18 Jahren nach Deutschland gekommen. Sie hat verschiedene Arbeiten gemacht (Fabrik, Hotel, Putzfrau).

Ich bin Muslima, ich bin vierzehn Jahre lang zur Moschee gegangen und habe angefangen im Koran zu lesen. Doch der ständige Wechsel der Lehrer hat mich dazu veranlaßt, nicht mehr hinzugehen. Außer im Monat Ramadan zu den abendlichen Gebeten und zu Festen. Es ist schwierig, mit zwei Kulturen aufzuwachsen, vor allem für mich als Mädchen. Doch habe ich im Gegensatz zu anderen Mädchen viele Freiheiten. Die Freiheiten habe ich mir erkämpft und nicht wie andere geschwiegen und mich unterdrücken lassen.

Einige Jugendliche sind sich erst jetzt bewußt, wer und was sie eigentlich sind. Ich finde es schade, daß ihnen das nicht schon vorher durch ihre Eltern vermittelt wurde. Ein »Ausländer« in Deutschland zu sein und »die Deutsche« in der Heimat bringt mich nicht in eine Identitätskrise. Ich war niemals Deutsche und will es auch nicht sein. Ich bin Bosnierin.

Jasmina, 19 Jahre, Frankfurt am Main

Ich wohne in Tutzing bei München, und man merkt der Jugend leider größtenteils negativ an, daß dies eine sehr reiche Gegend ist. Ich gehe auf das Gymnasium, wo das Denken noch elitärer ist, und es ist höchst erschreckend, die Entwicklung der Jugend hier anzuschauen. Wobei ich natürlich nur Äußerlichkeiten beurteilen kann. Die meisten von ihnen kümmern sich um ihre Kleider, ihren Freund, ihr Auto und ihre Noten. Zum »Aussehen« gehört eigentlich zum Glück nicht zwangsläufig viel Geld, aber die Symbole für das Ansehen, z. B. Markenkleidung, können eben doch wieder nur Reiche kaufen. Die Leute hier werden auch immer frühreifer. Die 15jährigen jetzt sind im Vergleich zu uns mit 15 viel »erwachsener«. Ich finde das extrem schade, und ich hasse es, daß es immer schlimmer wird. Ich möchte ganz ehrlich sagen, daß ich mich so nicht dazu zähle, genausowenig wie meine Freunde. Trotzdem sind wir natürlich sogenannte Kinder reicher Eltern, was bestimmt auch jeder einzelne genießt.

Ich mache mir viele Gedanken darüber, was passiert und wie es weitergehen wird, und dabei kann man eigentlich nur Angst bekommen. Ich verlange nicht, daß jeder sich riesig einsetzt, aber daß man etwas im kleinen Rahmen tut, finde ich absolut selbstverständlich! Es ist hier leider überhaupt nicht so klar, weil viele, glaube ich, nur bei einer Superkatastrophe kurz die Augen aufmachen. Man muß nicht, nur um ein Beispiel zu nennen, hundert Meter mit dem Auto fahren. Aber die Angst scheint nicht so groß zu sein.

Rassismus ist etwas, wovon wir hier unter der Glasglocke Tutzings nichts mitbekommen. Ich bin mir zwar sicher, daß es auch in Tutzing Rechtsradikale gibt, aber es sind sehr wenige. Ich werde diese Einstellung nie verstehen. Allerdings habe ich in einem Gespräch mit Rechtsradikalen in Zittau in der ehemaligen DDR annähernd verstanden, warum Leute solche Gefühle bekommen, was sehr interessant war. Es ist mir trotzdem unendlich fern. Ich finde, in diesem Punkt wird viel zu wenig gemacht. Nicht vom Volk, sondern von allerhöchster Stelle.

Meine Zukunftsangst geht nicht so weit, daß ich mein Leben nicht mehr genieße. Neulich meinte eine Schulkameradin, sie wolle keine Kinder gebären, weil sie keine in diese Welt setzen will. Das ist übertrieben. Ich denke, ein Kind ist das Schönste, was es gibt, und ich möchte gerne Kinder. Ich glaube, daß sie auch in einigen Jahren immer noch glücklich werden können. Es ist kein Weg, einfach keine zu bekommen.

Ich plane meine Zukunft so gut wie gar nicht. Ich weiß, daß ich gerne Fotografin werden möchte. Allerdings interessieren mich auch andere Dinge, und am liebsten möchte ich mehreres machen (hintereinander). Ich möchte nicht studieren, ich möchte lieber etwas Praktisches tun. Ich bin, glaube ich, eine der wenigen, die sich beruflich einzig und allein um den Interessenfaktor kümmern und nicht um das Geld. Ich bin sicher, ich werde nicht hungern, auch wenn ich nicht Jura oder BWL studiere. – Das Wichtigste in meinem Leben sind meine wirklich guten Freunde, und auch meine Familie ist mir sehr wichtig, da mir (zwischen-)menschliche Dinge wichtiger sind als materielle.

Nora, 19 Jahre, Tutzing

Klaus Hartung
Der Untergang der Jugend

Ein Monolog über einen gealterten Begriff

Wir sind in die Defensive geraten. Kein Zweifel, die Gefahr muß ernst genommen werden. Aber wirklich bedroht sind wir, die Inländer, eigentlich nicht. Bedroht sind Frauen und Kinder, türkische Frauen und türkische Kinder. Ausländer. Bedroht sind auch die Schwachen, die Behinderten, die Rollstuhlfahrer, die Obdachlosen, die in einer dunklen Hausecke schlafen. Aber auch wenn wir, die ganz große Mehrheit, uns darauf verlassen können, daß die öffentliche Ordnung garantiert ist, sind wir doch alle in der Defensive. Wir müssen etwas Selbstverständliches verteidigen. Etwas, das so selbstverständlich ist wie der Satz: Frauen und Kinder dürfen in unserer Gesellschaft nicht umgebracht werden. Doch bislang, in allen Jahrzehnten vorher, gab es keinen Grund, diesen Satz in den Mund zu nehmen. Ihn jetzt auszusprechen ist wiederum unsinnig, weil es geschehen ist und geschieht. Das Selbstverständliche, das verteidigt werden soll, existiert schon nicht mehr.

Wir wissen nicht, wie groß, wie verläßlich das Terrain ist, das wir nun verteidigen müssen. Halten wir wenigstens daran fest, daß der Feind bekannt ist. Die Rechtsradikalen. Sie sind sichtbar. Die Symbole, die Uniformen, die Aufmärsche. Wir studieren ihre Strategien in den neuen Bundesländern oder in Königsberg und Schlesien. Wir analysieren ihre organisatorischen Verflechtungen, die Wege ihrer Propaganda durch Schriften und Disketten. Wir sehen, daß sie den öffentlichen Raum besetzt haben. Aber dort, wo sie den öffentlichen Raum besetzen, erscheint dieser plötzlich diffus, offen, leer, von unserer Gesellschaft nicht beherrscht. Wir vermeiden ihn besser. Und dann tauchen aus dem Dunkel einer warmen Sommernacht oder aus Alkoholnebeln die Täter auf. Bei ihnen entdecken wir die Symbole und Uniformen, den Haarschnitt, die Reichskriegsflagge. Auch sie haben ihre rechtsradikale Vorgeschichte. Aber die ist nicht schlüssig, nicht so eindeutig, wie wir es erwarteten. Die Täter haben keine Strategie exekutiert, keine präzisen politischen Ziele verfolgt. Ihre Tat macht sie zu Feinden der Gesellschaft, unserer Gesellschaft. Aber sind sie DER Feind? Wie kann man sich gegen sie verteidi-

gen, die bis zur Tat Teil unserer Gesellschaft waren? Sie sind 16 Jahre, 19 Jahre jung; sie blicken kaum in den Gerichtssaal, und ihre tonlose Stimme bringt nichts zur Sprache. Das Entsetzlichste, was sie ausdrükken, sagen sie nicht: es bereitet ihnen, so scheint es, kein Problem, daß Kinder verbrannten.

Sie sind Jugendliche, beinahe selbst noch Kinder. Über diese Jugend muß also geredet werden. Und da, für einen kurzen Augenblick, scheinen wir festes Terrain unter den Füßen zu spüren. Nichts ist selbstverständlicher, als über die Jugend und ihre Probleme zu reden. Selbstverständlich ist auch der Begriff der Jugend, der uns immer ein besonderes Verständnis abverlangt. Gegenüber diesen Tätern jedoch setzt das Verständnis aus. So scheint es anstößig, von Jugendlichen zu reden bei Tätern, die beinahe nebenbei, aus nichtigem Anlaß und mit leeren Haßphrasen Menschen vernichten, ohne dabei ihren Alltag wesentlich zu unterbrechen. Scheint es bloß deswegen anstößig, hier von Jugend zu reden, weil jene nur eine verschwindend kleine Minderheit darstellen? Aber wer heute über die Jugend spricht, muß von den Mördern mit den Brandflaschen reden. Und wer von ihnen redet, der verliert das Selbstverständliche dieses Begriffs. Und mit dem Verlust dieser Selbstverständlichkeit scheinen noch viele andere Selbstverständlichkeiten wegzugleiten.

Was bedroht uns so sehr, daß die »schweigende Mehrheit«, die wir doch immer fürchteten, zum Hoffnungsträger wurde? Was hat die Lichterketten in dieser Massendimension erzeugt? Die Gefahr, daß der Faschismus wiederkehrt? Gewiß, die Angst davor war immer ein fester Bestandteil unserer politischen Kultur. Aber wenn wir tatsächlich die Wiederkehr befürchten würden, hätten wir uns viel energischer um Bündnispartner bemüht, hätten wir sorgfältiger unsere Verhältnisse untersucht. Die Klage, daß Justiz und Polizei auf dem rechten Auge schielen, mag belegbar sein. Aber blind sind sie nicht. Im Grunde vertrauen wir nach wie vor auf die demokratische Verläßlichkeit des Staatsapparates und auch darauf, daß »die« Gesellschaft nicht rassistisch ist. Wenn es anders wäre, würden wir uns eine so diffuse Panik und eine so uneingeschränkte Verallgemeinerung des Gefahrenbildes gar nicht leisten. Der Horror und das Mitleid mit den Opfern läßt uns vielleicht das merkwürdige Bild, das in dieser Zeit die Gesellschaft zeigt, übersehen. Eine Disproportion des Schreckens fällt, nüchtern betrachtet, durchaus auf. Da sind die Täter, ein paar hundert lebende Torpedos, bei denen der Rausschmiß aus einer Kneipe genügt, um sie scharf zu machen. Auf der anderen Seite: da sind die Parteien, Gewerkschaften, Behörden, Kommunen, Interessenverbände, Kulturszenen, Popmusiker und die »Gesellschaft« selbst, die sich zu Lichterketten vereinen. Der Schluß liegt nahe:

die Taten scheinen uns ein Verhängnis anzukündigen, eine tiefe, noch unbegriffene Veränderung unserer Verhältnisse.

Die Totalität der Ursachen

Die öffentliche Metaphorik der Ohnmacht und Verstörung, die immer wieder nach einem Brandanschlag in Erscheinung tritt: Da ist die Tagesthemenmoderatorin, offensichtlich schockiert, die den Experten aus der Sparte Jugend und Gewalt geladen hat. Auch der Experte steht sichtbar unter Schock. Die soziale Kälte, die die Taten verbreiten, lassen ihn an dem Sinn seiner Worte zweifeln. Aber er spricht vom Versagen von Elternhaus und Schule. Die Ursache also. Die Täter sind förmlich transparent, beinahe nichtssagend. Ihr neonazistischer Hintergrund verschwimmt mit der Trivialität. Um so ungebrochener fragt man nach den Ursachen. Die Suche nach der »Ursache« wenigstens verspricht einen festen Boden.

Beim Blättern im Katalog der Ursachen läßt sich etwa folgende Liste exzerpieren: In erster Linie natürlich das Versagen der Sozialisationsinstanzen Elternhaus und Schule, dann die Jugendarbeitslosigkeit, die unbewältigte Nazivergangenheit, die zunehmende Kälte unserer Gesellschaft, das Fehlen der Orientierungen, die Medien und ihr Gewaltkult, der Mangel an jugendspezifischen Einrichtungen, an Jugendhäusern und Clubs. Die Jugendlichen werden eingereiht in das unübersichtliche Heer der Modernisierungsverlierer, oder sie werden als Opfer des Kommunikationsabbruchs zwischen den Generationen beschrieben. Ihre tatsächliche Rohheit, ihr asozialer Mangel an menschlicher Phantasie, ihre abgebrühte Dumpfheit, mit der sie die Bilder verbrannter Kinder hinnehmen, gerät in dieser Ursachenforschung an den Rand des Blickfeldes. Das, was sie wirklich hassenswert macht, erscheint als Symptom ungeklärter sozialer Kausalitäten.

Die Optik der Ursachenforschung ist vertraut. In ihr erscheint der Begriff »der« Jugend noch als ein verläßlicher Ort, auf dem sich unsere bekannten gesellschaftspolitischen Kontroversen austragen lassen. Da gilt noch das Links-Rechts-Schema, das sonst zur Erklärung der Welt kaum mehr taugt. So werden jene jugendlichen Mörder als die Vollstrekker des Rechtsruckes, des rechten Tabubruches und der restriktiven Asylpolitik vorgeführt. Die »Linke« hat dabei, ganz gegen ihren alten Anspruch der Enttabuisierung, das Konzept der multikulturellen Gesellschaft in eine Sphäre schützenswerter Tabus transformiert. Sie wird wiederum von der »Rechten« haftbar gemacht für den Werteverlust infolge der antiautoritären Erziehung. Die jugendlichen Täter sind, so wird

suggeriert, Vollstrecker oder Profiteure uferloser Selbstverwirklichung. Rechthaberei ist natürlich der bequemste Versuch, einem Gefühl der Bedrohung auszuweichen. Es gehört zum Topos aller Katastrophenfilme, daß die Panik mit gegenseitigen Schuldvorwürfen beginnt.

Diese Ursachensuche wird ebenso hektisch wie rituell betrieben. Kosten werden nicht gescheut, Forschungsprogramme aufgelegt, Soziologische Institute und Jugendforschungseinrichtungen sind mit einem Schub von empirischen Studien auf dem Markt; das Auftragsvolumen für die diagnostischen Apparate der Gesellschaft wächst. Die Bedrohung legitimiert die psychologische und soziologische Empirie, an deren Sinn es ja nach der großen Umwälzung von 1989 einige Zweifel gab. Und die Forschungen ihrerseits, allein durch die Tatsache, daß sie stattfinden, legitimieren jugendpolitische Initiativen. Ein vages Gefühl von Unernst schwebt jedoch über diesen Anstrengungen.

Dabei »treffen« natürlich diese Forschungen etwas. Alle Ursachentheoreme lassen sich mehr oder weniger belegen. Die empirischen Forschungsprojekte sollen hier gar nicht denunziert oder kritisiert werden. Am aufschlußreichsten sind wohl Ergebnisse, die den Zusammenhang zwischen politischen Haltungen und der organisierten rechtsradikalen Szene aufarbeiten. Pauschale Urteile gegenüber Skins werden zu Recht revidiert. Auch kann man dankbar sein, wenn dem Mythos, wonach im Osten eine größere Neigung zum Rechtsextremismus bestehe, der Boden entzogen wird. Und theoretische Bedeutung haben wohl Untersuchungen, die die Idee eines Kausalnexus zwischen dem Werfen des Molotowcocktails und der Arbeitslosigkeit in Frage stellen. Aber diese Tatsache lehrt ja schon der Augenschein, die bloße Kenntnis der Täterbiographien.

Das Unernste entspringt eher der inneren Unverbindlichkeit der Ursachenforschung. Das Gesamt der Ursachen ist eine Deskription unserer Gesellschaft. Eine Totalität der Ursachen verweist auf die gesellschaftliche Totalität. Was ist der Sinn, wenn im Namen der aktuellen Bedrohung durch Pogrome Elternhaus und Schule angeklagt werden? Welchen Zeitraum wirksamer gesellschaftlicher Intervention haben wohl die Experten und Rechercheure im Auge? Die Ursachenforschung operiert stillschweigend in Zeiträumen, die die Gesellschaft nicht mehr hat. Und wenn dann, als Summe aller Erkenntnisse, feststeht, »die Täter kommen aus der Mitte der Gesellschaft«, verflüchtigen sich vollends alle denkbaren Möglichkeiten einer praktischen Intervention.

Wenn die Täter aus der Mitte der Gesellschaft kommen, dann erblikken wir in ihnen eben auch die Mitte. Das schon berechtigt zu einem allgemeinen Alarmismus. Zugleich aber begegnen wir einer paradoxen Selbstbespiegelung. Beinahe süchtig studieren wir in der Totalität der

Ursachen die Totalität der Gesellschaft. Reisende Ausländer in Deutschland stöhnen leise, daß sie in keinem Gespräch mit Deutschen dem Thema der deutschen Fremdenfeindlichkeit entgehen können. Das »gesunde Volksempfinden« ist schizoid geworden: Einer massenhaften Fremdenfeindlichkeit steht – wenn man ein halbes Jahr Zeitungslektüre zusammenfassen will – ein ebenso massenhafter Drang zur Introspektion gegenüber. Die Energie der Ursachensuche wird offenbar von diesem schizoiden Selbstbild der Deutschen gespeist. Ein neuer deutscher Autismus zeigt sich. So verständlich es ist, wenn die Forschungen, Reportagen, Recherchen die Gewalt vor dem Hintergrund der deutschen Vergangenheit darstellen, so merkwürdig ist es wiederum, daß dabei gleichzeitig eine Seite der Gegenwart, eine Seite, die wir alle tagtäglich im Kopf haben, ausgeblendet wird: die Tatsache nämlich, daß in Europa Krieg herrscht und Kriege vor der Tür stehen; daß wir in einer Gegenwart leben, in der Eroberungen belohnt werden und Völkermorde straflos bleiben.

Diese Ursachensuche ist gar nicht so selbstverständlich. Warum wird sie dennoch so hartnäckig, so rituell betrieben? Um mit einem banalen Einwand die Frage zu verschärfen: Bei Amoktätern wird kaum nach gesellschaftlichen Ursachen geforscht, allenfalls wird die individuelle Genese ermittelt, aber ohne den Druck, nun die auslösende Struktur aufzudecken. Die Gesellschaft hat sich damit abgefunden, daß sie durch solche Täter verletzbar ist. Sie nimmt selbst Nachahmungstaten hin. Dafür wird der Täter als verrückt etikettiert. Die Brandanschläge von Hünxe, Mölln, Solingen ähneln strukturell Amoktaten. Der Unterschied ist allerdings, daß keine Einzeltäter auftraten. Auch bei den Taten von organisierten Neonazis würde man nicht nach Ursachen forschen, sondern die Bekämpfbarkeit ihrer Organisation eruieren. Warum also ist für uns der Ursachenbegriff dennoch so wichtig?

Ist der Grund darin zu suchen, daß der Begriff der Ursache eine Metapher für Praxis schlechthin darstellt? – Eine Gesellschaft, die sich um die sozialen Ursachen kümmert, wenn ihr Menschen gefährlich werden, hat ja ein bestimmtes Selbstverständnis: Sie glaubt, genug Kraft, Zeit und praktische Möglichkeiten zu haben, soziale Probleme zu lösen. Es ist also der Anspruch auf Lösung von Widersprüchen, der den Ursachenbegriff legitimiert und beinahe obligatorisch macht. Daher ist dieser Begriff auch eng mit dem Begriff »der« Jugend verbunden. Denn die Jugend wird – so haben wir es uns angewöhnt – ganz selbstverständlich als ein Feld der gesellschaftlichen Lösungen verstanden. In der Jugend soll die Chance liegen, jene Widersprüche, Anomien und bedrohlichen Prozesse zu überwinden, mit denen wir in der Gegenwart nicht fertig werden. Jugendpolitik ist mithin Gesellschaftspolitik, und die Jugend selbst ist die Garantie

der Erneuerungsfähigkeit der Gesellschaft. Daran halten wir um so mehr fest, weil in den letzten zehn Jahren alle anderen gesellschaftspolitischen Utopien von der Realität zersetzt wurden. In dem Verhältnis von Ursachenforschung und Jugend wurden gewissermaßen die Desiderate einer gesellschaftsverändernden Praxis oder eines volkspädagogischen Optimismus aufbewahrt. Es war eine gesellschaftlich notwendige Fiktion, die nicht zuletzt die Tätigkeit von Sozialarbeitern, Streetworkern, Soziologen, Psychologen, Administratoren legitimierte; eine Fiktion, die für das Verlangen, in einer sicheren Gesellschaft zu leben, unverzichtbar war. Es scheint, daß die rassistischen Untaten von Jugendlichen genau diese Fiktion und dieses Selbstverständnis getroffen haben. Wir glauben im Grunde nicht mehr daran, daß wir die Verhältnisse beherrschen können, wenn wir das Bedrohliche auf »die« Jugend projizieren; wir können auch nicht mehr hoffen, daß durch Erkenntnis der Ursachen »die« Gesellschaft schon irgendwie ihren inneren Frieden sichern kann oder daß durch das ganze diagnostische und jugendpolitische Instrumentarium der Staat den Normalzustand wieder herstellen wird.

Die langanhaltende Jugend stirbt

Das ganze sozialpädagogische und diagnostische Instrumentarium, das für die Jugend und ihre Probleme entwickelt und alimentiert wurde, hatte in der früheren Bundesrepublik eine starke Legitimation, weil es mit einer bestimmten gesellschaftlich anerkannten Idee von Jugend korrelierte: Jugend, das war gleichbedeutend mit dem kritischen Potential der Gesellschaft. Protest und Aufbegehren gehörte zur Jugend. Die Jugend war eine Art Avantgarde in Reserve, kraft ihres Alters. Die Gewalt der Hausbesetzer, der »Hafenstraßen« in den Metropolen und der Provinz, die Straßenschlachten mußten immer mit einem beträchtlichen Aufwand an Denunziation und reaktionärer Rhetorik eingedämmt werden. Die »Chaoten« konnten dabei jederzeit auf einflußreiche Fürsprecher zählen, und sie konnten die Zonen ihres selbstgestalteten Lebens behaupten. Erfolgreich beanspruchten sie einen Teil des Freiraums und der reduzierten Verantwortung, den die Gesellschaft der Jugend gewährte, für sich.

Die Täter von Mölln und Solingen kann man nach der Tat als Wirrköpfe abqualifizieren. Ihre neonazistischen Kampfgenossen aber spielen inzwischen routiniert mit dem Muster des Protestes, des Aufbegehrens gegen »die« Gesellschaft. Auch sie verweigern sich gegenüber »der« Gesellschaft. Aber die tradierten Privilegien, auf die ein Aufbegehren rechnen konnte, verweigern wir ihnen. Zu Recht. Wir erschrecken vielmehr

darüber, wie erfolgreich jene Rechten die Muster der Protestbewegungen und des linken Widerstandes kopieren.

Der Unterschied liegt auf der Hand: Die antiautoritären Gewalttäter begehrten auf im Namen ihrer Bedürfnisse, mit dem Anspruch einer humaneren Gesellschaft, und sie kamen aus einer Kritik der bestehenden Gesellschaft. Der Protest der neuen Täter sprengt nicht die Konformität der alten Gesellschaft, sondern soll die Konformität der Älteren vollstrecken. Es sind präventive Akte der Anpassung an das, was in dieser Gesellschaft mächtig zu werden droht. Dennoch: in einem Punkt gibt es eine Ähnlichkeit zwischen der tödlichen Unreife der Brandstifter und der ideologischen Verblendung der »Chaoten«. Der Schrecken, den jene Täter erzeugen, beruht nicht zuletzt auf ihrer Unberührbarkeit. Daß auch sie ihr kurzes Leben zerstört haben, daß sie – den schrecklichen Tod von Kindern und Frauen auf dem Gewissen – die Welt der Normalität, der Mitmenschen verlassen haben, scheint sie beinahe gleichgültig zu lassen. Eine unheimliche Unverwundbarkeit haftet den Tätern an, die nur eine Uniform gewährt: die der Avantgarde. Nur wenn man sich als Avantgarde, als Vollstrecker einer künftigen Wirklichkeit fühlen kann, zählt die Zerstörung des eigenen Lebens nicht.

Es wäre naiv zu glauben, man könne die jugendlichen Skins, die unter Gegröle einen Rollstuhl umkippen oder einen Afrikaner aus der S-Bahn stoßen, oder die schlagbereiten Freunde der »Oi«-Musik aus dem Bereich des utopischen Jugend-Begriffs verbannen und diesen Begriff gleichzeitig noch fortschreiben. Jene sind nicht aus dem Freiraum »Jugend« ausgebrochen, sondern er ist mit ihnen zusammengebrochen. Wenn Schulen und Kinderzimmer sich mit Waffen füllen und die Stärkeren erproben, wie sie die Schwächeren terrorisieren können, dann ist die gewohnte Kultur des »kritischen Potentials Jugend« nicht mehr zeitgemäß.

Jener utopische Jugendbegriff entsprang dem säkularen Generationskonflikt, der 1968 seinen historischen Höhepunkt fand. Die 68er-Generation zerbrach den Reproduktionszyklus der Gesellschaft der Nazizeit und des faschistischen Krieges. Sie drang ein in das kulturelle und politische Vakuum, das jene ältere Generation mit dem Wirtschaftswunder geschaffen hat. Es wird oft übersehen, daß die Achtundsechziger nicht nur aus der unbewältigten Vergangenheit ein revolutionäres Potential schufen. Sie nutzten auch den Widerspruch zwischen dem durch das Wirtschaftswunder angehäuften gesellschaftlichen Reichtum und den vorherrschenden Konformitätsnormen. Die Idee der Selbstverwirklichung entsprang auch dem realistischen Sinn für die Möglichkeiten jenes unerschlossenen Reichtums. Triebverzicht widersprach der erreichten Produktivität und den noch unentfalteten inneren Märkten der Konsum-

gesellschaft. Der Gedanke an das Alter war nicht mehr mit Not und Elend verbunden. Also stand »die« Jugend auf der Tagesordnung. Leistung hatte als dominanter Wert ausgespielt.

Die Revolte zerstörte die überalterten und restaurierten Strukturen der Universitäten, der staatlichen Fürsorge, der Schulen. Die hämischen Analysen nach 68, wonach die Revolte »nur« eine Modernisierung der Gesellschaft gewesen sei, sind in ihrem Reduktionismus verfehlt, weil es immer historischer Anstrengungen bedarf, um Modernisierungen, die »objektiv« auf der Tagesordnung stehen, auch wirklich durchzusetzen. Bei aller, auch zerstörerischen Energie und bei allen sektiererischen Selbstannihilationen blieb der lebensreformerische Impuls bis weit in die achtziger Jahre ungebrochen. »Die« Jugend wurde zum Modell und Experimentalraum der gesellschaftlichen Zukunft. Sie wurde als Peace corps oder als Randgruppenarbeiter an die Konfliktherde der Gesellschaft und der Welt gerufen. Mit dieser Idee der Jugend hatten die westliche Welt und ihre Gesellschaften eine optimistische Vision der Verhältnisse.

Kein Wunder, daß der Freiraum der Jugend sich erweiterte, sowohl in den gesellschaftlichen Verhältnissen als auch im Lebensalter. Das liberale Jugendstrafrecht, die Schulreformen, der allgemeine Bildungsanspruch, die Verwandlung der Sozialhilfe vom Armenrecht zum sozialen Recht, die ganzen Quellen von »Staatsknete« – alles Zeichen dafür, daß die Gesellschaft willens war, ihr Potential zu hegen und auch Mißbrauch bis zu einem gewissen Grade zu tolerieren. Lange Studienzeiten wurden akzeptiert. »Die« Jugend konnte bis zu einem gewissen Grade die altersspezifische Leistungspyramide erschüttern.

So entwickelte sich ein Modell der langanhaltenden Jugend. Es gehörte zum inzwischen durchaus konformen Anspruch auf Selbstverwirklichung, daß auch Erwachsene auf Karriere und Leistung verzichteten, auch noch als Vierzigjährige mit ihrem Leben und dessen Sinn experimentierten. Ebenso selbstverständlich, wie Kinder mit auf die »Demo« genommen wurden, näherten sich die Lebensstile, Moden und Verhaltensweisen von Eltern und Kindern einander an. Kinder durften sich mit den Liebesproblemen ihrer Eltern beschäftigen und mußten ihrerseits die Erschütterungen der ersten Liebe auf den Tisch der Wohngemeinschaft legen. Die Hymne des »For ever young«. Diese langanhaltende Jugend hat den Generationskonflikt beinahe bis zur Unkenntlichkeit abgestumpft. Eine historische Ironie für eine politische Bewegung, die aus dem Generationskonflikt kam. Jetzt mehren sich die Nachrichten, daß Eltern aus der antiautoritären Bewegung allmählich ungeduldig werden, weil ihre tertiären Nesthocker das Zuhause so angenehm empfinden.

In diesen Jahrzehnten wechselten zwar oder zerbrachen die revolutionären Strategien. Doch die Orientierung auf das Allgemeine blieb. Auf

die Weltrevolution und den Aufstand der Dritten Welt folgte der Kampf gegen die Atomenergie und für den Frieden, folgte die alles beherrschende Drohung des Ozonlochs und Rettung der Wale als Kampf für die natürliche Ordnung überhaupt.

1989 stellte sich heraus, daß uns die Gefahr des Ozonlochs mehr bewegte als die Verfolgung durch die Stasi, daß die Solidarität mit Nikaragua wichtiger war als die Solidarität mit den Dissidenten im Kampf um eine zivile Gesellschaft. Die Schrecken der Umweltkatastrophe überdeckten fast vollständig die barbarischen Kräfte, die sich im Zerfall der Sowjetunion aufbauten. Das Jahr 1989 hat eben auch erbarmungslos offengelegt, daß jene langandauernde Jugend ein Gehäuse an der Sonnenseite der Ost-West-Spaltung war. Das Gehäuse ist zerbrochen.

Die Wirklichkeit hat es zerbrochen und nicht die rechte Politik. Auch die Einschränkungen jenes Freiraums, die Verkürzung der Studienzeiten, die Einsparungen von Alimentationen, die verschärfte Kontrolle des Mißbrauchs sozialstaatlicher Leistungen, all diese Tendenzen entsprechen zwar rechter Politik, aber haben ihren Ursprung in einer veränderten Realität. Es ist unwürdig, wenn jetzt Spätachtundsechziger ein Klagelied anstimmen, nunmehr habe der Angriff gegen 68 begonnen. Wenn 25 Jahre nach 1968 die Konservativen immer noch die Achtundsechziger für die gegenwärtigen Probleme haftbar machen wollen, dann ehrt das eher. Offenbar halten sie die Möglichkeit jener Generation, selbstkritisch ihre Prinzipien zu revidieren, für einen bedeutenden Beitrag in dieser Zeit.

Terroristen des Vorgefühls

Nichts scheint unsinniger, als dafür zu plädieren, die Täter und Taten von Mölln bis Solingen ernst zu nehmen. Schließlich stehen sie im konzentrierten nationalen Interesse, sind Thema von Regierungserklärungen und außenpolitischen Stellungnahmen in aller Welt. Aber wieweit nehmen wir die Pogrome und ihre Täter ernst, wenn wir sie mit so einer großen Selbstverständlichkeit als Symptome eines allgemeinen Rechtsruckes, als Exponenten eines deutschen Rassismus oder deutscher Fremdenfeindlichkeit oder als Beispiele des Versagens der Achtundsechziger behandeln; wenn wir andererseits, in einem liederlichen Umgang mit sozialen Kausalitäten, aus den Taten all das herauslesen, woran es »unserer« Gesellschaft mangelt oder womit sie nicht fertig wird – von der Jugendarbeitslosigkeit bis zum Fehlen von Jugendeinrichtungen? Immer noch ist »die Jugend«, so scheint es, Projektionsfläche des gesellschaftlichen Selbstverständnisses. Die Sprachlosigkeit,

die grauenerregende soziale Unreife der Täter erleichtert solche Projektionen.

Aber wäre es nicht an der Zeit, damit aufzuhören, in die Täter die Probleme und Defizite »unserer Gesellschaft« hineinzulesen? Versuchen wir vielmehr, das Bild der Gesellschaft, das aus den Taten und der Sprachlosigkeit der Täter sehr wohl spricht, herauszulesen. Diese Gesellschaft läßt sich beschreiben. Es ist eine Gesellschaft, die keine Zukunft hat; bei der die Gegenwart alles ist; eine Gesellschaft, in der Behinderte und Schwache überhaupt als Parasiten gesehen werden, die den knapper werdenden kollektiven Besitz, den Sozialstaat, konsumieren. Es ist eine Gesellschaft von »unseresgleichen«, bei der nicht die Ideen eines besseren Lebens, sondern das Sich-Behaupten, das Überleben, das Ich-oder-der-Andere zählen. Der Begriff eines Gemeinwohls fehlt. Politisches Engagement ist Phrase. Zivilisation ist Schwäche. Die da oben machen doch, was sie wollen. Die Parteien reden nur und verbrauchen unser Geld. Weltgesellschaft, europäische Verantwortung sind das Geschwätz derer, die gut leben. Keine Entwicklungspolitik wird verhindern, daß wir von Flüchtlingen aus Hungerzonen und Bürgerkriegen überschwemmt werden. Diese Gesellschaft lebt in einem Europa der Kriege, deswegen müssen wir unsere Nation verteidigen.

Es sollte eingestanden werden, daß es genau diese Vision von Gesellschaft ist, die uns schreckt. Die Extrapolation jenes Gesellschaftsbildes bedarf keiner besonderen interpretatorischen Mühen. In der Beschreibung mischen sich Realität und Möglichkeit, wirkliche Tendenzen und drohende Zukunft. Und der Unterschied, der Abstand zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit ist in dem Europa der ethnischen Säuberung, des Balkankrieges nur noch eine Frage der Geographie. Ob Jugendliche nur barbarische Einzeltäter sind oder als Milizionäre, Wächter von Konzentrationslagern, durch Massenerschießungen und Vergewaltigungen ihre Volksgemeinschaft verteidigen, ist inzwischen nur eine Frage von ein paar hundert Kilometern.

Bis 1989 konnte mit großem Recht die Bundesrepublik als die europäischste Nation bezeichnet werden. Die Westdeutschen waren in zweiter Nationalität Europäer. Der politische und kulturelle Konsens nährte dieses Selbstverständnis. Als Europäer und im Bewußtsein, daß vor allem »unsere« Jugend europäisch gesonnen war, konnten wir uns endlich befreit sehen vom Verhängnis unserer Vergangenheit. Jetzt aber finden wir uns wieder in einem Europa, in dessen Osten praktisch alle Grenzen umstritten sind, in einem Europa der nationalen Kriege. Und auch Deutschland befindet sich, nachdem es die volle Souveränität erhalten hat, in der Phase der Konstitution eines Nationalstaates. Die politische und (selbstverschuldete) intellektuelle Hilflosigkeit gegenüber dieser

neuen Realität weckt im Heer »unserer« europäischen Jugend die neuen Milizionäre.

Nein, diese Gesellschaft, die uns aus diesen Tätern anblickt, das kann nicht »unsere« Gesellschaft sein. Aber die Empirie lehrt uns, daß diese Täter aus der »Mitte der Gesellschaft« kommen. Wenn wir das ernst nehmen, heißt es, daß das Totum »unserer Gesellschaft« gebrochen ist. In der Mitte taucht eine andere Gesellschaft auf, die praktisch alles, von der öffentlichen Sicherheit bis zur distributiven Gerechtigkeit des Sozialstaates, in Frage stellt. Inmitten unserer Gesellschaften tritt die Barbarei in Erscheinung, die die Politik Westeuropas an die östlichen oder südöstlichen Ränder zu bannen versucht. Diese schockierende Erfahrung provoziert jenen diffusen Alarmismus, jene hektische Ursachensuche und die Beschwörungen des deutschen Rassismus. Denn – um einen Schlüsselbegriff aus dem übel aufgenommenen Essay von Botho Strauß zu übernehmen – wir alle leben im »Terror des Vorgefühls«. Und die Sechzehnjährigen, die im Nebel von Alkohol und Wut ihre private ethnische Säuberung veranstalten, SIE sind die Terroristen des Vorgefühls.

Den Barbaren hat – das Wort besagt es – die zivilisierte Gesellschaft immer vorab die Sprache abgesprochen. Als sprachlos gelten die jugendlichen Täter. Denn sie sprechen nicht zu »unserer« Gesellschaft. Aus ihnen spricht vielmehr eine andere Gesellschaft, die nicht mehr die »unsrige« ist. Von der wir nichts hören wollen. Die Täter sind auch nicht orientierungslos, sondern agieren unter dem Diktat neuer Orientierungen. Aber auch »unsere« Gesellschaft spricht nicht zu ihnen. In ihren Strukturen satt und luxurierend, im Geistigen verstört und auf Abwehr der Veränderungen eingestimmt und hilflos dem Lebendigen gegenüber, fühlt sie sich in ihrer Ohnmacht ertappt. Die merkwürdige Entschlossenheit der alarmierten schweigenden Mehrheit der Deutschen, nun gegen die Fremdenfeindlichkeit überhaupt ins Feld zu ziehen – ein aussichtsloser, weil ins Anthropologische zielender Kampf –, wird plausibler, wenn man in ihr die Spuren einer Flucht vor der Ohnmachtserfahrung entdeckt.

Was ist der Gewinn solcher Überlegungen? Bestenfalls die Einsicht. Instrumente zum Kampf gegen rassistische Mörder werden damit nicht an die Hand gegeben. Aber vielleicht fördert sie einen realistischeren und pragmatischeren Umgang mit den Repressions- und Sanktionsinstrumenten unserer Gesellschaft. Eingesehen werden muß, daß »unsere« Gesellschaft keine anderen Mittel in der Hand hat, als die Polizei und Justiz zielgenau einzusetzen, die Täter zu ächten und im übrigen dafür zu sorgen, daß die Ausländer politisch integriert werden, politisch als Wähler und Gewählte vertreten sind. Das Operieren mit »gesellschaftlichen Lösungen« ist nicht nur leer, sondern auch verantwortungslos. »Die«

Gesellschaft läßt sich nicht mehr emphatisch ansprechen. Sie kann nicht mehr Widersprüche lösen, sondern WIR müssen Konflikte und Bedrohungen eindämmen und kontrollieren. Es sind auch keine Widersprüche im üblichen Sinne, die sich in den Pogromen ausdrücken, sondern Ankündigungen einer neuen Gesellschaft, gegen die sich zu wehren erst noch gelernt werden muß. Wir können auch nicht mehr die »Ursachen bekämpfen«, sondern nur noch die Folgen bewältigen.

Aber es ist wichtig, daß diese Reduktion auf das Mögliche nicht als »bloße« Symptombekämpfung diskriminiert wird; daß der Verlust der Allmachtsvorstellung, der immer noch in dem emphatischen Begriff von Gesellschaft steckt und vor allem in deren Begriff von »Jugend«, nicht als Niederlage begriffen und in Resignation angenommen wird, sondern als eine Wendung zu den realen Aufgaben. In dieser Übergangszeit sind die Kräfte der gesellschaftlichen Intervention schwach. Aber wenn es wahr ist, daß es um die Verteidigung des »zivilisatorischen Minimums« geht, dann müssen sie zusammenkommen. Alle Themen, die jetzt aufgerufen sind – das liberale Jugendstrafrecht, die demokratische Eindämmung staatlicher Gewalt, der Leistungsbegriff, der Umbau des Sozialstaates –, werden von der Wirklichkeit gesetzt. Es ist bequem und naheliegend, sie im alten Links-Rechts-Schema abzuhandeln – naheliegend deswegen, weil in den ideologischen Blockaden, mit denen die zivilen Kräfte sich zersplittern, immer noch die alte Bundesrepublik simuliert werden kann. Nichts macht die Flucht vor der Realität einfacher als die Fortführung erprobter Prinzipienstreitereien. Eine veränderte Realität liefert dann zudem immer noch neues Material. Aber Realitätsflucht ist – wie Hannah Arendt bemerkt – immer auch Flucht vor der Verantwortung.

Das gilt, wenn man dieses Abstraktum noch benutzen darf, insbesondere für die »Linke«. Es ist leider so, daß die »Rechten« näher an der neuen Realität sich bewegt. Die alten Themen des konservativen Weltbildes – Leistung, Werte, Verantwortung, Autorität, Orientierung – haben eine neue Aktualität. Es ist mithin überaus leicht und verführerisch, die gesellschaftlichen Veränderungen, die den konservativen Wertekanon plausibel machen, darum als einen allgemeinen Rechtsruck wahrzunehmen. Es ist paradox: die linken Bedrohungsbilder von der rechten Übermacht sind zum ersten Mal realistisch, nicht, weil die Rechte stark ist, sondern die Linke gegenüber der Realität schwach. Der konservative Wertekanon ist nicht zufällig näher an der Aktualität. Denn er entspringt einer pessimistischen Anthropologie und der Bewahrung des historisch älteren Wissens von dem barbarischen Kern der Zivilisation. Die positive Anthropologie, die soviel in Gang gesetzt hat, vom Primat der Resozialisierung bis zu jenem Netz institutioneller Jugendarbeit und zur Alimentierung der Freiräume für »die Jugend«, kann nicht als zeitlos gültige

Maxime beschworen werden. Sie muß deswegen nicht preisgegeben werden. Abschwören ist ja nur der letzte Reflex des Ideologen. Aber es ist auch nicht die Zeit für das emphatische Vertrauen auf eine optimistische Anthropologie. Nicht ideologische Wendungen werden gefordert noch Entscheidungen über die richtige gesellschaftliche Utopie. Sondern ein pragmatischer Pessimismus ist in dieser Zeit aufgerufen.

Diese Einsicht heißt also auch, daß die »Linken« endlich aufhören, sich damit zu befriedigen, daß die »Rechten« mit ihrer Asylpolitik die eigentlichen Täter von Solingen oder Mölln waren. Selbst wenn nachgewiesen werden kann, daß den Rechten eine politische Verantwortung zukommt, sind sie, d. h. die CDU-Politiker oder SPD-Bürgermeister, eben nicht die »eigentlich« viel schlimmeren, weil unerkannten Rassisten. Sie sind trotz alledem die Bündnispartner im Kampf gegen die Barbarei.

Es wird hier also nicht für ideologische Wendung plädiert, mithin auch nicht dafür, jenen konservativen Wertekanon zu übernehmen. Sondern es gilt die neue Realität, die sich in seiner Aktualität anmeldet, zu verstehen. Es geht um die Kompromißfähigkeit, in der die zivilen Kräfte gebündelt werden können. Und es ist eine verantwortungslose Fiktion, so zu tun, als ob die zivilen Kräfte dieser Gesellschaft ausschließlich links stünden. Eine Linke, die angesichts von KZs, Massenvergewaltigungen und dem Abschlachten von Kindern in Bosnien den Frieden für wichtiger hält als die Menschlichkeit, hat wenig Recht, sich moralisch überlegen zu fühlen.

Die Zeit ist vorbei, in der man darauf vertrauen konnte, daß sich das Allgemeine im Streit der Interessenformationen um die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums schon durchsetzen werde. Mithin muß mit der Einschränkung jenes Begriffs von individueller Freiheit gerechnet werden, der es erlaubt, die Verantwortung fürs Allgemeine dem Staat zu überlassen. Man könnte hier natürlich auch ein Plädoyer für die Zivilcourage halten. Das wäre viel unkontroverser, aber auch unwirksamer. Außerdem ist Zivilcourage etwas, was sich um so mehr verflüchtigt, je dringlicher es gefordert wird. Nein, das Allgemeinwohl kostet etwas. Mit Sicherheit fordert es die Zusammenarbeit mit Leuten, die wir in besseren Zeiten als unsere Gegner betrachten konnten.

Diese Abschweifung führt zurück zum Begriff »Jugend«. Wenn die Wirklichkeit in dieser Zeit des Übergangs tatsächlich vor der Verteidigung der zivilen Normen steht, dann wäre »die Jugend« als Freiraum und Ort beschränkter Haftung ein obsoletes Projekt. Es fehlt die Zeit und wohl auch die Kraft, noch eine Sphäre zu nähren, in der die Gesellschaft mit der Entfaltung ihrer besseren Möglichkeiten zeitlos experimentieren kann. Gewiß, gegen die Privilegierung einer solchen geschützten Sphäre »Jugend« hatten die Konservativen schon immer etwas. Sie läßt sich nicht

zurückgewinnen durch verbissene Anstrengungen, mit denen die Kontinuität des konservativen Denkens entlarvt wird. Aber wenn man sich – was bei einem ideologisch so aufgeladenen Thema immer fragwürdig ist – auf persönliche Eindrücke beziehen darf: Es scheint, daß die älteren Generationen aus der hohen Zeit der »Jugend« den Verlust jenes Freiraums schmerzlicher empfinden als die Jugendlichen selbst. Sie, die Zöglinge antiautoritärer Anstrengungen, zeigen mehr Realitätssinn, Geistesgegenwart und Zuwendung zu dieser bedrohlichen Gegenwart, als die Konservativen es erwarten und die »linken« Eltern es für möglich halten.

Ein Bild dieser Zeit, erzählt im Freundeskreis: Sommer 1992 in der Adria, ein Schiff der »Jadrolinja«, auf der Fahrt von Split nach Rijeka. Auf dem Oberdeck reden und flirten junge Mädchen aus Berlin mit jungen kroatischen Soldaten, die zurück zur Front fahren. Die antiautoritären Mädchen provozieren, locken die Soldaten und halten sie gleichzeitig kühl auf Distanz. Die Soldaten sind betrunken, stehen unter Drogen, sind laut und forciert lustig. Über den Krieg wird nicht geredet. Er ist da. Es gibt Momente düsteren Schweigens. Das Schiff ist keine Metapher der Zusammengehörigkeit. Jugend und die Verständigung der Nationen? Ein veralteter Spruch. Nach dem Einlaufen in den Hafen trennt man sich. Wer könnte diesen Jugendlichen sagen, wie sie sich heute auf diesem Erdteil bewegen müssen?

Eigentlich müßte ich über die Hoffnungen und Ängste der »Jugend« einiges wissen, schließlich bin ich ein Teil von ihr. Aber ich wehre mich gegen das allgemeine Bild der Perspektivlosigkeit der einen, die ihre eigene Ohnmacht in zerstörender Brutalität ausdrücken, und der blinden Zuversicht der anderen, die jetzt schon ihre Hochzeit und ihr Eigenheim mit Garten planen.

Viele Dinge, die um mich herum geschehen, sind für mich unbegreiflich. »Die deutsche Jugend wird rechtsradikal.« Aha. Ich für meinen Teil habe nur durch die Medien zu dieser Jugend Kontakt, und ich habe keine Ahnung, was diese Randale soll. Ich will auch nicht den Erklärungen von irgendwelchen Soziologen glauben, die aus Tätern Opfer der Wende oder Opfer von sonstwas machen. Was nützt es den kleinen toten Mädchen aus Mölln, wenn ihre Mörder sie »nur« aus mangelndem sozialen Halt oder aus Langeweile umgebracht haben?

Und diese Entschuldigungen werden angenommen, da kann man so viele Lichterkettenaktionen starten, wie man will, solange diese Verbrechen von der Justiz beinahe als »Kavaliersdelikte« abgewertet werden. Es war ja zugegebenermaßen vor meiner Zeit, aber wenn ich erzählt bekomme, wie der Staat gegen die RAF vorgegangen ist, von der gezielt einige Mächtige umgebracht worden sind, und wie jetzt tatenlos zugesehen wird, wie absolut wahllos Kinder ermordet werden, nur weil sie die falsche Hautfarbe haben, drängt sich das Denkmuster »alle Menschen sind gleich; nur einige sind gleicher« auf.

Obwohl ich es gern möchte, kann ich an Gerechtigkeit in unserem liberalen, demokratischen Staat nicht glauben. Es ist wohl alles eher eine Frage von Geld und Macht.

In Tutzing leben viele Menschen, die Geld und Macht besitzen. Ihre Kinder sind meine Mitschüler. Der eine Teil von ihnen betrachtet die Schule als Dienstleistungsbetrieb, den sie in Anspruch nehmen, um möglichst gute Noten, egal auf welche Art und Weise, ein gutes Abitur und somit den richtigen Studienplatz zu erhalten. Richtiger Studienplatz, das heißt BWL, Jura oder Medizin, aus ihnen werden dann angesehene Akademiker.

Der andere, meist weibliche Teil betreibt Imagepflege. Man bzw. frau ist jung, reich und schön, hat Stil und Geschmack und natürlich den notwendigen intellektuellen und emotionalen Tiefgang. Die Probleme sind etwa der gleichen Art, obwohl jede sich für ausgesprochen individuell hält.

»Warum hat der Freund seit 24 Stunden nicht mehr angerufen? Liebt er mich noch? Auf welches Fest gehe ich am Wochenende und was ziehe ich an? Sind meine Beine zu dick, zu dünn, zu krumm? Sollte ich eine Diät machen, um ›ihm‹ zu gefallen?« (Leider sind die beiden letzten typisch »weibliche« Probleme, obwohl sich jede einzelne für voll emanzipiert hält.)

Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, wie überall anders auch, doch muß man sie wirklich suchen.

Meine Perspektive für die Zukunft? Ich möchte Hebamme werden. Ich wünsche mir für mich, keine deutsche Waschmittelreklame-Hausfrau oder völlig abgedrehte Esoterik-Henne zu werden, auch die Rolle der harten Karrierefrau gefällt mir nicht, sondern ich will versuchen, möglichst normal, das heißt meinen echten menschlichen Bedürfnissen entsprechend zu leben.

Anne, 19 Jahre, Tutzing

Nach der Wende wurde offensichtlich, was der real existierende »Sozialismus« den Menschen Osteuropas gebracht hatte, nämlich Unzufriedenheit, Armut und Zerstörung der Umwelt. Für mich war der Ostblock nie ein Beispiel gewesen, sondern mehr Kuba und die revolutionäre Bewegung in Südamerika, weil für mich immer feststand, daß es sich beim Stalinismus um nichts anderes als um ein totalitäres System handelte. Es kam also die Frage auf, wie ein neues Konzept für die linke Politik in Deutschland aussehen müßte. Mit der Zeit verlor ich das Interesse, oder besser gesagt, ich war frustriert über die Zerstrittenheit der Linken untereinander, während der rechtsextreme Mob in Deutschland wütete und ein Asylbewerberheim nach dem anderen in Flammen aufging, als etliche Ausländer von Skinheads brutal ermordet wurden und die Bevölkerung ratlos zuschaute und ein paar von ihnen sogar Beifall klatschten.

Meine erste und einzige Erfahrung mit rechter Gewalt, oder auch mit Gewalt schlechthin, machte ich auf einer Studienfahrt nach Weimar, als meine Mitschüler und ich von fünf Rowdies angegriffen und geringfügig verletzt wurden. Ich war durch dieses Ereignis sehr schockiert, weil es mir zeigte, mit welcher Aggressivität junge Leute heutzutage vorgehen. Für mich hatte immer die Devise gegolten, daß man Konflikte verbal austrägt, und ich war in dem Moment empört über die Machtlosigkeit von Worten, als ich merkte, wie gewaltbereit die Skinheads vorgingen.

Für mich sind alle Menschen grundsätzlich gleich. In jedem Staat gibt es gute Menschen, die tolerant sind, Respekt vor anderen haben, rechtschaffen sind und weitgehend ohne Vorurteile leben. In jedem Staat und überall auf der Welt gibt es schlechte Menschen, die sehr viel Haß empfinden, neidisch sind, sich an ihren Mitmenschen bereichern oder krampfhaft irgendwem die Schuld für ihre Probleme unterschieben wollen und eventuell auch rassistisch denken.

Ich persönlich bin nicht kriminell. Ich bin noch auf der Suche nach einem Weg durchs Leben, bin jedoch nicht religiös, weil ich versuchen will, der Realität ins Antlitz zu schauen, außerdem suche ich nach meinen eigenen Fehlern. Wenn ich Kummer habe, könnte ich diesen nie in Form von Aggressivität an anderen auslassen. Wenn ich mal überhaupt nicht weiterkomme, werde ich schwach und betrinke mich auf das heftigste. (Ich weiß, daß das nicht gut ist, aber es ist immer noch besser, als anderen wehzutun.) Andererseits versuche ich die alltäglichen Probleme durch Unternehmungen mit meinen Freunden zu überspielen. (Diese Unternehmungen bedeuten eigentlich nur, daß wir viel zusammen rumhängen und uns unterhalten.) Ich habe früher viel gelesen und tue es auch heute noch sehr gerne. Ich treibe ab und zu ein wenig Sport. Da meine Schulzeit nun bald zu Ende sein wird, hoffe ich, daß sich für mich neue Perspektiven für das Leben zeigen werden und daß ich so etwas wie Bewußtsein, Durchblick und gesellschaftliche Verantwortung erlerne und in meinem Charakter festigen werde.

Holger S., 20 Jahre, Frankfurt am Main

Ernst Uhrlau
Gefahr von rechts

Das geeinte Deutschland ist seit fast drei Jahren einer Welle der Gewalt von rechts ausgesetzt, für die es in der alten Bundesrepublik vor 1990 keinen Vorläufer gab. Politisch motivierte Gewalt war Gewalt von links, deren Breite und Tiefe von den jeweiligen Kampagnenthemen abhing. Höhepunkt war das Jahr 1981 mit 2241 bekanntgewordenen Gewalttaten, davon rund 80 Prozent Sachbeschädigungen. Nach einem Zwischenhoch (1902 Fälle) im Jahre 1986 verringerten sich die Gewalttaten bis 1990 auf 587. Zu den Kampagnenthemen der achtziger Jahre, die von Aktionismus und Militanz begleitet waren, zählen: Anti-AKW-Politik; Stadtteilsanierung und Häuserkampf; Militarismus und Bundeswehr; Kapitalismus und Imperialismus; Rassismus und Antifaschismus sowie der Repressionsapparat von Polizei und Justiz. Gewalt von links war Gewalt gegen Objekte als Bestandteil der Systembekämpfung. Es handelte sich um Gruppendelikte, die eine Ziel-Mittel-Diskussion voraussetzten und in der Absicht erfolgten, auch das eigene Milieu zu aktivieren. Ideologisch begründetes Töten wurde (außer von der RAF) abgelehnt, ebenso die billigende Inkaufnahme von Toten und Verletzten bei Anschlägen. Anschläge des militanten Widerstandsspektrums waren gekennzeichnet durch klandestine Vorbereitung und Durchführung, blieben jedoch für die Sicherheitsbehörden in einem bestimmten Rahmen berechenbar. Diese Erfahrungs- und Erklärungsmuster lassen sich nicht übertragen auf die zunehmende Gewalt von rechts seit 1990. Auch gegenüber den achtziger Jahren zeigt die Gewalt von rechts heute eine qualitativ und quantitativ veränderte Gestalt.

Im Zeitraum von 1985 bis 1990 gab es einen leichten, aber kontinuierlichen Anstieg rechtsextremer Gewalt (123 auf 270), die überwiegend von Einzeltätern verübt wurde. Seit 1990 häuften sich Meldungen über Gewalttaten aus Gruppen – hauptsächlich aus den neuen Bundesländern – gegen Asylbewerber, Angehörige der sowjetischen Streitkräfte, Polen, Schwule und Lesben, Linke und das Rotlichtmilieu der sächsischen Großstädte. Die Motivation der Täter, die vielfach nur als Jugendliche

oder Skins beschrieben wurden, ließ sich über die Opferauswahl politisch definieren.

Der erste erfolgreiche Versuch, durch Anwendung von Gewalt »Ausländerfreiheit« in einer Stadt zu erreichen, war begleitet von öffentlicher Zustimmung vieler Anwohner und Schaulustiger – Hoyerswerda wirkte stilbildend für die neuen und die alten Bundesländer und löste eine bis dahin unbekannte Flut von fremdenfeindlichen Gewalttaten aus. Etwa die Hälfte der im Jahre 1991 bekanntgewordenen 1483 Gewalttaten ereignete sich in den drei Monaten nach Hoyerswerda.

Bis Mitte August gab es ständig höhere Monatszahlen als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Beginnend mit den Ereignissen in Rostock-Lichtenhagen explodierte die Gewalt erneut; wiederum war eine Reihe von Übergriffen auf Asylantenunterkünfte im Osten begleitet von beifallklatschenden Menschenmengen. In Städten wie Rostock, Wismar und Quedlinburg wurde das Gewaltmonopol des Staates durch ausländerfeindliche Gewalt vorübergehend außer Kraft gesetzt, der Staat wich dem Druck der Straße.

Das Täterspektrum besonders in den neuen Bundesländern war vielschichtig: Kinder, Jugendliche, Jungerwachsene. Politisch motivierte Skins und Neonazis greifen ebenso zu Steinen und Molotowcocktails wie Hooligans oder in ihrer Zukunftsperspektive unsicher gewordene junge Menschen, die sich bedroht fühlten durch die Konkurrenz auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt. Sie machten Asylbewerber zu Sündenböken für Statusunsicherheit, den Verlust herkömmlicher Orientierungsrahmen sowie soziale und ökonomische Streßlagen. Politisches und Unpolitisches paarten sich in der Gewalt und drohten, sich durch Zuspruch und Erfolgserlebnisse zu verfestigen. Es zeigten sich Ansätze einer sozialen Revolte mit rechtsextremer Zielsetzung bzw. Nutzung.

Allein in den vier Monaten nach Rostock hat sich die Zahl der Gewalttaten, die bis August bekannt wurden, vervierfacht. Die Bilanz für 1992, nach den Zahlen des Bundesamtes für Verfassungsschutz (BfV): 2518 Gewalttaten mit vermuteter oder erwiesener rechtsextremistischer und/oder ausländerfeindlicher Motivation, Steigerungsrate fast 70 Prozent gegenüber 1991; 17 Tote und 1020 Verletzte; Anteil der Brandanschläge und Brandstiftungsversuche fast 30 Prozent. Rechtsextreme Gewalt zielt auf die Vernichtung des Haßobjektes Mensch und nicht auf die Zerstörung anonymer Machtstrukturen.

Die Bilanz der Jahre 1991 und 1992 war eng mit Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen verbunden; im Jahre 1993 hatten die fünf Morde von Solingen unmittelbar vor Pfingsten Signalwirkung. Bis zum 15. Mai 1993 konnten die Sicherheitsbehörden 677 Gewalttaten einer erwiesenen oder vermutlichen rechtsextremistischen Motivation zuordnen. Inner-

halb von sechs Wochen, bis Ende Juni, stieg die Zahl auf rund 1000 (Vergleichszeitraum 1992: rund 700). Solingen war ein Signal für Brandanschläge und verstärkte Gewalt gegen Türken.

1992 ereigneten sich noch rund 35 Prozent der Gewalttaten in den neuen Bundesländern. Bis Juni 1993 verringerte sich ihr Anteil auf 23 Prozent. Das bedeutet, daß die Gewalt im Westen 1993 überproportional zugenommen hat.

Rechtsextremistisch motivierte Gewalt richtete sich nicht nur gegen Ausländer. Die Gewaltwelle wirkte verstärkend und motivierend bei Straftaten, deren Opfer rechten Ressentiments entsprechen: politisch Andersdenkende, sozial Schwache, Behinderte; zugenommen haben auch antisemitisch motivierte Straftaten.

Den BfV-Daten zufolge lag 1992 der Schwerpunkt der Gewalt, gemessen an den absoluten Zahlen, in Nordrhein-Westfalen als dem bevölkerungsreichsten Bundesland. Auf die Einwohnerzahl bezogen, liegen jedoch Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg einsam an der Spitze, gefolgt von Schleswig-Holstein, Saarland, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Auch im Hinblick auf Ausmaß und Schwere der Auseinandersetzungen war 1992 rechtsextremistische und/oder ausländerfeindliche Gewalt überproportional in den fünf neuen Ländern anzutreffen; das gilt auch für die Anzahl der an den erfaßten Fällen beteiligten Personen.

Von den ermittelten Tatverdächtigen sind rund 70 Prozent 21 Jahre und jünger. Ein hoher Prozentsatz hat Ausländerfeindlichkeit als Motiv eingestanden, verfügte aber über keinerlei Kontakte zu einschlägigen rechtsextremistischen Organisationen oder Parteien. Die Tatausführung erfolgte in der Regel spontan, ohne lange Vorbereitung. Lediglich 326 Tatverdächtige (8,9%) gehörten rechtsextremistischen Gruppen oder Organisationen an. 505 Tatverdächtige (13,8%) waren Skinhead-Gruppierungen zuzuordnen. Der Anteil der Skinheads an Tötungsdelikten und einigen schweren Straftaten ist jedoch höher. Berücksichtigt man auch die unaufgeklärten Fälle, bei denen lediglich Hinweise auf eine Gruppe von Jugendlichen vorliegen, so scheint der Skin-Anteil insgesamt weiter zu steigen.

Rechtsextremistische und ausländerfeindliche Gewalt, aber auch nichtmilitante Straftaten sind somit nicht auf die Angehörigen rechtsextremer Organisationen beschränkt. Rechtsextreme Einstellungspotentiale können, bei gegebenen Anlässen, zu Gewaltpotentialen werden. Die Gewalt bewegt sich von den extremistischen Rändern her in die Mitte der Gesellschaft vor. Angesichts beifallklatschender Anwohner bei Großaktionen sehen sich die Täter als »Beauftragte« eines schweigenden, aber zustimmenden Teils der Bevölkerung und fühlen sich zur Tatausführung

legitimiert. Politisch motivierte, aber auch »bloße« Gewalt, die sich gegen Ausländer, insbesondere gegen Asylbewerber richtet, hat somit in meßbaren Teilen der Bevölkerung eine Legitimation gefunden. Sie gedeiht auf einem rechtsextremen, ausländerfeindlichen, mitunter rassistischen Resonanzboden ohne feste Strukturen. Haß- und Ablehnungsparolen rechtsextremer Parteien wie »Deutschland den Deutschen – Ausländer raus« oder »Deutschland ist ein gastfreundliches Land, aber Gäste müssen auch wieder gehen« wirken wie Schlagworte im tieferen Sinn.

Bei der Analyse der Entwicklung der Gewalt fällt auf, daß spektakuläre Ereignisse wie in Hoyerswerda, Rostock oder Solingen Fanalwirkung für Trittbrettfahreraktivitäten hatten. So nahmen nach Solingen Brandanschläge und Gewalttaten gegen türkische Mitbürger sprunghaft zu. In solchen Situationen zeigt das von rechtsextremistischen Organisationen betriebene Schüren der Ausländerfeindlichkeit, die in den achtziger Jahren eine Türkenfeindlichkeit war, Wirkung, unabhängig davon, ob persönliche Erfahrungen mit Türken gemacht wurden oder nicht. Auch in Ostdeutschland gibt es nicht nur in rechten Milieus Türkenfeindlichkeit ohne Türken und Antisemitismus ohne Juden.

Für das Selbstbewußtsein des organisierten Rechtsextremismus bedeutet die Legitimation durch die Zustimmung von Teilen der Gesellschaft einen Motivationsschub. Dadurch unterscheidet sich die heutige Gewaltszene deutlich von den politisch motivierten Straftaten der letzten 25 Jahre. Die Aktionen der Linksextremisten hatten keine Signalwirkung für die Massen außerhalb linksextremer Milieus. Motivation und eigene Legitimation erwuchsen nicht aus der Resonanz bei Teilen der Bevölkerung, sondern aus der Überzeugung, über das richtige Theorie- und Handlungskonzept zu verfügen.

Der hohe Anteil männlicher jugendlicher Tatverdächtiger (rund 85% jünger als 25 Jahre) korrespondiert mit deren Anteil an den Wahlerfolgen rechtsextremer Parteien seit 1988. Schon bevor die Republikaner 1992 in den Landtag von Baden-Württemberg einzogen, wählten dort rund 10 Prozent der männlichen Jungwähler unter 25 rechts des demokratischen Spektrums. In Berlin lag 1989 der Anteil der Jungwähler, die Reps wählten, bei 18,8 Prozent. In Bremen erhielt 1991 die DVU 17,6 Prozent Stimmen von männlichen Jungwählern. In Schleswig-Holstein und Baden-Württemberg erhielten DVU und Reps 1992 knapp 19 Prozent aus dieser Wählergruppe. Der Trend ist 1993 ungebrochen.

Die Zustimmung für rechtsextreme Parteien und Positionen einschließlich der Akzeptanz verbaler und militanter Ausländerfeindlichkeit ist in dieser Altersgruppe (und auch bei noch nicht wahlberechtigten Jugendlichen) sowohl im Osten als auch im Westen beängstigend hoch.

Auch wenn die verfügbaren Daten auf einen hohen Anteil nicht-organisationsgebundener Personen hinweist, ist die Beziehung zum organisierten Rechtsextremismus unübersehbar, der von rund 20 000 Mitgliedern Anfang der achtziger Jahre auf rund 65 000 einschließlich der Reps Mitte 1993 anwuchs. Dieser Höchststand übertrifft den Mitgliederbestand linksextremer Kern- und Nebenorganisationen in den achtziger Jahren. Rund 10 Prozent – überwiegend Jugendliche und Heranwachsende – wurden 1992 dem Kreis militanter Rechtsextremisten zugerechnet, davon 2600 im Westen und 3800 im Osten der Republik. Die Tendenz ist 1993 steigend, und das liegt nicht nur an der fortschreitenden Aufhellung des Dunkelfeldes durch die inzwischen arbeitsfähigen Verfassungsschutzbehörden der neuen Bundesländer. Damit sind zum ersten Mal in der Geschichte der Republik die militanten Potentiale von links und rechts etwa gleich groß. Träger der Gewalt sind überwiegend sehr junge Menschen, gleichgültig, ob sie neonazistischen Organisationen angehören oder dem unorganisierten Neonazismus der Skinhead-Gruppen zuzurechnen sind.

Sowohl die Mitgliederzahlen als auch die Gewaltpotentiale bedürfen der Interpretation. Rechtsextreme Gruppen und Parteien haben größere Schwierigkeiten bei der Organisation von Menschen, ihrer Mobilisierung und Bindung. Sie rekrutieren Meinungen und erst in zweiter Linie Mitglieder. Es besteht mehr Einigkeit über den abzulehnenden gesellschaftlichen und politischen Status quo als über programmatische Zukunftsperspektiven. Erst wenn sich bei Teilen der Bevölkerung rechtsextreme Politikinhalte verbreitet haben, können rechtsextreme Gruppen und Parteien dort Fuß fassen. Überspitzt formuliert: Linksextreme Organisationen rekrutieren Mitglieder, um die Bevölkerung im Sinne ihrer Politik zu agitieren; rechtsextreme Organisationen stehen für bereits agitierte Menschen offen. Ihren Zuwachs an Mitgliedern und Wählerstimmen verdanken diese Organisationen vornehmlich Jugendlichen unter 25 Jahren; entsprechend verstärkt sich auch ihr Gewaltpotential.

In den siebziger Jahren und der ersten Hälfte der achtziger Jahre war die Ablehnung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen durch junge Menschen, deren Haltung sich in extremistischer Tätigkeit niederschlug, stark an marxistisch-leninistischen, maoistischen oder anarchistischen Positionen orientiert. Mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus hat dieser extremistische Ansatz an Attraktivität verloren. Heute wird die sich verunsichert fühlende jüngere Generation eher durch rechtsextremistische Erklärungsmuster angesprochen, die, rückwärtsgerichtet, die Komplexität der modernen Industriegesellschaft ablehnen. Folge ist ein jünger werdender Rechtsextremismus, eine Entwicklung,

von der auch die Großorganisationen DVU und Reps profitieren, ohne daß damit die von ihnen erhoffte Intellektualisierung des Rechtsextremismus verbunden wäre. Nur außerhalb dieser Organisationen ist sie erkennbar, in Lesezirkeln oder Freundeskreisen – Suchende, die vor festen organisatorischen Bindungen zur Zeit noch zurückschrecken.

Ausdruck der unübersehbaren jugendlichen Komponente sind nicht nur die Skinheads, sondern auch der Neonazismus, der heute im Osten stärker zunimmt als im Westen. Der jugendliche Neonazismus war in den achtziger Jahren relativ konstant: zwischen 1200 und 1400, in Gruppen und Grüppchen verteilt und zersplittert; heute liegen die Zahlen – auf der Basis des Jahres 1992 mit 2200 – deutlich höher. Neben den festen Kaderorganisationen einschließlich der verbotenen Vereinigungen entstehen autonome neonazistische Gruppen analog den Autonomen im Linksextremismus, locker und lose vernetzt, lokal und regional verschieden, bewußt auf feste Strukturen verzichtend – als Schutz gegenüber staatlichen Interventionsmaßnahmen. Konzeptionell operierende Neonazis nutzen die zunehmende Organisationsfeindlichkeit in Ost und West als Hebel zur Verbreitung neonazistischer Positionen und zur Entwicklung klandestiner Szenen. Die Folge für den Gesamtbestand des Neonazismus, dem nach den Verbotsmaßnahmen 1400 organisierte und 800 unorganisierte Mitglieder zugerechnet wurden, ist eine steigende Tendenz bei den Unorganisierten.

Die Aussage, daß Militanzpotentiale von rechts 1992 größer waren als die von links, bedeutet nicht gleiche Mobilisierbarkeit der Potentiale. Militante Linksextremisten sind themen- und zeitbezogen mobilisierbar, weil sie über ausreichende Vernetzung und Kommunikation verfügen. Militante Rechtsextremisten kennen bislang weder hochgradige Vernetzung noch ausreichende Kommunikation; sie agieren stärker lokal- und regionalbezogen.

Den größten Teil des rechtsextremen Militanzpotentials stellen die Skinheads. Die Skin-Bewegung, die der Hamburger Verfassungsschutz als erster planmäßig mit nachrichtendienstlichen Mitteln beobachtete, ist kein organisierter Zusammenschluß strikt indoktrinierter Rechtsextremisten. Sie steht zunächst für eine jugendliche Subkultur, eine besondere Art von *Way-of-life* überwiegend männlicher Jugendlicher. Das Einstiegsalter liegt häufig zwischen 13 und 15 Jahren, der Altersschwerpunkt in den Gruppen zwischen 18 und 22 Jahren. Politische Motive stehen nicht im Vordergrund. Die soziale Zusammensetzung der Gruppen ist gekennzeichnet durch ungünstige Verhältnisse im Elternhaus, niedrige Schulabschlüsse (Haupt- und Realschule) und begrenzte berufliche Perspektiven.

Die Angehörigen der Skin-Szene bringen nur geringes politisches All-

gemein- und Hintergrundwissen in die Gruppen ein, sie sind gewaltfasziniert und bauen mehr auf die gewalttätige als auf die argumentative Auseinandersetzung. Dabei spielt der Alkoholgenuß eine gemeinschaftsbildende und stabilisierende Rolle. Der Zusammenhalt der Gruppe gründet in einem starken Gefühl der Zusammengehörigkeit, weil es nur in der Gruppe eine intakte, auf Solidarität ausgerichtete Lebenswelt zu geben scheint. Tatsächlich werden die Gruppen sehr pauschal aus kommunalen Einrichtungen und den meisten Gaststätten ausgegrenzt. Die Angehörigen der Skin-Bewegung verfügen auch kaum über Erfahrungen in Sportvereinen und Verbänden. Organisationsfeindlichkeit ist Stärke und Schwäche zugleich.

Der Aktions- und Kommunikationsraum der Skin-Gruppen ist vorzugsweise die Öffentlichkeit. Deshalb werden Skin-Aktivitäten stark durch die Jahreszeiten beeinflußt: Das Skin-Sein wird vornehmlich in der wärmeren Jahreszeit und besonders an den Wochenenden ausgelebt.

Im Gegensatz zum formellen Zusammenhalt der Gruppen ist die informelle Bindung sehr eng. Wichtig für die Gruppenidentität sind festumrissene Feindbilder. Ausländer und »Zecken« (Linke) dienen als Zielobjekte der Aggression, gemäß dem rechtsideologischen Raster, dessen Faustrecht den in ihren persönlichen Perspektiven verunsicherten jungen Männern zupaß kommt. Rechte antidemokratische Ideologien werden parolenhaft verkürzt angeeignet bzw. verbreitet. Die diesen Ideologien eigenen klaren, personengebundenen Feindbilder erlauben – im Gegensatz zu den komplizierten Struktur-Feindbildern der extremen Linken – das Ausleben der Gewalt am personifizierten Haßobjekt.

Die politische Aufladung der Gruppen, die meistens zwischen 10 und 20 Personen stark sind, je nach regionaler Situation auch auf 30 bis 40 Personen anwachsen können, ist abhängig von der Konstanz der Gruppe, den Führungspersönlichkeiten, dem Steigerungseffekt der Wiederholungstaten und den Fremdeinflüssen durch Propagandamaterial rechtsextremer Organisationen.

Die strukturarmen, untereinander kaum vernetzten Skin-Gruppen verfügen über zwei Kommunikationsschienen, die für die Politisierung und das gruppenübergreifende Zusammengehörigkeitsgefühl unverzichtbar sind: die Skin-Musik mit ihren Bands und die Fanzines.

In Deutschland gibt es, soweit bisher bekannt geworden, rund 60 Skin-Bands, überwiegend mit rechtsextremer Ausrichtung. Sie geben mit ihrer Musik der Weltanschauung und dem Selbstverständnis der Skin-Szene Ausdruck. *White Power* steht für Rassismus (Verherrlichung der nordischen oder arischen Rasse, Antisemitismus und Nationalismus). Die szenentypische Musik, die Gewalt als legitimes Mittel zur Erreichung politischer Ziele propagiert, dient als verbindendes Medium der

verschiedenen White-Power-Bewegungen und zugleich als Aggressionsfaktor. Konzertveranstaltungen bieten die Möglichkeit der Begegnung, stärken das Zusammengehörigkeitsgefühl und den inneren Zusammenhalt. Dabei haben die Bands einen entscheidenden Einfluß auf die politische Orientierung des Skin-Spektrums. Wegen der Aggressivität der von der Musik und den Texten erzeugten Stimmung können bei den Konzerten gerade politisch noch nicht eindeutig festgelegte Skins leicht rekrutiert und für Aktionen gegen einen personifizierten Gegner gewonnen werden.

Die zweite Kommunikationsschiene bilden die Fanzines. In Deutschland sind bislang rund 80 Fanzines bekannt, die in der Regel eine Auflage zwischen 50 und 200 Exemplaren erreichen; einige bundesweit vertriebene Fanzines kommen auf Auflagen bis zu 1000 Heften. Sie vermitteln neben der Skin-Musik die gemeinsamen Wertvorstellungen der Skin-Bewegung und fordern ihre Leser zu Aktivitäten gegen den gemeinsamen Feind auf. Ihr Inhalt ist aktionistisch.

In der Vergangenheit gab es im Bereich des organisierten Rechtsextremismus weitgehend personenbedingte Barrieren zwischen den verschiedenen Organisationen einschließlich der neonazistischen Gruppen. Der deutsche Rechtsextremismus zeichnete sich immer durch Zersplitterung aus, die weniger ideologisch begründet war als aus der Zerstrittenheit der Führungspersonen folgte. Bei aller Buntscheckigkeit der rechten Ideologiefragmente in den jeweiligen Partei- und Organisationsprogrammen findet sich an der Basis eine weitgehende ideologische Übereinstimmung. Durchgängig ist ein überhöhter Nationalismus, ein kollektivistisches Gesellschafts- und Politikbild, die Überbetonung des Staates gegenüber dem Individuum, eine verherrlichende Sicht des nationalsozialistischen Deutschland. Stark verbreitet sind auch rassistische und antisemitische Ressentiments. Die Einbettung dieser Grundpositionen in politische Programme und Strategien bereitet den Parteien naturgemäß Schwierigkeiten, weshalb ihre Politik zu Schwarz-weiß-Lösungen tendiert und oft auf Ein-Punkt-Bewegungen hinausläuft.

In den siebziger und achtziger Jahren der wahlpolitischen Erfolglosigkeit wurde das Trennende der Parteien stärker betont als der gemeinsame Fundus an Ideologiefragmenten. Diese Abgrenzungen verringern sich seit dem Prozeß hin zur deutschen Einheit und spätestens seit dem Tod von Michael Kühnen, und zwar sowohl im Bereich des Neonazismus als auch in den nicht-militanten rechtsextremistischen Organisationen. Ausdruck dieses veränderten Verhaltens waren unter anderem die organisationsübergreifenden Veranstaltungen anläßlich des Todestags von Rudolf Heß. Den verschiedenen Organisationen aus dem neonazistischen Lager

gelang es, Skinheads und Neonazis aus Ost und West, Mitglieder der NPD und anderer nicht-militanter Organisationen zu der bis dahin größten rechtsextremen Demonstration mit knapp 2500 Teilnehmern zusammenzubringen. Die geschlossene Durchführung der Demonstration wurde nicht zuletzt durch eine moderne, mobile Kommunikation der verschiedenen anreisenden Gruppen ermöglicht, die am Morgen nicht wußten, wo sie am Nachmittag demonstrieren könnten, da für 15 Städte in Thüringen Verbotsverfügungen vorlagen.

Der hier zum Ausdruck kommende Grundsatz, daß ungeachtet aller Organisationsdifferenzen das sogenannte nationale Lager sich sammeln und bündeln müsse, hat die verschiedenen Bestrebungen des Jahres 1992 bestimmt, aus der Defensivposition herauszukommen und das gestiegene Selbstbewußtsein in der Öffentlichkeit zu demonstrieren. Die in den achtziger Jahren verbreiteten Berührungsängste gegenüber neonazistischen Organisationen sind in den letzten zwei Jahren abgebaut worden. Dies gilt in besonderem Maße für die NPD, ist aber unterhalb der Führungsebene in Ansätzen auch bei anderen Parteien erkennbar, allerdings im Osten stärker als im Westen. Insbesondere bei den lebensälteren Mitgliedern ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit des gesamten nationalen Lagers an der Basis gewachsen. Nach Jahren der bloßen Diskussion in den eigenen Reihen wird angesichts einer breiteren öffentlichen Resonanz der rechtsradikalen Position die Notwendigkeit akzeptiert, auch mit Regelverletzungen einschließlich militanter Aktionen den politischen Zielsetzungen Nachdruck zu verleihen. Die veränderte Grundeinstellung wird zwar nicht kurzfristig zu einer alle Gruppen umfassenden Dachorganisation führen, läßt aber eine breitere, organisationsübergreifende Vernetzung sowie Erfahrungsaustausch zwischen den Gruppen zu. So ist es kein Zufall, daß z. B. Mitglieder der inzwischen verbotenen »Deutschen Alternative« (DA) Unterschlupf bei der NPD fanden.

Der Abbau der organisations- und personenbedingten Barrieren kommt heute nicht nur in gemeinsam organisierten Versammlungen und Demonstrationen zum Ausdruck, sondern läßt sich bei den Neonazis auch an aktuellen Projekten beobachten. So hat die von Mitgliedern der Hamburger »Nationalen Liste« (NL) entwickelte Idee der »Anti-Antifa« bundesweit eine organisationsübergreifende Resonanz gefunden. Ziel der Anti-Antifa-Arbeit ist es, Strukturen, Objekte und Personen des politischen Gegners zu ermitteln und bekannt zu machen, um gegen sie vorzugehen. Mit einer Anti-Antifa-Ausgabe der NL-Zeitung *Index*, in der 13 linke Objekte in Hamburg veröffentlicht wurden, begann im Sommer 1992 die praktische Anwendung dieses Konzepts des neonazistischen Ideengebers Christian Worch.

Die achtziger Jahre kannten als eine Variante linksextremistischer Agi-

tation den militanten Antifaschismus. Dem setzen Neonazis nunmehr die Anti-Antifa-Taktik entgegen, die seit Sommer 1992 quer durch die Republik Schule macht. Die Zielsetzung ist eindeutig: Drohgebärde und Verunsicherung, gekoppelt mit dem Versuch, die Straße als Aktionsraum für die Rechte zu nutzen. Wann, wo, von wem und mit welcher Intensität die Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner geführt wird, bleibt offen. Mit der Anti-Antifa-Arbeit werden jedenfalls die Voraussetzungen dafür geschaffen, Gewalt und Gewaltbereitschaft aus organisierten Gruppen politisch zu kanalisieren und dabei Zeitpunkt und Intensität zu bestimmen. (So sollen in die Arbeit von autonom operierenden Anti-Antifa-Zirkeln oder Personen Info-Telefone und rechte Mailboxen einbezogen werden.)

Bei gewalttätigen Auseinandersetzungen mit politischen Gegnern äußert sich neuerdings der gleiche menschenverachtende und menschenverletzende Charakter wie in der personalisierenden Bekämpfung von Ausländern schon seit geraumer Zeit. Objekt des Hasses ist eine konkrete Person, die es zu bestrafen oder zu vernichten gilt. Entsprechend sind die Reaktionen der Linksextremisten. Nach dem Verständnis militanter Autonomer muß die Auseinandersetzung objekt- und personenbezogen geführt werden; der Tod wird dabei genauso billigend in Kauf genommen wie bei der von rechts betriebenen Gewaltstrategie. Der militante Antifaschismus hat inzwischen an den linksextremistisch motivierten Gewalttaten einen Anteil von rund einem Drittel. Gewalt von links gegen rechts ist häufiger im Westen zu beobachten, während Gewalt von rechts gegen links im Osten noch überwiegt. Eine weitere Aufschaukelung ist zu befürchten, die verschärft würde durch »Selbstverteidigung« ausländischer Jugendlicher und Heranwachsender gegen vermeintliche Rechte, wobei die hier agierenden ausländischen Gruppen teils politisch strukturiert, teils unpolitisch unstrukturiert sind – eine komplexer werdende Gemengelage.

Mit der Verfestigung von gewaltbereiten neonazistischen Milieus wächst die Gefahr rechtsterroristischer Gruppenbildung. Dem organisierten Rechtsextremismus fehlten in der Vergangenheit strategische und taktische Konzepte zum Aufbau klassischer illegaler Strukturen. Er operierte aus der Legalität und vermochte es nicht, illegale Strukturen aufzubauen. Für die künftige Entwicklung wird zu berücksichtigen sein, daß eine bislang unbekannte Zahl von Rechtsextremisten im ehemaligen Jugoslawien Söldnerdienste leistet. Rechtsterroristische Aktivitäten könnten in Zukunft aus folgenden Konstellationen entspringen:

1. Herostratische Einzeltäter versuchen ohne Abstimmung mit anderen, durch ihre Taten Fanale zu setzen.

2. Einzelpersonen oder ein aus wenigen Personen bestehender harter Kern suchen für ihr terroristisches Projekt Beteiligte, die nicht als Mittäter in Frage kommen, sondern lediglich Zulieferfunktion für die Tatausführung haben und über die tatsächlichen Ziele und die Identität der Täter nicht unterrichtet sind.

3. Teile einer festen Organisation bereiten außerhalb dieser Organisation, aber vielleicht mit deren Wissen, quasi als militanter Arm, die Begehung von Straftaten vor, jedoch nicht systematisch, analog zum Linksextremismus, sondern nach den spontanen Regeln der rechtsterroristischen Szene. Die Straftaten werden aus der Legalität begangen.

4. Unorganisierte, aus unterschiedlichen Organisationen oder aus nur einer Organisation kommende Einzelpersonen versuchen sich der staatlichen Beobachtung oder Verfolgung zu entziehen und schaffen sich einen Raum in der Illegalität, aus dem heraus sie planvoll gegen einen festumrissenen Opferkreis Straftaten begehen können.

5. Anti-Antifa-Gruppen einer festen Organisation oder eines lockeren Zusammenschlusses wachsen aus der Beobachtung und verbalen Bekämpfung des politischen Gegners in terroristische Aktivitäten hinein.

6. Gruppen, die sich in Kampfsportarten schulen oder Ordnungsaufgaben als Polizeiersatz übernehmen wollen (Ordnergruppen, rechtsextremistische Bürgerwehren, Kader in nationalen Kampfsportschulen), können sich zu abgeschotteten Gruppierungen mit der Fähigkeit und Bereitschaft zur Begehung schwerster Straftaten entwickeln.

7. Durch Geländeübungen oder Wehrsportveranstaltungen in paramilitärischer Aufmachung (in Bundeswehruniform oder uniformähnlicher Kleidung) entsteht bei den Beteiligten die Bereitschaft, von der paramilitärischen Übung zur paramilitärischen Praxis gegenüber dem politischen Gegner überzuwechseln. Bei langfristig angelegten, politisch motivierten Wehrsportgruppen können die Freikorps der Weimarer Republik Vorbildfunktion haben.

8. Aus lokalen oder regionalen Skin-Milieus kristallisiert sich ein Personenkreis heraus, der bereit ist, neben der allgemeinen Gewalttätigkeit mit politischer Motivation planvoll und zielgerichtet Straftaten gegen einen Opferkreis zu begehen, der in ein rechtsextremistisches Feindbildmuster paßt.

Auf die gestiegene Agitation rechtsextremer Organisationen, den Mitgliederzulauf und die Gefahr, daß besonders in den neuen Bundesländern die neonazistischen Kaderorganisationen ein reiches Potential erschließen könnten, reagierte der Staat spätestens seit September/Oktober 1992 mit der Vorbereitung und Durchführung von Vereinsverboten, mit konzentriertem rechtlichen Vorgehen gegen Skinheads und ihre Kommuni-

kationsschienen, mit konsequenter Ausschöpfung des Versammlungsrechts und der tatnahen Anklage ausländerfeindlicher Gewalttaten.

Verbotsmaßnahmen wirken grundsätzlich in zwei Richtungen: einerseits Abschmelzen an den Rändern bzw. Abdrängung in andere, weniger radikale Organisationen; andererseits Verfestigung und Radikalisierung im Kern. Wenn der Zwang zum Legalismus fehlt, nimmt die Bereitschaft zu Gewaltanwendung und konspirativer Arbeit zu. Die Auswirkungen, die sich aus den Verbotsmaßnahmen insbesondere in den neuen Bundesländern ergeben, sind bei den vom Verbot betroffenen Organisationen jeweils unterschiedlich. Erkennbar sind Eintritte in andere rechtsextremistische Organisationen ebenso wie Überlegungen, neue Organisationen zu gründen. Erkennbar sind Desorientierungen, weil die bisherigen Organisationsstrukturen durch die Inaktivität von Mitgliedern oder Führungsaspiranten wirkungslos geworden sind. Erkennbar sind Schwierigkeiten, neue Anhänger zu gewinnen, weil mit dem verbotenen Organisationsnamen nicht mehr geworben werden darf. Erkennbar ist aber auch die Zunahme an Konspiration und die Stärkung autonomer neonazistischer Strukturen.

Sollen Verbote wirksam sein, ist ein konsequentes Nachsetzen des Staates mit seinem Beobachtungs- und Strafverfolgungsinstrumentarium unabdingbar. Wenn sich das Verbot als unwirksam erweist, weil die Nachfolgeaktivitäten nicht unterbunden werden, sehen sich die Anhänger der verbotenen Organisation bestätigt und zur Fortsetzung ihrer Arbeit ermuntert.

DAIDALOS

Architektur Kunst Kultur

Heft 49 vom 15. September 1993:

Denkmal

Erinnerungskultur als Entsorgung – Denkbild, Mahnmal, Requiem.
Denkmalspolitik. Nationaldenkmal. Kriegerdenkmal.
Denkmäler für Abstrakta in der französischen Revolution.
Denkmalstürze in Osteuropa. Kunst am Bau. Der Flaneur als Selbstversorger.
Die „Grands Projets" in Paris. Jochen Gerz, Timm Ulrichs, Hannsjörg Voth.
Denkmäler als städtische Wegzeichen.

Heft 48 vom 15. Juni 1993:

Sous Terrain

Bauen als Versenken. Rückkehr zur Mutter Erde.
Ein Museum im Fels. Eine Höhle für Asger Jorn. Abgründiges Lesen.
Schatten-Passport. Zur Architektur der Erinnerung.
Die Kunst der Fuge. Der Ort des Fegefeuers. Athanasius Kirchers Weltbau.
Projekte von: Emilio Ambasz, Jørn Utzon, Tadao Ando, Peter Eisenman, Charles Ross,
Hans Hollein, Ben van Berkel, Ricardo Bofill, Carme Pinós/Enric Miralles

Heft 47 vom 15. März 1993:

Wege

als gebaute Imagination, Inszenierung der Ordnung.
Der gerade Weg in der modernen Architektur.
Idolisierung der Dynamik. Wirtschaftswege. Prozessionsrouten. Meditative Pfade.
Projekte von Enric Miralles, Wiel Arets, Hannsjörg Voth.
Paul Virilio, Tempo und Sehen. Michael Webbs Weg zu den Sternen.
Heimweg.

Heft 46 vom 15. Dezember 1992:

Bedeutsame Gärten.

Wieder lieferbar!

Einzelheft 49 DM.
DAIDALOS im Jahresabonnement (4 Ausgaben) 160 DM, Sonderpreis für Studenten 120 DM.
Im Handel oder direkt bei der
Bertelsmann Fachzeitschriften GmbH, Abt. VFIV, Postfach 120, D 33311 Gütersloh, Tel. 05241/802165.

Ulrike Heider

extra

Weißer Rassismus und schwarzer Separatismus in den USA

Bill Clinton, der neue amerikanische Präsident der Hoffnung, wird oft mit J. F. Kennedy und Lyndon B. Johnson verglichen. Kennedy schloß sich in seinem Sterbejahr 1963 dem berühmten Marsch der Bürgerrechtsbewegung auf Washington an. Johnson verabschiedete zwei Jahre später die »Voting Rights Act« zur Garantie des schwarzen Wahlrechts und rief in seinem »war on poverty« zum Kampf gegen Armut und Rassendiskriminierung auf. Clinton als angeblicher Erbe dieser Politik verdankt seinen Wahlsieg u. a. all jenen Afroamerikanern, die seiner Ankündigung einer gerechteren Verteilung des Reichtums Glauben schenkten. Geschickt hatte es der charmante Südstaatler verstanden, die allgemein gehaltenen Versprechen seiner Wahlkampagne in die schwarzen Kirchen des Südens zu tragen und den Eindruck zu erwecken, auf Seiten der noch immer Isolierten und Unterprivilegierten zu stehen. Die Hoffnung schien das schwarze Amerika nicht getrogen zu haben, als Clinton sein Kabinett mit mehr farbigen Mitarbeitern eröffnete als je einer vor ihm.

So traf es viele wie ein Schlag, als der vermeintliche Retter schon fünf Monate nach Amtsantritt zum Verräter an seiner (schwarzen) Kandidatin für das Amt der zweiten Staatsanwältin für Bürgerrechte wurde. Die Juraprofessorin Lani Guinier, Autorin mehrerer Bücher zum Thema Wahlrecht und persönliche Freundin Hillary Clintons, war zum Opfer einer der bösartigsten politischen Verleumdungskampagnen seit der McCarthy-Ära geworden. Guinier plädiert für Reformen zur Demokratisierung des Wahlrechts zugunsten ethnischer Minderheiten und besteht in der Tradition der Bürgerrechtsbewegung auf Quotierungen und anderen Programmen zur Wiedergutmachung historischen Unrechts. Konservative Politiker und Publizisten nahmen das zum Anlaß, sie als unamerikanische Antidemokratin oder gerissene Minderheiten-Lobbyistin zu verteufeln und Schimpfworte wie das von der »quota queen« auf sie zu münzen. Clinton ließ seine Kandidatin fallen, ohne ihr auch nur ein Hearing zu gewähren.

Der Rückzieher kam weniger überraschend, als es schien. Hatte Clin-

ton doch vor und nach seiner Wahl, wenn er von der Reform des Wohlfahrtssystems sprach, die Beschränkung der Sozialhilfe für alleinerziehende Mütter und die Kürzung anderer Sozialprogramme gemeint. Das war nichts anderes, als was seine Vorgänger Reagan und Bush mit der Diffamierung der (schwarzen) Sozialhilfemutter, der »welfare queen«, wie sie Reagan nannte, als Parasit am Körper der arbeitenden Bevölkerung schon vorbereitet hatten. Nie hat sich Clinton konkret von der restaurativen Rassenpolitik der Reagan/Bush-Ära distanziert, die sich im systematischen Abbau des Sozialstaates, einer sozialdarwinistischen Wohnungs- und Arbeitspolitik und der Drosselung oppositioneller sozialer Bewegungen niederschlug. Clintons unkonventionelles Auftreten aber und das oft aus den sechziger Jahren stammende Vokabular tauchten seine Botschaft in progressives Licht. Klar, es ist nicht seine Art, mit dem vom Vorgänger geprägten Klischee der vaterlosen Ghettofamilie als Brutstätte von Nichtsnutzigkeit, Verbrechen und Drogenmißbrauch zu arbeiten. Und sicher würde er es für geschmacklos halten, wie Bush in einem Wahlkampagnen-Video-Clip mit der Dämonisierung eines schwarzen Rückfallverbrechers Reklame für härteres Durchgreifen der Justiz zu machen. Clinton wird alleinstehenden Ghettomüttern mit Säuglingen den öffentlichen Geldhahn kommentarlos abdrehen. Und für konsequentere Anwendung der Todesstrafe, die in den USA fast nur an Schwarzen vollzogen wird, hatte er sich schon zu Beginn des Wahlkampfes in kaltschnäuziger Ablehnung des Gnadengesuchs für einen geistig behinderten schwarzen Mörder ausgesprochen.

Die Restauration der amerikanischen Gesellschaft, der seit den achtziger Jahren fast alles zum Opfer fiel, was die Bürgerrechtsbewegung an Integration erreicht und in die Wege geleitet hatte, ging und geht mit abermaliger rassischer Separation in allen Bereichen einher, vergleichbar mit der Periode nach dem Bürgerkrieg. Der Aristokratie des Südens war es damals gelungen, den endlich befreiten und juristisch gleichgestellten Schwarzen das Wahlrecht wieder wegzunehmen, sie durch rassistische Indoktrination vor allem der weißen Unterschicht von möglichen Bundesgenossen zu isolieren und durch den Terror des Ku Klux Klan in neue Resignation zu treiben. Dem entspricht heute die Förderung offen rassistischer Politiker wie David Duke und Pat Buchanan durch die Republikanische Partei, was dem Ku Klux Klan in den letzten Jahren neuen Aufschwung gab. Ähnlich wie damals auch, zur Blütezeit der Schädelmesser, nähren heute wissenschaftliche Rassisten, die durch das Messen schwarzer Intelligenz deren Minderwertigkeit zu beweisen suchen, die alten Untermenschentheorien.

Wie man in den Wald hineinschreit, so schallt es heraus. Viele Afroamerikaner distanzieren sich von ihren weißen Freunden. Religiös-

faschistoide Sekten, die alle Weißen für Teufel halten, haben großen Zulauf. Pseudowissenschaftliche Theorien zur Minderwertigkeit der weißen Rasse und »schwarzer Antisemitismus« erfreuen sich wachsender Beliebtheit. Rap-Musiker liebäugeln mit dem Polizistenmord, und die Unruhen von Los Angeles gelten vielen nicht nur als gerechte Rache für unzählige Polizeiübergriffe und -morde in den Ghettos, sondern auch als erster Sieg in einem rassisch-nationalen Befreiungskrieg. Letzteres entspringt der Ideologie des schwarzen Nationalismus, der Vorstellung von den Afroamerikanern als einer kolonial unterdrückten Nation. Schwarze Nationalisten plädieren nicht nur für Pflege und Bewahrung eigener Kultur und Identität, sondern fordern oft auch ein eigenes Territorium zwecks Errichtung eines unabhängigen schwarzen Staates. Muß man, fragt sich der schuldbewußte Urenkel europäischer Sklavenhändler und Kolonisatoren, Separationswunsch und Nationalwunsch in diesem Fall unterstützen? Adeln Völkermord, Rassismus, Segregation und Unterprivilegierung ihre Opfer, so daß deren Abgrenzungsbedürfnis nicht nur verständlich, sondern auch progressiv sein könnte? Oder gehört auch dieser Nationalismus zum tödlichen Reigen all jener Bewegungen des Hasses auf andere, die z. Zt. auf dieser Erde wüten?

Die Wurzeln des schwarzen Nationalismus liegen in der Zurück-nach-Afrika-Bewegung, die am Ende des 18. Jahrhunderts von freigelassenen Sklaven gegründet und im 19. Jahrhundert von weißen Amerikanern aufgegriffen wurde. Abolitionisten hofften Sklaverei und Diskriminierung durch Entfernung der Diskriminierten zu beseitigen, Sklavereibefürworter wollten sich der gefährlichen Freigelassenen entledigen, Missionare glaubten, die Heiden bekehren zu müssen, und imperialistische Politiker dachten an Afrikas Rohstoffe. Im Jahre 1916 vereinigten sich Vertreter all dieser Interessen in der »American Colonization Society« und nahmen das fragwürdige Projekt der Gründung Liberias in Angriff. Die meisten schwarzen Abolitionisten lehnten die damit geplante Massendeportation von Freigelassenen entrüstet ab und betonten ihre Entschlossenheit, für Befreiung, Wahlrecht und Integration zu kämpfen. Zu ihren prominentesten Sprechern gehörte der Exsklave Frederick Douglas. Er, der Lesen und Schreiben von weißen Gassenjungen gelernt hatte, plädierte für Versöhnung und Kooperation von schwarzen und weißen Arbeitern und Intellektuellen, sympathisierte mit der Frauenbewegung und glaubte an Aufklärung und Demokratie als Mittel gegen das Rassenvorurteil.

In den Jahren zwischen Rekonstruktion und Erstem Weltkrieg, der Zeit der bitteren Enttäuschungen der formal befreiten Schwarzen durch Regierung und auch weiße Arbeiterbewegung, der Zeit des Lynchterrors im Süden und der Ghettoisierung im Norden, verlor der aufklärerische

Optimismus der rassengemischt organisierten Abolitionisten an Einfluß. Es war die Stunde der charismatischen schwarzen Wortführer unter dem pessimistischen Banner der freiwilligen Separation. Da war Booker T. Washington (1856-1915), der seine klassisch-amerikanische Karriere, den Aufstieg vom Sklaven bis zum Berater des Präsidenten, allen Schwarzen als Beispiel vorhielt. Washington, Gründer des berühmten Tuskeegee-College, empfahl seiner riesigen Anhängerschaft, sich mit Segregation und Wahlunmündigkeit abzufinden, im Süden zu bleiben, Kapital zu akkumulieren und alle Energie in die Verbesserung der persönlichen ökonomischen Lage zu investieren. Wichtigster Bestandteil seines Credos waren die angelsächsischen und damit weißen Kardinaltugenden Disziplin, harte Arbeit, Sparsamkeit und Fleiß.

Ein Zeitgenosse Washingtons war Henry McNeal Turner, Bischof der »African Methodist Episcopal Church«. Als einer der ersten vertrat er die Theorie von der jungen, aufsteigenden schwarzen Rasse mit der großen Zukunft, die heute noch zum Credo der Black Muslims gehört. Und wie diese predigte er, daß Gott und seine Engel schwarz, der Teufel und seine Heerscharen aber weiß seien. Er beklagte das Schicksal seiner Rasse, weil es ihr nicht erlaubt sei, Könige, Herzöge, Präsidenten und Generäle hervorzubringen. Deshalb, sagte er, bedürfe es einer schwarzen Nation als Symbol des Selbstbewußtseins. Außerdem glaubte er, wie einst die weißen Kolonisationsbefürworter, Gott habe die als Sklaven christianisierten Schwarzen zur Erlösung Afrikas vom Heidentum vorgesehen. Um diesen göttlichen Willen zu erfüllen, scheute er sich nicht, mit weißen Segregationisten zusammenzuarbeiten und an die imperialistischen Interessen amerikanischer Geschäftsleute zu appellieren.

»Steh auf, Du mächtige Rasse, Du kannst erreichen, was Du willst«, lautete die Parole, mit der kurz nach Washingtons Tod der Jamaikaner Marcus Garvey (1887-1940) in New York zu agitieren begann. In den nächsten zehn Jahren wurde er zum charismatischen Führer der erfolgreichsten schwarzen Massenbewegung in der Geschichte. Klein und dick, wie er war, trat Garvey in theatralischsten Kostümen auf: »Wo ist des schwarzen Mannes Regierung?« fragte er. »Wo ist sein König und sein Königreich? Wo sind sein Präsident, sein Land und sein Botschafter, seine Armee, seine Flotte, seine mächtigen Männer?«[1] In seiner paramilitärisch organisierten, rassenexklusiven »Universal Negro Improvement and Conservation Association« (UNIA), mit der Millionen sympathisierten, schuf Garvey all das, woran es den Schwarzen seiner Meinung nach gebrach. Er erklärte sich selbst zum Oberbefehlshaber der »Afrikanischen Legion«, hielt Hof und ließ sich mit Majestät anreden. Vertraute Mitarbeiter ernannte er zu Rittern, Baronen und Herzögen des künftigen afrikanischen Weltreichs, das er sich nach der Übernahme von Liberia

durch die UNIA in weiteren Feldzügen zu erobern hoffte. Aus den Frauen wurden Sanitäterinnen in weißen Hauben und nonnenhaften Gewändern. In der New Yorker Riesenarena Madison Square Garden, die 25 000 Zuschauer faßt, organisierte Garvey einen panafrikanischen Kongreß mit imposantem musikalisch-folkloristischen Programm. Der politische Teil gipfelte in einer »Erklärung der Rechte der Schwarzen dieser Welt« mit Forderungen nach Gleichheit vor dem Gesetz und in der Erziehung, nach Meinungs- und Religionsfreiheit, Selbstbestimmung, Selbstverteidigung und Abschaffung der Segregation.

Wie Washington glaubte Garvey an die Segnungen des Kapitalismus, plädierte für schwarzes Privateigentum und propagierte ökonomische Unabhängigkeit und Selbsthilfe. Seit 1921 entwickelte er sich unaufhaltsam nach rechts. Schlimmer noch als Turner verfiel er dem Rassenwahn. Er sprach von der »Rasse ohne Land«, vom »Rassenreich«, von der »Rassenhierarchie«. Er verachtete Mischlinge, verurteilte Mischehen als Mittel zum »Rassenselbstmord« und prophezeite einen »Titanenkampf ums Dasein« der »organisierten Rassen«[2]. Garvey verglich sich mit Hitler und Mussolini und behauptete, die beiden hätten den Faschismus von ihm abgeschaut. So wundert es wenig, daß er 1922 einer Einladung des Imperial Wizard vom Ku Klux Klan folgte, um über das gemeinsame Anliegen der Repatriierung der Schwarzen zu diskutieren. Weniger erfolgreich denn als Agitator war Garvey als Geschäftsmann. Mit dem Aktienkapital gutgläubiger schwarzer Kleinstsparer gründete er eine Schiffahrtsgesellschaft für den Handel mit der Karibik und Afrika und den Transport von Afrikakolonisten. Das Unternehmen ging 1925 bankrott, brachte den Gründer ins Gefängnis und setzte der Bewegung ein Ende.

Prominentester Gegenspieler Washingtons und Garveys war der berühmte Schriftsteller, Historiker und Aktivist W. E. B. DuBois (1868-1963), der als einflußreichster schwarzer Intellektueller des 20. Jahrhunderts gilt. Im Jahre 1910 gründete er die gemischtrassige »National Association for the Advancement of Colored People« (NAACP), verstand sich seither als Sozialist und wurde zu einem der schonungslosesten Kritiker des amerikanischen Rassismus *und* Kapitalismus seiner Zeit. DuBois warf Washington masochistische Rechtfertigung der Diskriminierung und Kollaboration mit dem amerikanischen Kapital vor und hielt Garvey für einen rassistischen Demagogen. Trotz dieser Kritik an seinen konservativen Rivalen gehörte auch DuBois zu jenen schwarzen Aktivisten des 20. Jahrhunderts, die sich nicht scheuten, autoritär als Vertreter der Interessen einer ganzen Rasse aufzutreten. Zeitlebens beklagte er den »Mangel an Führerschaft« als größtes Problem im Kampf für die Rechte der Schwarzen. Dahinter stand seine Idee des »begabten Zehntels«. Eine kleine, gebildete Elite, meinte er, müsse die unmündigen schwarzen

Massen der USA und vielleicht sogar der ganzen Welt einer besseren Zukunft entgegenführen. Seit jeher, schrieb er im Jahre 1897, wollten schwarze Führer ihre Rasse befreien, um der »natürlichen Selektion und dem Recht des Stärkeren«[3] zum Durchbruch zu verhelfen. Später, als Sozialist und Kommunist, forderte er die Intellektuellen zum selbstlosen Dienst am Volk auf, zweifelte aber nie an der Notwendigkeit von Führern und Eliten. Er pries die Bolschewiki für ihre Errichtung einer Staatsdiktatur von wenigen Intellektuellen über die russischen Massen, die er für ebenso unselbständig wie die schwarzen Massen der USA hielt.

Nationalismus und Internationalismus, temporäre, freiwillige Separation und Integration, Rassenstolz und Toleranz schlossen sich für DuBois nicht aus. Der universalen Versöhnung und Einigung der Völker, glaubte er, müsse deren nationale Einigung über die Klassengegensätze hinweg vorangehen. Zu welch problematischen Schlußfolgerungen das leicht führen kann, beweist DuBois' peinliche Eloge auf den chauvinistischen Historiker Heinrich von Treitschke: Treitschke, schrieb er im Jahre 1933, »schmiedete die deutsche Jugend zu jener großen, aggressiven Faust zusammen, die Deutschland im wahrsten Sinne des Wortes über alles hob«.[4] Zur nationalen Einigung der Schwarzen in den USA schwebte Dubois die Entwicklung eines kooperativen Staates im Staat vor, dessen rassenexklusive Institutionen die schwarze Bevölkerung bis zur ökonomischen Unabhängigkeit führen sollten.

Schwarzer Nationalismus wurde nach dem Ersten Weltkrieg so populär, daß die Kommunistische Partei sich genötigt sah, die UNIA zu umwerben. Nach Garveys unrühmlichem Abgang entwickelte sie eine neue Parteilinie, die sog. Black-Belt-Theorie. Sich auf Stalins Definition der Nation berufend, erklärten die Vertreter dieser Theorie den Rassismus aus der »Zwangsnationalisierung der Schwarzen« durch Segregation und interpretierten ihre Diskriminierung als nationale Unterdrückung. Daraus leiteten sie die Forderung nach Selbstbestimmung in den einstigen Sklavenhalterstaaten des Südens ab. Ob das als Neuordnung der amerikanischen Föderation oder als Abspaltung eines eigenen Staates gemeint war, blieb unklar, bis die Partei diese Linie 1943 fallen ließ.

Um 1930 begann W. D. Fard, ein Mann, der mit Regenmänteln hausierte, schwarzen Ghettobewohnern zu erzählen, daß sie der ursprünglichen und auserwählten Rasse Gottes angehörten und mit Allah, dem höchsten schwarzen Wesen, die heilige Stadt Mekka gegründet hätten. Die ausgebleichte weiße Rasse dagegen, lehrte Fard, sei Produkt eines dämonischen Zuchtexperiments des Empörers Yakub gegen Allah, der sie bestimmt habe, 6000 Jahre lang auf der Erde zu herrschen. Die Zeit der blauäugigen weißen Teufel, unter denen die Juden als die raffiniertesten eine Art Oberteufel bildeten, sei nun um. Allah habe deshalb ihm, seinem

Propheten Fard, aufgetragen, die Schwarzen auf das letzte Gefecht der bösen weißen mit den guten schwarzen Kräften vorzubereiten. Dafür gelte es, die von der Schurkenrasse und ihrer christlichen Religion gehirngewaschenen Schwarzen von ihrem Minderwertigkeitsgefühl zu befreien, sie den Islam, schwarzen Stolz und Rassensolidarität zu lehren. Als Fard vier Jahre später spurlos verschwand, übernahm der »hochwürdige Elijah Muhammad«, ein mit leiser Stimme befehlender zierlicher Mann, geschmückt mit einem sternbestickten Fez, die Führung der Sekte. Von Chicago aus gründete er überall im Land Muslim-Tempel, zog eine Kette von kleinen Lebensmittelläden auf und sorgte für stete Präsenz der paramilitärischen »Fruit of Islam«. Das Programm der »Nation of Islam« (NOI) hat sich seither kaum geändert. In der B. T. Washington-Tradition propagiert die Sekte Sparsamkeit, Bienenfleiß, Unabhängigkeit und Selbsthilfe. In Garveys Fußstapfen fordert sie Separation, Verbot von Mischehen, Zuteilung eines eigenen Territoriums und ökonomische Versorgung durch die einstigen Sklavenhalter für 20 Jahre. Sie ist gegen Wohlfahrtsstaat und offene Gesellschaft, für Familie, Nationalismus und Wohlanständigkeit. Der weibliche Idealtyp geht in weißem Kopftuch und bodenlangem Sackgewand einher. Die Männer tragen konservative Anzüge mit Fliegen und haben sehr kurze Haare. Romantische Liebe und Sex gelten als niedrig, Abtreibung und Homosexualität als Mittel zum rassischen Völkermord. Dazu kommen asketische Ernährungsregeln und die Verpflichtung auf absoluten Führergehorsam. Funktionäre der NOI bieten diese religiös-puritanische Ideologie in den Ghettos im Rahmen eines Drogenentzugsprogramms an. Unzählige verzweifelte Kleindealer und Fixer greifen dankbar zur Erklärung allen Übels mit der Teufelsrasse und nach dem beruhigenden Korsett rigider Gruppenzwänge. Sie werden so zu willfährigen Objekten extremster Arbeitsausbeutung und verleihen der NOI bis heute eine gewisse Reputierlichkeit.

Einer der vom kriminellen Drogensüchtigen zum arbeitssüchtigen Religions- und Rassenfanatiker gewandelten jungen Männer war Malcolm X. Er wuchs in tiefster Armut als Sohn eines vom Ku Klux Klan ermordeten Garveyanhängers auf. Gewaschen mit allen Wassern der Ghettokriminalität, ließ er sich im Gefängnis bekehren und wurde nach seiner Entlassung Priester des Muslim-Tempels zunächst in Detroit und später in New York. Er verehrte den hochwürdigen Elijah Muhammad in völliger Selbstaufgabe und setzte sein charismatisches Rednertalent und seinen Sinn für Public Relations mit äußerstem Ehrgeiz ein, so daß die Sekte stark an Einfluß gewann. 1960 soll sie 65 000 bis 100 000 Mitglieder gehabt haben. Aus Muhammads religiös-spintisierender Botschaft filterte das Sprachrohr X eine Mischung aus Garveyschem Rassennationalismus,

liberalistischer Eigentums- und Selbsthilfephilosophie à la B. T. Washington und revolutionärer Militanz heraus. »Wir sind für Separation«, sagte er: »Separation ist, wenn man etwas Eigenes hat. Man kontrolliert die eigene Ökonomie, die eigene Politik, die eigene Gesellschaft, alles Eigene. Ihr habt, was Euch, wir haben, was uns gehört.«[5] Wem aber nichts gehöre, der könne nicht immer friedfertig sein wie die Anhänger des Martin Luther King, die Freund und Feind verwechselten und masochistisch die andere Backe hinhielten. Es gelte, Fairneß zu verlangen, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Das sei der Preis für die Freiheit.

Während Malcolm zum dämonischen Pressestar, dem »Prediger des Hasses« wurde, entwickelte er Ansätze einer Imperialismus- und Kapitalismuskritik und begann Integration als Anpassung an ein politisches und soziales Unrechtssystem zu kritisieren. Er sehe keinen »amerikanischen Traum«, sagte er, nur einen »amerikanischen Alptraum«. Und den von Kennedy geschickt gezähmten Friedensmarsch auf Washington nannte er die »Farce auf Washington«. Muhammads politischem Enthaltsamkeitsgebot zuwider plädierte er für direkte Aktionen gegen die Ausbeutung der Schwarzen im Ghetto. Als er nach Kennedys Ermordung sagte, die Hühner kämen zum Brüten in den Stall zurück, meinend, daß sich die Gewaltförmigkeit der USA an ihrem eigenen Oberhaupt gerächt habe, fiel Malcolm bei seinem Führer in Ungnade. Auf einer Wallfahrt nach Mekka im Jahre 1965 gingen Malcolm die Augen auf. Zu seinem größten Erstaunen sah er dort keineswegs nur schwarze Anhänger Allahs, sondern Menschen aller Haut- und Haarfarben, »ein anthropologisches Paradies«.[6] Nach seiner Rückkehr in die USA nannte der Getäuschte den hochwürdigen Elijah Muhammad einen Religionsfälscher und Rassisten und verglich sich selbst mit einem aus dem Käfig entflogenen Papagei, der in Freiheit nicht mehr nachplappert, sondern selbst spricht. Er erzählte der Presse von einem geheimen Treffen der NOI mit Vertretern des Ku Klux Klan und von ständigen Kontakten mit dem Anführer der amerikanischen Neonazis. All das zusammen mit seinen nun unabhängigen, panafrikanisch orientierten politischen Aktivitäten sollte ihn nur wenige Monate später das Leben kosten. Malcom X bekannte sich nun zum klassischen Islam und zum Glauben an universelle menschliche Brüderlichkeit. Er distanzierte sich von der Verteufelung der weißen Rasse, rückte von seiner Frauenfeindlichkeit ab und begann mit der radikalisierten Bürgerrechtsbewegung und der Neuen Linken zu sympathisieren. Bis zum Schluß aber blieb er dem Nationalismus des leiblichen und des Ersatzvaters treu.

Malcolms Nachfolger als Günstling Elijah Muhammads wurde Louis Farrakhan, einst Korporal in Garveys Miliz in Chicago, dann Kalypsosänger mit dem Künstlernamen »The Charmer«. Nach Muhammads Tod

im Jahr 1975 wurde er zum Sektenoberhaupt und rückte in den achtziger Jahren mit seiner Unterstützung der Jesse-Jackson-Kandidatur ins Rampenlicht der Presse. Zusätzlich exponiert durch einen Antisemitismusskandal, in dessen Verlauf bekannt wurde, daß er das Judentum eine »Gossenreligion« und Hitler einen »großen Mann« genannt hatte, brachte es Farrakhan zu dämonischer Popularität bei einem Teil des weißen und zu Märtyrerehren bei einem Teil des schwarzen Publikums. 66 Jahre nach Garvey sprach der Führer der NOI im voll besetzten Madison Square Garden. »Ich warne die Juden«, sagte er dort ungeniert, »man kann zu Gott nicht ›nie wieder‹ sagen. Denn wenn er jemanden in die Gaskammer schickt, dann ist es für immer.«[7]

Farrakhan, dessen Sicherheitsberater ein früherer Grand Dragon vom Ku Klux Klan ist und dessen Sicherheitsdienst mit dem von Südafrika zusammenarbeitet[8], steht auf bestem Fuß mit verschiedenen weißen Rassistenorganisationen. Mit ihnen teilt er die Ideologie des Antisemitismus und das Ziel der Rassenseparation in einer amerikanischen »racial democracy« und, man staune, auch die Vorstellung von der schwarzen Unterschicht als einem unzivilisierten, unselbständigen Haufen, dem nur mit härtester Autorität beizukommen ist. Die schwarzen Massen, sagte Farrakhan in einem Interview mit der neofaschistischen Zeitschrift *Spotlight,* seien in ihrem gegenwärtigen Zustand nicht integrationsfähig. »Fahren Sie durch die Ghettos und sehen sich unsere Leute an, wie die leben. Wollen Sie, daß Ihr Sohn oder Ihre Tochter einen davon heiratet? Nein, das wollen Sie nicht. Aber wenn wir diese Menschen in die Mangel nehmen, dann produzieren wir intelligente Leute. Was das amerikanische System nicht kann, das können wir.«[9]

Farrakhan redet mit seiner Moralisierung sozialer Probleme und der Schuldzuweisung an die Opfer all denen nach dem Mund, die sich, um ihren Lebensstandard und ihre Karrieren bangend, nach radikalen Lösungen für die Probleme des »amerikanischen Alptraums« sehnen. Sein Vorschlag an die Regierung, alle schwarzen Gefängnisinsassen zu entlassen und irgendwo in Afrika seiner Autorität zu unterstellen, geht in diese Richtung. Wie schön wäre doch ein Amerika, in dem alle schwarzen Klein- und Großverbrecher beim ersten Knastbesuch auf Nimmerwiedersehen in Arbeitslagern der NOI verschwänden. Farrakhan seinerseits wäre als Alleinherrscher über das schwarze Lumpenproletariat nicht minder zufrieden. Bevor dieser Traum der Sozialdarwinisten aller Farben wahr werden kann, hält man sich an den gemeinsamen Feind und Sündenbock, die Juden. Unter dem Titel *The Secret Relationship Between Blacks and Jews* veröffentlichte die NOI ein Buch, das eine angebliche Schlüsselrolle der Juden im Sklavenhandel nachweist. Durch selektives Zitieren verschiedener, z. T. jüdischer Historiker fälschen die

Autoren die Geschichte schamlos. Einige mit der NOI sympathisierende Intellektuelle und der Rap-Star Ice Cube empfahlen das Buch wärmstens.

Der Separatismus der NOI und anderer islamischer und christlicher Sektierer trägt das Etikett »religiöser Nationalismus«, im Gegensatz zum »kulturellen« und zum »revolutionären Nationalismus«. Letzterer entstand Mitte der sechziger Jahre mit der Black-Power-Bewegung, die dem gemischtrassigen Kampf für Wahlrecht und Gleichberechtigung in der Tradition der Abolitionisten ein Ende setzte. Die blutige Gegenwehr der Vertreter von Rassismus und Segregation gegen die friedlichen Demonstrationen der Bürgerrechtler und die ökonomische Folgenlosigkeit der endlich erreichten Gleichheit vor dem Gesetz hatten in den Ghettos eine bislang unbekannte Wut entfesselt, die auf dem radikalen Flügel der Bürgerrechtsbewegung widerhallte. Zornige junge Männer, beeinflußt von Malcolm X, Mao Tse-tung, Fidel Castro und dem afrikanischen Guerillaführer Patrice Lumumba, verabschiedeten sich vom Reformismus, Legalismus, Pazifismus und der amerikanischen Identität ihrer reformistischen Brüder. Integration wurde nun pauschal mit der Anpassung an die gegebene Gesellschaft gleichgesetzt, schwarzer Nationalismus mit konsequenter Systemkritik und Militanz. Die radikalsten der Bürgerrechtsorganisationen schlossen ihre weißen Mitglieder aus, die Black Panther Party und andere rein schwarze Organisationen wurden gegründet. Nicht wenige weiße Bürgerrechtler unterstützten den neuen Nationalismus wie vor ihnen die Stalinisten der dreißiger Jahre. Auch die Spaltung der Black-Power-Bewegung in eine sozialrevolutionäre Fraktion um Eldridge Cleaver, die den Klassenkampf betonte und mit weißen Linken kooperierte, und eine panafrikanische um Stokely Carmichael mit dem Schwerpunkt auf rassischer Einheit war nicht neu. Die Black Panther Party entwickelte sich gegen Ende der sechziger Jahre in die erste der genannten Richtungen. Das, zusammen mit der Beliebtheit ihrer Aktivisten in den Ghettos, die die Menschen dort nicht nur gegen Polizeiübergriffe schützten, sondern auch ein Frühstücksprogramm für Schulkinder organisierten, brachte die berüchtigte COINTELPRO (counterintelligence program) des FBI auf den Plan. Deren mörderischen Aktivitäten fielen bis zu Beginn der siebziger Jahre 28 Panther zum Opfer.

Seit den frühen achtziger Jahren zeichnet sich eine Renaissance des revolutionären Nationalismus ab. Mehrere Organisationen wurden gegründet, darunter eine Neuauflage der Black Panther Party. Einig in der Überzeugung, daß die revolutionären Elemente Amerikas alles andere als weiß seien, unterscheiden sich diese Gruppierungen im Grad der angestrebten Separation. Während einigen die multikulturelle Reorganisation Amerikas unter der Führung einer Partei mit schwarzer Basis vor-

schwebt, greifen andere auf das Konzept der Black-Belt-Theorie zurück. Der radikalste Lösungsvorschlag ist der der »New Afrikan People's Organization« (NAPO). Mit ihrem Vorsitzenden, dem engagierten Rechtsanwalt Chokwe Lumumba, fordert diese Gruppe die Übergabe der Staaten South Carolina, Georgia, Alabama, Mississippi und Louisiana seitens der amerikanischen Regierung nebst einer hohen Summe an Reparationen. In jenen Staaten, so die Begründung, hätten Schwarze als Sklaven lange Zeit in absoluter Bevölkerungsmehrheit das Land bestellt, eigene Überlebensstrategien, einen eigenen Dialekt und eigene Bräuche entwickelt, bis rassistischer Terror viele aus dieser Heimat vertrieb. Die Vereinigten Staaten dagegen bilden laut NAPO keine Nation, sondern ein Empire, entstanden durch Invasion, Landraub, Sklaverei, Kolonisation und Völkermord an Eingeborenen und Afrikanern durch weiße europäische Siedler.

Wie einst Malcolm X und die Schwarzen Panther betrachtet die NAPO ihre Strategie der Selbstverteidigung als Alternative zum drohenden Völkermord. Garvey folgend will sie in ihrer Miliz eine »neuafrikanische Politkultur des Kampfes ums Überleben« schaffen. Zielgruppe der Rekrutierung sind jugendliche Mitglieder von Ghetto-Banden ab 13 Jahren, laut NAPO »irregeführte junge Krieger«[10], deren »Genius« es in nationale Militanz zu verwandeln gilt. Anders als die an der Rassenidentität orientierten religiösen und kulturellen Nationalisten betonen die Sprecher der NAPO den proletarischen Charakter ihrer Partei und deren durch Intellektuelle vermittelten wissenschaftlichen Sozialismus. Sie glauben weder an Yakub noch an die Überlegenheit der schwarzen Rasse, bestehen auf gleichen Rechten für Frauen und Homosexuelle und sind Abtreibungsbefürworter. Sie phantasieren ihre »New Afrikan Republic« als einen Hort sozialer Gerechtigkeit, religiöser und kultureller Toleranz, in dem auch Platz für nichtrassistische Weiße sein soll. Zum Sozialismusverständnis der NAPO gehört eine bestimmte Form von Internationalismus. Die Revolution, so Chokwe Lumumba, beginne mit der NAPO, den puertorikanischen und indianischen Unabhängigkeitsbewegungen und der mexikanischen Wiedervereinigungsbewegung. Sie wäre demnach die Summe verschiedener nationaler Befreiungskämpfe und würde in der Überwindung des amerikanischen Imperialismus zur nationalen Neuordnung eines Teils der Welt führen. Wie für DuBois gelten Nationalismus und nationale Einheit als Voraussetzung für internationalistische Bündnisse. Mehr noch als seinerzeit DuBois, und verstärkt durch die dem Zionismus verwandte Utopie der eigenen Staatsgründung samt Ansätzen militaristischer Ideologie, riskieren die Aktivisten der NAPO den Absturz ins Reaktionäre. Haben sie sich doch mit ihrem Versuch, einen nationalen Sozialismus zu schaffen, auf jene gefährliche

Gratwanderung zwischen rechts und links begeben, von der die Geschichte kaum Gutes zu berichten hat.

Auf dem politisch reformerischen Flügel der Black-Power-Bewegung entstand der zeitgenössische kulturelle Nationalismus, Enkel der »Race First«-Prediger à la Bishop Turner und Marcus Garvey. »Die Revolution, in der wir kämpfen, muß die Köpfe der Menschen erobern«[11], sagte Maulana Karenga, der wortgewaltige Gründer der Organisation »US« (Wir), die mit den Panthern in erbitterter Fehde lag. Während fast alle Black-Panther-Veteranen heute tot, im Gefängnis oder im Exil sind, ist Karenga Exekutivdirektor des Instituts für panafrikanische Studien in Los Angeles. Seine Philosophie des »Kawaida« hat großen Einfluß auf das Denken vieler Afroamerikaner und wird an unzähligen Schulen gelehrt. Kawaida betont den Gemeinschaftssinn als edelste schwarze Eigenschaft. »Ich« wird klein, »Wir« groß geschrieben. Zweck dieser Philosophie ist die Wiederherstellung und Neuformulierung der gemeinsamen Kultur der Afroamerikaner als Quelle neuen Selbstbewußtseins. Oberstes Dogma ist die These von der alt-ägyptischen Zivilisation als Wiege der westlichen Welt, geschaffen von schwarzen Menschen. Jedes Volk, sagt Karenga, der sich unkritisch auf Garvey beruft und auch viel Gutes über die NOI zu sagen hat, erkenne sich selbst und werde von anderen an seinen historischen Taten gemessen. »Ein Volk, dessen Leistungen gering oder dessen Kenntnisse von seiner Geschichte mangelhaft sind, entwickelt dementsprechende Eigenschaften.«[12] Meinten das nicht auch die Kolonialherren in Afrika, die sich ein Recht auf Mißhandlung, Unterwerfung und Versklavung der geschichtslosen Wilden anmaßten? Hätten sie sich anders verhalten, wenn ihnen ihre Opfer erzählt hätten, daß die alten Ägypter schwarz und Lehrer der griechischen Philosophen waren? Spiegelt diese Aufforderung zum Vorurteilsdenken in der Beurteilung von Individuen nach rassischer oder nationaler Herkunft nicht eben den Rassismus wider, den Karenga zu bekämpfen vorgibt? Dafür würde auch seine große Sympathie für die sogenannten Melanin-Wissenschaftler sprechen. In seinem Buch *Introduction to Black Studies* beruft sich Karenga auf die Psychiatrin Frances Cress Welsing, die das Phänomen des weißen Suprematismus auf einen Mangel der weißen Rasse an dem Pigment Melanin zurückführt, und auf andere »Wissenschaftler«, die Minderwertigkeit der weißen und Überlegenheit der schwarzen Rasse aus einer entsprechenden genetischen Konstellation ableiten. Karenga ist eine ebenso einflußreiche wie umstrittene Figur und hat von progressiver Seite viel Kritik erhalten.

Anders ist das mit dem kulturellen Nationalisten Harold Cruse, jenem hochgeschätzten Historiker, heute Professor an der University of Michigan, dessen 1967 zuerst erschienenes Buch *The Crisis of the Negro*

Intellectual noch immer als Klassiker gilt. Cruse hält die Kämpfe zwischen Rassen, Nationen und Volksgruppen für das treibende Element in der Geschichte. Aus diesem Blickwinkel interpretiert er die amerikanische Gesellschaft als Summe ethnischer, religiöser und nationaler Machtgruppen, deren wichtigste die Protestanten, die Katholiken und die Juden seien. Weil Cruse die Konkurrenz dieser Gruppen für permanent hält, empfiehlt er die freiwillige Separation der schwarzen Bevölkerung in ihren traditionellen Wohngegenden. Auch er setzt Integration mit Assimilation an die gegebene Gesellschaft gleich. Sich auf DuBois berufend, läuft sein Gegenkonzept auf die Reorganisation z. B. Harlems durch eine neu zu schaffende schwarze Mittelklasse hinaus, die sich in Kooperativen organisieren und die technische Verwaltung des Stadtteils übernehmen soll. Als Avantgarde dieser Mittelklasse, meint Cruse, sollen die Intellektuellen zur treibenden Kraft einer Kulturrevolution mit dem Ziel einer »neuen nationalen Synthese« werden.[13] Der schwarze Mittelstand, rügt er, habe die Künstler der »Harlem Renaissance«, der Blüte afroamerikanischer Kultur der zwanziger Jahre, im Stich gelassen. Den schwarzen Künstlern und Intellektuellen selbst wirft Cruse vor, dem europäischen Sozialismus und Kommunismus auf den Leim gegangen zu sein, statt eigene nationale Konzepte zu entwickeln. Aufs opportunistischste hätten sie sich von weißen, besonders jüdisch-kommunistischen Bevormundern manipulieren und ausbeuten lassen. Den Juden nämlich sei es gelungen, die kommunistische Partei zu dominieren und ihre eigene nationale Kultur darin zu etablieren. Krönung des so gewonnenen Sieges der Juden über die Schwarzen in der CPDSU sei ihre Selbsternennung zu Experten der Negerfrage. Nicht die kapitalistische Bourgeoisie habe »die große Gehirnwäsche der schwarzen Linksintellektuellen« besorgt, sondern »jüdische Intellektuelle aus der kommunistischen Partei«.[14] Cruse, der den Holocaust aus der Konkurrenz zweier sich auserwählt dünkender Völker erklärt, fordert seine Brüder an anderer Stelle auf, vom Erfolg des jüdischen Nationalismus im Zionismus zu lernen. In seinem manchmal wahnhaft anmutenden nationalen Konkurrenzdenken steigert sich der hochgebildete, brillant schreibende Autor zu der These, daß man die Radikalität eines amerikanischen schwarzen Intellektuellen daran messen könne, ob er bereit sei, die Juden zu kritisieren. Falls nicht, sei es sicher, daß er mit einer jüdisch/zionistisch beeinflußten Bürgerrechtsgruppe zu tun habe. Wie der vor allem bei religiösen und kulturellen schwarzen Nationalisten grassierende Antisemitismus zeigt, scheinen sich seither viele bemüht zu haben, den Cruseschen Härtetest zu bestehen.

Im schwarz-nationalen Denken aller Fraktionen fallen zwei scheinbar widersprüchliche Elemente auf: ein sich gegen die angeblich westlich-

europäischen Werte des Egoismus und Eigennutzes abgrenzender Kollektivismus und ein sich auf Identität, Kultur, Eigentum und Land beziehender Individualismus. Die angebliche schwarze Kardinaltugend des Kollektivismus wird oft kostümreich-folkloristisch im Sinne der Lebensfreude gefeiert, dient aber auch der Verzichtsideologie des »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«. Das »Glaubensbekenntnis« der NAPO z. B., eine Auflistung der Mitglieder-Pflichten, stellt die Gemeinschaft über das Individuum. Daraus ergibt sich der »Glaube« an Familie, Gemeinde und selbstlose Vaterlandstreue. Auch wenn an der Beanspruchung des Gemeinschaftssinns für die schwarze Rasse und dessen Ableitung aus der afrikanischen Vergangenheit etwas dran sein sollte – ist der dazugehörige Mangel an Individualismus nicht auch Folge von Beschädigung? Jahrhundertelang weigerten sich die weißen Herrscher der USA, Afroamerikaner als Menschen und Individuen anzuerkennen, behandelten sie vielmehr als Teil einer subhumanen, undifferenzierten Spezies. Zusammengepfercht wie Vieh hausten die Sklaven auf den Plantagen, viel zu wenig Wohnraum haben die Ghettobewohner noch heute. Alles, was ein Schwarzer tat und sagte, wurde (und wird noch heute) von Weißen als Äußerung seiner Rasse interpretiert. Das Einheitsgefühl, das die Ausgegrenzten, Entmenschlichten und Entindividualisierten als Reaktion auf solche Zwangskollektivierung entwickelt haben dürften, war sicher eine Hauptquelle des Widerstandes. Trägt es aber nicht auch das Kainszeichen seines repressiven Ursprungs, so daß einheitsuchender Rassenstolz und Nationalismus der Kompensation kollektiver Minderwertigkeitsgefühle dienen, den Ruf nach dem Führer provozieren und zum günstigen Nährboden für autoritäre Demagogen werden?

In scheinbar krassem Gegensatz zum beschriebenen Kollektivitätskult stehen nicht nur die Grundsätze der protestantischen Ethik, die seit Washingtons Zeiten Eingang in sämtliche nationalistische Gruppierungen fanden, sondern auch die Vorstellung, sich auf kulturellem Wege etwas Eigenes, eine Art ideelles Eigentum als Identität zu schaffen. Wie in anderen Emanzipationsbewegungen, z. B. der feministischen, reproduziert eine so gefundene Identität oft die alten diffamatorischen Klischees. Der Ideologie von den Frauen als den besseren, weil kriegsunfähigen Menschen entspricht das Stereotyp der kollektiv fühlenden Neger, denen die Musik im Blut liegt. Zum fragwürdigen Inhalt der jeweiligen Identitäten kommt die damit verbundene zwanghafte Loyalität der eigenen Gruppe gegenüber, die oft zu Intoleranz und unversöhnlichem Haß führt, sei es als feministische Männerverteufelung oder als afrozentrischer antiweißer Rassismus und Antisemitismus. Der dem Besitzdenken entspringende Glaube an Naturwüchsigkeit und Unvermeidbarkeit von Konflikten zwischen Menschengruppen à la Harold Cruse schließlich

verewigt Neid, Konkurrenz und Eigentumsfetischismus, kurz, die Gesellschaft, in der wir leben.

So verständlich es angesichts der blutigen Geschichte ihres Befreiungskampfes, ihrer nie endenden Unterdrückung, Ausbeutung und Isolation auch ist, wenn Afroamerikaner das Bedürfnis entwickeln, ihren Kram endlich alleine zu machen; so nobel die Motive der NAPO-Aktivisten, so unterstützungswürdig ihre Forderung nach Selbstbestimmung und so berechtigt ihre Kritik am US-Empire auch sein mögen: Niemand kann den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Schwarzer Nationalismus und Separatismus zeugen noch immer vom aufgezwungenen Pessimismus der frühen Zurück-nach-Afrika-Bewegung, vom anpasserischen Konservatismus des B. T. Washington und vom potentiellen Faschismus des Marcus Garvey. Wie einst die Übernahme der Kolonisationsidee von überzeugten Sklavenhaltern und das Interesse des Ku Klux Klan an Garvey, so beweisen heute die Kontakte weißer Suprematisten mit der »Nation of Islam«, wie gut schwarzer Separatismus weißen Rassisten in die Hände arbeiten kann. Clintons Distanzierung von der Integrationistin Guinier erscheint vor diesem Hintergrund wie das Menetekel einer bösen Zukunft. Im Nationalismus der Opfer spiegelt sich die Apartheid der Täter, in der Romantik des Afrozentrismus die Borniertheit der westlichen Werte, im Vitalismus des Schwarzen Panthers die Brutalität der blonden Bestie.

Anmerkungen

1 Marcus Garvey, in: *Marcus Garvey and the Vision of Africa*, hrsg. v. John Henrik Clarke, New York 1974, S. 73.
2 Marcus Garvey, a. a. O., S. 297, 159, 158, 378, 312.
3 W. E. B. DuBois, in: *W. E. B. DuBois – a Reader*, hrsg. v. Andrew Pascal, New York 1993, S. 32.
4 W. E. B. DuBois, a. a. O., S. 57.
5 Malcolm X, in Malcolm X, *The Last Speeches*, hrsg. v. Bruce Perry, New York 1990, S. 38/40.
6 Malcolm X, a. a. O., S. 85.
7 Louis Farrakhan, zit. n. Christopher Hitchens, »The False Messiah Who Hates Jews«, in: *The Spectator*, 25. Januar 1986, S. 2.
8 Aussage des bekannten Enthüllungsjournalisten Dennis King.
9 Louis Farrakhan, in: *Spotlight*, 23. Juli 1990.
10 *By Any Means Necessary*, Juni/Juli 1992, S. 5.
11 Maulana Karenga, zit. v. Robert L. Allen in: *Black Awakening in Capitalist America*, New Jersey 1990, S. 54.
12 Maulana Karenga, *Introduction to Black Studies*, Los Angeles 1992, S. 344.
13 Harold Cruse, *The Crisis of the Negro Intellectual*, 1967, S. 344.
14 Harold Cruse, a. a. O., S. 158.

Anmerkungen der Redaktion

Peter König, geb. 1971; Abitur in Offenburg, Schreinerlehre, z. Zt. Zivildienst; Herausgeber der wenig beachteten Zeitschrift *Der Pathologe*, die seit 1990 erscheint.

Selbstporträts: Drei Gymnasiumsklassen – in Ostberlin, Frankfurt am Main und Tutzing – haben sich auf Anregung ihrer Deutschkursleiterinnen bereit erklärt, zu dem von der Kursbuch-Redaktion vorgeschlagenen Thema »Wie ich mich selbst sehe« Aufsätze zu schreiben. Die hier abgedruckte Auswahl hat die Redaktion getroffen. Wir danken allen, die mitgemacht haben.

Die Texte von Frank (S. 81) und NN (S. 65) sind Auszüge aus Interviews, die Sabine Brand mit Jugendlichen aus der ehemaligen DDR gemacht hat. Wir bedanken uns für die Abdruckerlaubnis.

Jörg Bergmann, geb. 1946, ist Professor für Soziologie an der Universität Gießen.

Claus Leggewie, geb. 1950, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Gießen; lebt in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien sein Essayband *Alhambra. Der Islam im Westen* (Reinbek 1993).

Bodo Morshäuser, geb. 1953, Schriftsteller, lebt in Berlin (West). In diesem Herbst erscheint *Warten auf den Führer*; der hier veröffentlichte Text ist eine Vorarbeit dafür.

Horst Domdey, geb. 1933, ist Professor für Deutsche Literatur der Neuzeit an der Freien Universität Berlin.

Dietmar Sturzbecher, geb. 1953, Lehrer, Psychologe; seit 1990 Leiter des Instituts für angewandte Familien-, Kindheits- und Jugendforschung e. V. in Potsdam. 1992 erschien von ihm (gemeinsam mit P. Dietrich) *Jugendszene und Jugendgewalt im Land Brandenburg*.

Peter Dietrich, geb. 1960, Lehrer; seit 1992 Leiter des Referats »Jugendforschung« am Institut für angewandte Familien-, Kindheits- und Jugendforschung e. V. in Potsdam.

Wolfgang Brück, geb. 1936, Rechts- und Kriminalsoziologe, arbeitete als Lehrer, im Jugendstrafvollzug (1963–1967) und von 1975 bis 1990 am Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig.

Sabine Sauer und Detlev Konnerth (geb. 1959 bzw. 1957) arbeiten in der von ihnen selbst gegründeten Fotoagentur »Lichtblick« in Berlin (West).

Martin Schröder, geb. 1967 in Berlin (Ost), Schriftsetzer, Journalist und Autor, studiert zur Zeit Sozialpädagogik. Herausgeber des Sammelbandes *Kindheit – ein Begriff wird mündig. Miteinander wachsen statt erziehen* (Drachen-Verlag 1992).

Wolfgang Engler, geb. 1952, Soziologe, lehrt Kultursoziologie am Institut für Schauspielregie in Berlin (Ost). 1992 erschien von ihm: *Selbstbilder. Das reflexive Projekt der Wissenssoziologie* (Akademie Verlag Berlin).

Peter Schneider, geb. 1940, lebt und schreibt seit 1961 in Berlin (West). Zuletzt erschien von ihm der Roman *Paarungen* (Berlin 1992).

Klaus Hartung, geb. 1940, lebt als *Zeit*-Redakteur in Berlin (West).

Ernst Uhrlau, geb 1946, Sozialwissenschaftler; 1981 bis 1991 stellvertretender Leiter des Hamburger Verfassungsschutzes; Januar bis Mai 1991 Aufbau der Verfassungsschutzbehörde des Landes Brandenburg; seit November 1991 Leiter des Landesamtes für Verfassungsschutz der Freien und Hansestadt Hamburg.

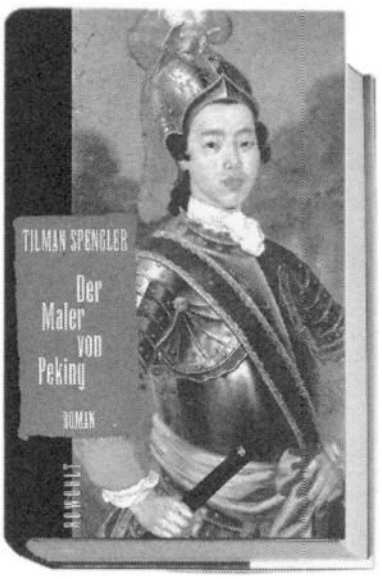
Ulrike Heider, Publizistin und Sachbuchautorin, lebt in New York.

Vorschauen auf die Kursbücher 114 und 115 enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17.

Maler, Mörder, Miniaturen

Perspektive

Lazzo, ein junger Maler aus Mailand, erhält die Chance dem Kaiser von China die



Zentralperspektive nahezubringen, die als Allheilmittel gegen Vielgötterei gilt. Doch seine Mission ist nicht besonders erfolgreich, aus dem Italiener Lazzo wird der Hofmaler Yang Man-shih, der perfekt chinesisch spricht und sich in die geheimnisvolle Mi-lan verliebt. – Tilman Spengler ist die Verwandlung eines authentischen historischen Ereignisses in eine unterhaltsame und zugleich nachdenklich stimmende Parabel über Religion, Wissenschaft, Kunst und Moderne gelungen.

Tilman Spengler
Der Maler von Peking
Roman. 208 S. Geb.
DM 36,–/öS 281,–/sFr 36,–

Denkbilder

Postkarten mit Porträts und Plätzen hat Wilhelm Genazino gesammelt und seine Gedanken dazu aufgeschrieben – in der Tradition der (Benjaminschen) Denkbilder.

Wilhelm Genazino
Aus der Ferne
Texte und Postkarten
72 S. Ppbd.
DM 36,–
öS 281,–
sFr 36,–

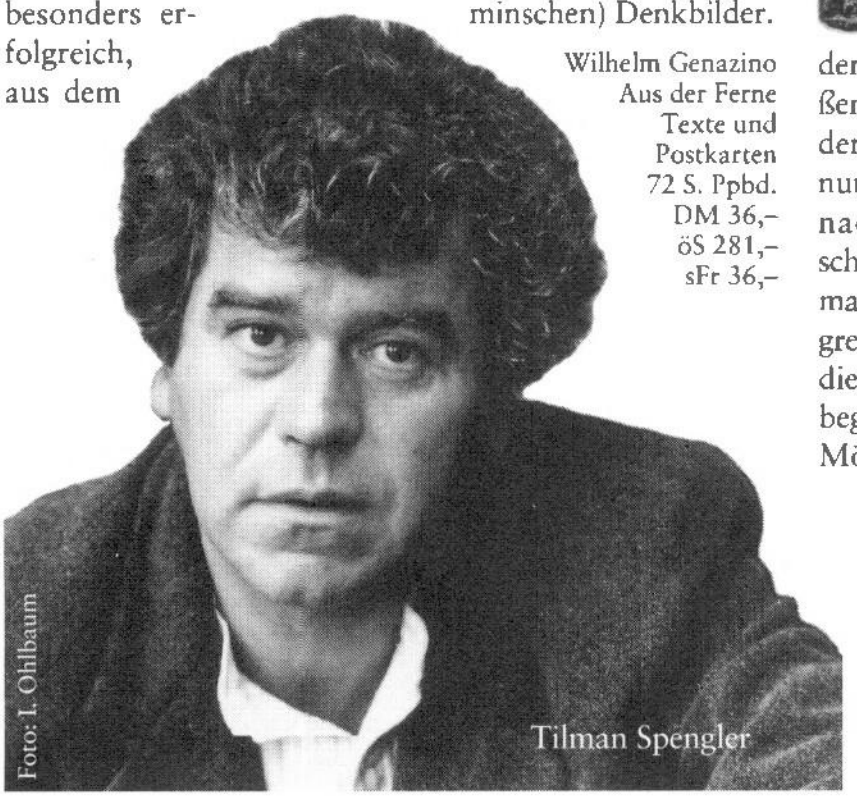
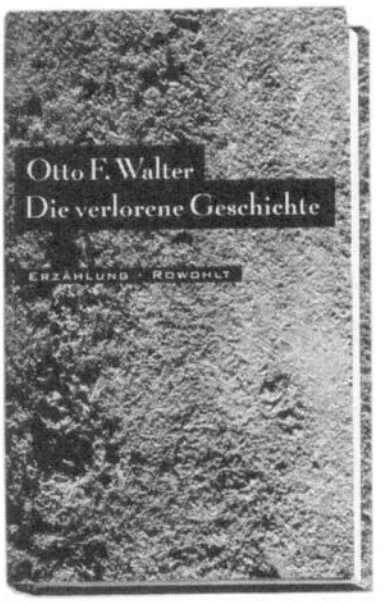


Foto: I. Ohlbaum

Tilman Spengler

Gewalttäter

Otto F. Walter ist «in seiner leisen Hartnäckigkeit einer der wichtigsten, der wirkungsstärksten Schriftsteller in der deutschen Schweiz» (FAZ). Seine neue Erzählung handelt von dem jungen Eisenleger Paul «Polo» Ferro,



der nachts durch die Straßen fährt, sehnsüchtig, auf der Suche nach Anerkennung, nach Geborgenheit, nach Liebe. Und dann schlägt sein Sanftmut auf einmal um in Selbsthaß und grenzenlose Brutalität. Bleibt die Frage: Wann und wie beginnt es, daß einer zum Mörder wird?

Otto F. Walter
Die verlorene Geschichte
108 S. Geb. DM 29,80
öS 233,–/sFr 29,80

Rowohlt

Schon gelesen?

ERICH FRIED
Mitunter sogar Lachen
Ein Buch der Erinnerung an die Jugend in Wien und die ersten Jahre der Emigration in London in einer reich bebilderten Geschenkausgabe.
Leinen. 160 Seiten, DM 32.–

RAMÓN GÓMEZ DE LA SERNA
Madrid. Spaziergänge
Ramón, Schriftsteller und seinerzeit intellektueller Mittelpunkt Madrids, als kundiger Führer über die Plätze, Straßen, Flohmärkte und in die verborgenen Winkel der spanischen Hauptstadt.
Ausgewählt und mit einem Nachwort von Fritz R. Fries.
Aus dem Spanischen von Gerda Schattenberg.
SVLTO. Rotes Leinen. 144 Seiten, DM 24.80

JAVIER TOMEO
Das umstrittene Testament des Gaston de Puyparlier Roman
Ein teures Testament, eine einseitige Liebesgeschichte. Wahrheit und Fälschung, Liebe, Einsamkeit und Verzweiflung – Javier Tomeos große Themen, diesmal im Gerichtssaal kunstvoll kurz und klein geschlagen und beäugt durch die beschlagenen Brillen der erhitzten Kombattanten.
Aus dem Spanischen von Peter Schwaar.
Quartheft 184. 128 Seiten, DM 24.80

BERNARD VINCENT
»Das Jahr der Wunder« Spanien 1492:
Die Vertreibung der Juden und Mauren und die Einführung der Grammatik
Bernard Vincent zeigt, warum gerade Spanien zum Schauplatz der großen Ereignisse von 1492 wurde und wie die übrige westliche Welt seitdem mit der Erinnerung daran umgegangen ist.
Aus dem Französischen von Una Pfau.
Englische Broschur. 208 Seiten, DM 39.80

PIER PAOLO PASOLINI
Große Vögel, kleine Vögel
Eine Neuentdeckung und zum ersten Mal auf Deutsch: Wie Pasolini allen Dogmatikern den Vogel gezeigt hat, den kleinen und den großen. Oder: Über die Anarchie der Kunst und den Mangel an Heiterkeit in der Politik.
Aus dem Italienischen von Karin Fleischanderl.
208 Seiten mit vielen Fotos, DM 36.–

GESUALDO BUFALINO
Museum der Schatten
Ein ›Museum‹, neu illustriert:
Geschichten aus dem alten Sizilien, über verschwundene Berufe, alte Redewendungen, vergessene Orte und Gebräuche.
Aus dem Italienischen von Maja Pflug.
SVLTO. Rotes Leinen. 96 Seiten, DM 19.80

VITO FUMAGALLI
Mensch und Umwelt im Mittelalter
Ein leicht zu lesendes und unterhaltsames Buch über das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt im Mittelalter, geschrieben von einem hervorragenden Kenner der italienischen Agrargeschichte.
Aus dem Italienischen von Walter Kögler und Dagmar Zerbst.
Wagenbachs Taschenbuch 214.
104 Seiten, DM 16.80

ROBERT PINGET
Theo oder die neue Zeit Roman
Verschwörung des Alters mit der Kindheit gegen das Diesseits der Erwachsenen. Eingehüllt in nicht abreißendes Gemurmel, Gekicher und raschelnde Seiten, befragt der große französische Romancier sein Werk und sich selbst.
Aus dem Französischen von Gerda Scheffel.
Quartheft 182. 80 Seiten, DM 19.80

bei

Wagenbach

Jugend 93

LECHTS RINKS

Rückkehr zur braunen Pest?
Sackgasse Jugendkultur?
Keine Alternative?

Wer nicht kämpft,
hat schon verloren!

Wolltest Du
nicht schon immer
mal aktiv werden?
Die Zeit ist reif dafür!

Arbeitskreise:
ANTIFA+FRAUEN+
INTERNATIONALES+
ÖKOLOGIE+JUGEND

Jusos

Jusos Berlin
Müllerstr. 163 • 15553 Berlin (Wedding)
Tel: 469 21 32

"Am rechten Rand" stellt die verschiedenen "Spielarten" der Rechten dar und bietet einen fast kompletten Überblick über die Organisationen der alten und neuen Rechten.

180 Seiten, Klappbroschur, mit vielen Abb., DM 28,00, ISBN 3-89472-080-8

Der fortschreitende Verfall der klassischen Autoritäten führt zu einer Orientierungskrise vieler Jugendlicher. Praxisberichte und Analysen zeigen Wege aus dem Abseits.

200 Seiten, Pb., DM 28,-
ISBN 3-89472-075-1

SCHÜREN

Claudius Ohder

Gewalt durch Gruppen Jugendlicher

Eine empirische Untersuchung am Beispiel Berlins

Aus dem Inhalt:

Jugendgewalt aus historischer Sicht

Erklärungen des Phänomens Jugendgruppengewalt

Bezugspunkt Gewalt

Möglichkeiten gesellschaftlicher Reaktionen auf Gewalt durch Jugendgruppen

Hitit

Berlin 1992
261 Seiten, broschiert
ISBN 3-924423-13-x
Preis 19,80 DM

Besselstr. 13 · 10969 Berlin

01

Wilfried Breyvogel (Hg.)

Lust auf Randale

Jugendliche Gewalt gegen Fremde

Dietz Taschenbuch

DM 16,80/öS 131/sFr 17,80 Dietz-TB 52

Jugendliche Gewalt und pädagogische Herausforderung

Gabi Gillen, Michael Möller

Tanz auf dem Vulkan

Geschichten über Gewalt

Dietz Taschenbuch

DM 18,80/öS 147/sFr 19,80 Dietz-TB 54

Reportagen über das Gefühl allumfassender Bedrohung

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Die Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften im 35. Jahrgang

Elfriede Jelinek: Wie Bäche vereinigen sich jetzt die Reden.
Oskar Negt im Gespräch mit Wolfgang Fritz Haug: Ende der Nachkriegszeit - Ende des Antifaschismus?
Lothar Baier, Pierre Bourdieu, Reinhard Rürup: Prüfende Blicke auf die Gefahr und ihre Abwehr.
Klaus Michael Bogdal: Von Glatzen und Gaffern.
Zygmunt Bauman: Rassismus, Antirassismus und moralischer Fortschritt.
Wolfgang Bialas: Antifaschismus in der DDR.
Wolfgang Kowalsky: Nicht Antifaschismus, sondern Antirechtsextremismus?
Arno Klönne: Abschied vom Antifaschismus?
Thomas Laugstien: Das Heiber-Syndrom. Reaktionen auf eine Faschisierung der Faschismusdeutung.

Einzelpreis DM 14,-. Jahresabonnement DM 72,-

Neu:
Argument Sonderband
Neue Folge
Band 203
304 Seiten
DM 25,00

Die hier gesammelten Arbeiten eignen sich als Studienbuch zur Einführung in die Ideologie-Theorie. Ausgehend vom Begriff der "ideologischen Mächte" werden Funktionen, Praktiken und Effekte des Ideologischen durch die verschiedenen gesellschaftlichen Sphären verfolgt. Das Ideologische wird gefaßt als widersprüchliches Kampffeld und institutioneller Rahmen hegemonialer Herrschaftssicherung. Die Aufsätze untersuchen Zusammenhänge von Ideologie und Arbeitsteilung, Geschlechterverhältnisse, Subjektkonstitution, Moral, Ästhetik und Philosophie und bringen exemplarische Studien zum Antisemitismus und zum "ideologischen Klassenkampf von oben."

Argument Verlag

Rentzelstraße 1 · 20146 Hamburg · Tel. 040 45 36 80

ROWOHLT
BERLIN

Abschied von der Schönwetterdemokratie

160 Seiten.
Gebunden.
DM 28,–

In keinem Land wird so heftig vor den Deutschen gewarnt wie in Deutschland selbst. Dabei ist das geeinte Deutschland keineswegs zu nationalem Größenwahn zurückgekehrt, sondern bietet eher ein Bild größtmöglicher Orientierungslosigkeit. Politiker reden von neuer Nachdenklichkeit, beschwören ihre eigene Glaubwürdigkeit. Die Bürger reagieren mit Politikverdrossenheit. Cora Stephan, polemische Beobachterin der Sitten und Gebräuche in diesem unserem Lande, analysiert die Konjunkturen der politischen Kultur seit 1968: vom Tugend- und Pflichtkanon zum Betroffenheitskult unserer Tage.

Frans Krajcberg „Bilder aus dem Feuer“

Verbrannte Baumstämme und Lianen aus dem Regenwald Brasiliens formt Frans Krajcberg zu totemgleichen Skulpturen angesichts einer von der ökologischen Katastrophe bedrohten Welt. Eine aufrüttelnde Kunst und ein Buch von anklagender Schönheit

Textbeiträge:
Tias, Paulo Herkenhoff,
Pierre Restany,
Marie Odile Briot
Umfang: 160 Seiten
Abbildungen:
85 großformatige,
z.T. doppelseitige
Farbfotos
Format: 35 x 25,5 cm
Einband:
geb. mit Schutzumschlag

DM 88,–

ISBN: 3-922619-24-X

In jeder Buchhandlung erhältlich

DA Verlag Das Andere